Litt: M. N° 9.

Anthr.

39a.

— 7/xb 8/1. 48.

Geschichte

des

Menschen

von

Villaume.

Dritte von neuem bearbeitete Auflage.

Leipzig, 1802.

bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Du haſt ihn ein wenig geringer, als die Engel, ge-
gemacht; mit Ehr und Würde haſt Du ihn ge-
krönt.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BARCINONENSIS.

Vorrede.

Zu der ersten Ausgabe habe ich keine Vorrede gemacht; ich hielt sie für überflüssig, weil ich vermuthete, daß mein Buch schon selbst meine Absicht und seinen Gebrauch anzeigen würde. In den öffentlichen Blättern aber vermißte man eine Vorrede; also habe ich mich geirrt, und ich will hiermit meinen Irrthum wieder ins Gleiche bringen.

Meine Absicht war, der Jugend ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem sie das Wichtigste, das den Menschen angeht, lernen könnte. Meiner Absicht nach, soll dies Buch nicht allein den Menschen practisch kennen lehren, und manche Vorurtheile vertreiben, sondern auch eine Grundlage der Logik und der Moral seyn. Wohl genutzt, muß, wenn meine Absicht erfüllt werden soll, der junge Mensch daraus lernen, wie er sich vor den Täuschungen der Sinne, der Leidenschaften und der Menschen verwahren kann; und wie er mit seinem Körper und dessen Gesundheit, mit seiner Seele und ihrer Bildung, mit seinen Hoffnungen und Wünschen, und mit den Menschen umgehen soll, um vergnügt und glücklich zu leben. Er wird darin Eltern- und Menschenliebe lernen können; die Verfassung, die Zwecke, die Absichten, den Nutzen und die Obliegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft finden; er wird den Menschen in sich und Andern verehren, und seinen Schöpfer anbeten lernen. Mit einem Worte,

dieses Buch soll statt vieler andern dienen, und die Grundlage alles dessen enthalten, was Allen zu wissen nöthig ist.

Erwachsene Jünglinge und Mädchen, deren Verstand schon Bildung erhalten hat, können es für sich lesen — Kindern muß es erklärt werden. Es ist ein Lesebuch in Schulen und ein Compendium für den Lehrer.

Ich habe das historische Gewand gebraucht. Im Grunde ist die Geschichte, im weitläufigsten Verstande genommen, die Quelle alles unsers Wissens; und ihre Gestalt ist noch immer für jedes Alter die angenehmste.

Nicht auf die Jugend und den Schulunterricht allein hab' ich mich eingeschränkt. Viele Leute lesen, und auch manchmal etwas Nützliches; ein solches Buch wird ihnen die Zeit nicht ganz unnütz verderben.

Ich habe mich so kurz, als möglich, zu fassen gesucht, um so viel als möglich zu nützen. Ein weitläuftiges Werk, wenn es auch sonst gut ist, wird wenig gekauft, uud noch weniger gelesen.

Es ist wohl nicht möglich, sich ganz auf eine genau bestimmte Classe von Lesern einzuschränken. Um nutzbar zu werden, muß man schon seinen Gesichtskreis über mehrere, aber doch immer verwandte, Gattungen ausdehnen. Dann ist es aber unvermeidlich, daß dem einen Leser etwas überflüssig vorkomme, was dem andern bestimmt war. Diejenigen, die zum Zeitvertreib ein nützliches Buch zur Hand nehmen, werden gewiß die

ersten Kapitel dieses Werks ziemlich entbehrlich finden; die Jugend braucht vor der Hand das Kapitel von der ehelichen Gesellschaft eben so wenig, als der Katechismusschüler die Lehre von den Pflichten des Bischofs. Der Jüngling wird sich wenig um das bekümmern, was das weibliche Geschlecht angeht; und so umgekehrt. Aus diesem Grunde aber müßte dieses Werk fünf- oder sechsmal geschrieben werden, mit den wenigen Abänderungen, die einer jeden Classe zukommen. Das ist nicht thunlich, und das Publikum würde über Betrug schreyen.

Noch eine Absicht hatte ich bey der Verfertigung meines Werkes. Die Urschrift ist französisch. Ich wollte zugleich die Uebung in einer beliebten Sprache mit dem Sachunterricht verbinden, meine deutsche Uebersetzung sollte zugleich dem ein Hülfsmittel seyn, der sich in der Erlernung der französischen Sprache selbst weiter fortzuhelfen sucht.

In dieser dritten Auflage habe ich manche Veränderung getroffen, welche die Zeitläufte und meine dießmalige Vorstellungsart mir zu erheischen schienen.

Brahetrolleburg in Fühnen im Julius 1801.

Inhalt.

I. Abschnitt. Vom Aeußern des Menschen. Seite 1
1 Kap. Vom Leibe und von den Gliedern. " 1
2 — — Kopf und seinen Theilen. " 9
3 — — den Sinnen. " " 16
4 — — der Gestalt des Menschen. " 30
II. Absch. Bedürfnisse des Menschen. " 38
1 Kap. Von Essen und Trinken. " 33
2 — — der Kleidung. " " 42
3 — — der Wohnung und Hausgeräth. 47
4 — — der Ruhe. " " 59
5 — — den Vergnügungen. " 63
6 — — der Arbeit. " " 82
III. Absch. Von der innern Beschaffenheit des menschlichen Leibes " " 87
1 Kap. Von dem Knochenbau. " 87
2 — — den andern festen Theilen. " 94
3 — — den Eingeweiden. " " 98
1 Artikel. Von dem Umlauf des Bluts. 98
2 — Von den Eingeweiden des Unterleibes. " " 104
4 — Von der Bewegung. " " 113
IV. Absch. Geschichte der verschiedenen Zeiten des Lebens. " 118
1 Kap. Von der Kindheit. " 118
2 — — den Kinderkrankheiten. " 128

3 — Fortsetzung der Gesch. der Kindheit. S. 133
4 — Von der Mühe der Eltern mit den Kindern. 140
5. — Jünglingsalter. 143
6 — Von dem männlichen Alter. 150
7 — Vom hohen Alter. 154
8 — Vom Tode. 156
9 — Von der Gesundheit und Krankheit. 167
V. Absch. Von der Seele und ihren Kräften. 190
1 Kap. Von den Verstandeskräften. 190
2 — — dem Willen. 213
3 — — der Gewöhnung. 238
4 — Fortsetzung von den Neigungen. 243
5 — Von den Leidenschaften. 256
6 — Von dem Ausdruck. 263
7 — Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele. 269
VI. Absch. Von dem Glauben an die Gottheit. 273
VII. Absch. Von der väterlichen Gesellschaft. 292
VIII. Absch. Von der ehelichen Gesellschaft. 297
IX. Absch. Von Herrschaft und Dienstboten. 319
X. Absch. Von der bürgerlichen Gesellschaft. 324
1 Kap. Von den Ursachen derselben. 324
2 — Aeußere Gestalt der Gesellschaft. 329
3 — Von der Regierung. 338
4 — — der Rechtspflege. 349
5 — — der Polizey. 353
6 — Vom Kriege. 360
7 — Von den Auflagen. 365
8 — Vergleichung der Regierungen. 368

9 — Von den Vortheilen und Beschwerden der Gesellschaft. S. 377
10 — Von der Ungleichheit des Vermögens. 381
11 — Von der Ungleichheit der Stände. 393
XI. Absch. Von der Größe u. Macht des Menschen. 396
1 Kap. Von der Macht u. Größe des Menschen. 396
2 — Von den Geistes- und Leibeskräften. 421
XII. Absch. Vom Wohl und Weh. 427

Geschichte des Menschen.

Erster Abschnitt.

Vom Aeußern des Menschen.

Erstes Kapitel.

Vom Leibe und von den Gliedern.

Durch seine bloße Gestalt unterscheidet sich der Mensch schon von den Thieren, zu welchen man ihn zu zählen pflegt. Er geht aufrecht, seine Haut ist glatt, weich und meistens weißlich. Doch gibt es auch Gegenden, wo die Menschen braun, andre, wo sie kupferfarbig, und noch andre, wo sie mehr oder minder schwarz sind. Auch findet man Affen, welche, ohngefähr wie der Mensch, aufrecht gehn. Wollte man aber dennoch sagen, daß der Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren manchmal zweifelhaft ist; so haben wir andre Vorzüge, welche die Verschiedenheit ungezweifelt entscheiden. Wir werden sie in der Folge betrachten; jetzt sprechen wir nur von dem Körper.

Man kann den ganzen menschlichen Leib in drey Theile, nemlich in Kopf, Rumpf und Glieder eintheilen.

Am Rumpfe sieht man den Bauch, die Brust und den Rücken.

Arme und Beine nennt man Glieder.

Die Beine sind oberwärts gegen den Leib sehr dick, und heissen Lenden, oder dicke Beine; sie nehmen immer ab, bis an das Knie. Dieses ist dick und stark. Hinter dem Knie ist die Kniekehle, unter welcher sich die Wade befindet, die immer abnimmt, bis sie sich etwas über dem Knöchel verliert. Der Knöchel besteht aus Knochen, die auf beyden Seiten hervorstehn. Zuletzt kommt der Fuß.

Der Fuß hat zuerst eine Dicke und starke Ferse, welche die ganze Last des Menschen trägt, und sich hinterwärts hinausstreckt, damit der Leib nicht rückwärts umfalle. Der Vorderfuß streckt sich viel mehr in die Länge; und diese Verlängerungen nach hinten und vorn trift man bey keinem Thier an. Am vordersten Ende sind fünf Zehen. Der große giebt dem Fuße die meiste Kraft, und ist unter allen der längste. Die kleinen halten den Fuß von der Seite, damit er nicht schwanke. So ist der Mensch, vorwärts durch die Länge des Fusses und den großen Zehen, rückwärts durch die Ferse, und die Last des Bauches, seitwärts endlich durch beyde Beine und die kleinen Zehen, vor Fällen gesichert. Dennoch kann er fallen und sich verletzen, wenn er unvorsichtig oder ungeschickt ist. Die Fußsohle ist mit einer sehr dicken Haut versehn; die Zehen haben Nägel, und die Ferse eine noch weit dickere Haut, welche aber eben so wie jene durch das Treten so dick wird, wie sie zum Treten nothwendig ist. So findet die Na-

tur oftmals in dem Bedürfnisse selbst die Mittel, dem Bedürfnisse abzuhelfen.

Die Beine sollen den Menschen, und die Last, die er hebt, tragen; auf ihnen sollte seine ganze Kraft ruhen. Sie müssen also sehr stark seyn. Sie sollen gehen, laufen, springen, allen unsern Bewegungen folgen; also ist ihnen eine große Geschmeidigkeit nöthig. Nun sind aber Stärke und Geschmeidigkeit entgegengesetzte Eigenschaften, und doch sind sie in unsern Beinen vereinigt. Dicke und starke Muskeln geben ihnen Kraft, und die Gelenke machen sie biegsam. Die Gelenke sind folgende: Das Gelenke der Lenden, welches sich nach allen Seiten, vornehmlich aber vorwärts bewegt; das Gelenke des Knies biegt sich nur hinterwärts, aber mit der größten Leichtigkeit; das Gelenke des Knöchels hat sehr eingeschränkte Bewegungen, aber nach allen Seiten hin; endlich die Gelenke der Zehen, deren Bewegung nach unten zu geschieht. Die Vorderfüße der Thiere haben ihre Gelenke, wie unsere Beine; ihre Hinterfüße aber gerade umgekehrt.

Vermittelst der Uebung können wir unsern Beinen viel Kraft und Schnelligkeit geben. Viel Gehen, Laufen, Springen stärkt sie; Tanzen macht sie geschmeidig. Man sieht Menschen Sprünge von mehr als zwanzig Fuß thun; andere auf einem schmalen Balken, wohl gar auf einem Seile gehen, springen und tanzen; noch andere, so geschwind als ein Pferd laufen. Man sagt, daß gewisse nordamerikanische Wilden einen Hirsch im Laufen einholen; unsere Läufer legen in vier und zwanzig Stunden wohl zwanzig Meilen zurück. Dies ist durch Uebung erreichbar, aber etwas Außerordent-

liches, weil wenige sich darin üben und üben können. Ein gemeiner Mann geht ohne Mühe fünf, sechs, auch wohl sieben oder acht Meilen in einem Tage; kann sechs bis acht Fuß springen, aber wenig laufen.

Diejenigen, die viel barfuß gehn, haben viel gesündere und härtere, und folglich auch viel stärkere Füße, als die, die beständig Schuh und Strümpfe tragen.

Wenn sich der Mensch, zumahl in der Jugend, nicht übt, so wird er schwerfällig und schwach. Es giebt in unsern Städten Männer, die ein Spatziergang von einer Stunde ermüdet; und noch zartere Weiber.

Enge drückende Schuh geben eine Art großer Warzen auf den Zehen, die man Hüneraugen, Krähen- oder Elsteraugen, nennt. Diese verursachen empfindliche Schmerzen, und erschweren den Gang. Zwar bekommt man, wenn man von Kindheit an enge Schuh trägt, ein feines Füßchen, das man für sehr hübsch hält. Die Chinesischen Damen haben ein so sauberes Füßchen, daß sie nie ohne Schwanken gehen können. Uebertriebene Weichlichkeit setzt die Füße dem Frost aus, der sie zuweilen ganz verdirbt.

Ein Fall, ein gewaltsamer Stoß, kann das Bein, das heißt, den Knochen im Beine, brechen. Das ist ein großes Unglück, und ein heftiger Schmerz. Ein geschickter Wundarzt heilt den Schaden in weniger als zween Monaten; man behält aber fast immer Nachempfindungen.

Auf dem Schienbeine sind Wunden sehr gefährlich; öfters werden daraus unheilbare ofne Schaden.

Bey verschiedenen Krankheiten schwellen und brechen die Beine auf, und es entstehn triefende, hartnäckige Wunden. Diese pflegen die Gesundheit zu sichern; wenn sie aber heilen, nachdem sie lange offen gewesen sind, können Gefahr und Tod daraus erfolgen.

Leckere Speisen, der Misbrauch des Weins, Ausschweifungen und Weichlichkeit erzeugen eine Krankheit der Füße und Beine, die man die Gicht oder das Podagra nennt. Sehr schmerzhaft ist diese Krankheit, die Beine schwellen und bekommen Knoten; und diese Krankheit erbt von dem Vater auf die Kinder.

Verwahrloste, das heißt: mit ungesunden Speisen verfütterte Kinder, haben Anlage zur englischen Krankheit und bekommen krumme Beine: der Schaden kann aber nur mit Mühe geheilt werden.

Es giebt sogar Kinder, die lahm an den Beinen gebohren werden, oder deren Füße einwärts gedreht sind; andere haben krumme Beine. Zuweilen ist ein Bein kürzer, oder dünner und viel schwächer, als das andre; und da hinkt man. Verschiedene Unglücksfälle können den Menschen des Gebrauchs eines, oder wohl gar beyder Beine berauben; auch kann er verstümmelt gebohren werden. In allen diesen Fällen hat man Hülfsmittel: einen Stock, eine, oder ein Paar Krücken, hölzerne Beine ꝛc.

Die in Schuhen uud Strümpfen beständig eingeschloßnen Füße schwitzen, und geben einen übeln Geruch von sich, wenn man sie nicht fleißig reinigt.

Die Arme haben mit den Beinen viel Aehnlichkeit, nur sind sie kürzer; die Finger sind länger und dünner, als die Zehen, der Daumen hat eine andere Lage, die

Gelenke sind freyer, und das Gelenke des Ellenbogens ist dem Gelenke des Knies ganz entgegen gesetzt. Wenn sich der Mensch vorwärts bückt, sind seine Aerme nicht unter dem Leibe, wie bey den Thieren die Vorderfüße; sondern an der Seite, woraus deutlich erhellt, daß sie uns nicht zu Vorderfüßen bestimmt sind.

Die Schulter ist dick; unter derselben ist die Achsel. Der Oberarm ist sehr dünn, der Ellenbogen und der Vorderarm sind stark; sie sind es, auf welche die größte Anstrengung fällt, und die den Kopf und den Oberarm vor Fall und Schlag decken. Das Ende des Arms ist schmal. Die Hand ist breit; man bemerkt darau die flache und die verkehrte Hand. Der Daumen gehet einwärts, und steht den vier Fingern gegen über. Diese Einrichtung setzt die Hand in den Stand, leicht zu fassen und zu halten. Die Finger sind alle mit kurzen, flachen und dünnen Nägeln außerhalb am Ende versehn; die Thiere hingegen haben lange, runde und krumme Nägel oder Klauen. Wir schneiden uns die Nägel ab, weil lange Nägel uns bey der Arbeit hinderlich seyn würden. Bey einigen Insulanern in der Südsee lassen sich die Vornehmen die Nägel, zum Zeichen ihres hohen Standes und zum Beweise, daß sie nicht arbeiten, wachsen. Das gemeine Volk darf diese Ehrenklauen eben so wenig, als bey uns Band und Stern, tragen.

Arme und Hände sind zur Arbeit bestimmt, Stärke und Gelenkigkeit sind ihnen eben sowohl, als den Beinen nöthig; und sie erhalten solche auf eben die Art, als jene; nemlich, vermittelst der Gelenke. Das Gelenke der Schulter bewegt sich nach allen Seiten; das

Gelenke des Ellenbogens vorwärts, das Gelenke der Hand wiederum nach allen Seiten, doch nur sehr eingeschränkt. Jeder Finger hat drey Gelenke. Der rechte Arm ist gemeiniglich stärker und geschickter, als der linke. Es giebt Leute, die links sind; andre wieder, die beyde Hände gleich gut zu brauchen wissen. Die Gewohnheit erfordert, daß man vorzüglich die rechte Hand brauche. Wer links ist, paßt zu den Andern nicht.

Die Hände können allerley Arbeiten verrichten, deren einige Stärke, andere hingegen Geschicklichkeit, Leichtigkeit, Gelenkigkeit und Behendigkeit erfordern. Sie erhalten diese Eigenschaften durch die, vorzüglich in der Jugend angestellte, Uebung. Selten aber vereinigen sie Kraft und Geschicklichkeit; weil die schwere Arbeit, die sie stärkt und abhärtet, sie zugleich steif und schwerfällig macht; die feine und leichte Arbeit hingegen wenig Kraft giebt.

Es giebt Leute von einer erstaunlichen Stärke; August, König von Pohlen, bog mit den Händen eine eiserne Stange, und trug mit ausgestrecktem Arm einen großen Kerl auf der flachen Hand. Die Tonkünstler haben in den Fingern eine erstaunenswürdige Gelenkigkeit und Geschwindigkeit.

Taschenspieler, Luftspringer, Seiltänzer, Kunstbereiter und alle Arten von Gaukler äußern manchmal eine recht außerordentliche und erstaunliche Kraft, Biegsamkeit, Behendigkeit und Geschicklichkeit. Sie sind darum der Aufmerksamkeit werth, daß sie uns beweisen, welchen reichen Stoff zu Kräften der Schöpfer in unsern Bau gelegt hat; sonst aber sind die Künste

dieser Leute völlig unnütz, ihr Gewerbe eines anständigen Menschen unwürdig, und ihre Personen zu jedem achtbaren Geschäfte untauglich.

Die Hände sind uns zum halten, greifen, tragen gegeben. Andere Glieder aber können auch diese Dienste thun. Der Mund, die Achseln, der Arm in dem Gelenke des Ellenbogens, die Knie, das Kinn können die Hände vorstellen, können halten und tragen.

Hände und Arme können wir sowohl als die Beine, verderben. Der Mangel an Uebung macht sie unbeholfen, schlechte Nahrung in der Kindheit krümmt sie, Zufälle können sie verletzen, brechen, und einen Theil davon, oder wohl gar das ganze Glied zerstöhren. Ein schlecht curirter Tadel (Panaritium), z. B., greift die Knochen an, und der Finger geht verlohren. Hält man sich allzu zärtlich, wäscht man sich mit warmem Wasser, trägt man beständig Handschuh, wärmt man die Hände auf Kohlenbecken, oder an dem Ofen, braucht man einen Muff; so erfrieren die Finger in der Kälte, brechen auf, und es entstehn gefährliche Wunden. Jene Gewohnheiten haben wenigstens die üble Folgen, daß die Finger weichlich werden, und daß man weder etwas sehr kaltes, noch brennendes, noch hartes angreifen darf; anstatt, daß eine durch die Arbeit abgehärtete Hand glühende Kohlen, brennendes Eisen hält, mit fast kochendem Wasser wäscht. Die Mode befiehlt, daß unsere Damen, sogar die Nacht, Handschuh anziehen, um ihre Hände weiß und zart zu erhalten. Es giebt Männer, die sie hierin nachahmen.

Zuweilen werden Kinder ohne einen oder mehrere Finger, ohne Hand, ohne Arm gebohren; das ist aber

eben so selten, als Leute mit sechs Fingern zu finden. Oefter gehen im Krieg, oder durch Unglücksfälle, Hände oder Arme verlohren. Diese Unglücklichen finden Hülfsmittel; sie arbeiten mit der linken Hand, mit dem Munde, dem Kinn, den Zehen, den Stummeln ihrer Arme. Man hat Verstümmelte gesehen, die ohne Hände und ohne Füße schrieben, Federn schnitten. Das erfordert viel Uebung. Dem Krebs wachsen die Scheeren wieder, wenn er die alten verliert, und wir, wir wissen durch die übriggebliebenen Glieder die verlohrnen zu ersetzen. Wem ist am besten dabey gerathen?

Wir wissen durch Hülfe eines Stocks, einer Zange, eines Hammers, eines Hebels, die Kraft unsrer Hände und Arme zu erhöhen. Vermittelst dieser Werkzeuge vervielfältigen wir unsäglich unsre Kraft.

Zweytes Kapitel.

Vom Kopf und seinen Theilen.

Der Kopf ruhet auf dem Hals. Dieser ist dick und stark, und trägt schwere Lasten, die man auf den Kopf legt. Dennoch ist er gelenkig, neigt und hebt sich, wendet sich zur Rechten und Linken. Der Hintertheil desselben heißt das Genick. Er giebt dem Kopf Anstand und Freyheit, weil er schlank, und nicht so dick wie Kopf und Schultern ist. Es entsteht zuweilen auf dem Vordertheil des Halses ein fleischichtes Gewächs, das man einen Kropf nennt. Dieses wird vorzüglich in gebirgigen Gegenden häufig angetroffen, und dem Wasser zugeschrieben.

Der Kopf ist oval und außer am Vordertheile oder Gesichte mit Haaren bedeckt. Diese sind blond, braun, schwarz, weiß; letztere Farbe ist eine Wirkung des Alters, zuweilen auch des Grams, der Sorge, der Furcht. Man trift Leute an, die in der Blüthe der Jahre weises Haar haben; und man hat Beyspiele, daß Leuten vor heftigem Schreck, Angst oder Kummer, die Haare in kurzer Zeit, ja in einer Nacht grau geworden sind. Auch findet man röthliche und rothe Haare. Fast alle Kinder sind blond, braun oder weiß, mit der Zeit wird ihr Haar dunkler. Die Haare sind wahre Röhren, die voll von einer gewissen Feuchtigkeit sind. Es giebt ganze Völkerschaften, die keine Haare, sondern eine Art von krauser Wolle auf dem Kopf haben.

Am Gesicht sieht man die Stirn, die Augen, die Nase mit den Nasenlöchern, den Mund, die Ober- und Unterlippe, das Kinn, die Backen oder Wangen, und die Schläfe. An den Seiten des Kopfes sind die Ohren. Einige Kinder werden mit einer bis unter die Nase gespaltenen Oberlippe gebohren, die man einen Haasenschart nennt, der aber ein geschickter Wundarzt abhelfen kann. Den Männern bewachsen das Kinn, die Wangen und Lippen mit Barthaaren, die gegen das siebenzehnte Jahr hervorkeimen. Die meisten scheeren oft den Bart, manche Völkerschaften lassen ihn wachsen, andre reissen ihn aus. Hin und wieder trift man Männer an, und es giebt ganze Völker, die gar keinen, und einzelne Weiber, die einen Bart haben. Er hat fast immer die Farbe des Haupthaares.

In dem Munde sind die Zähne, vorn acht Schneidezähne, neben diesen vier Hundszähne, und tief in

dem Mund zwanzig Backenzähne. Selten lassen sie sich beysammen finden; denn die vier letzteren bekommt man erst nach dem zwanzigsten Jahre, und dann hat man gemeiniglich schon etliche verlohren. Einige Kinder bringen einen oder mehrere Zähne mit auf die Welt. Dies geschieht aber sehr selten; gemeiniglich werden sie ohne Zähne gebohren, und bekommen die ersten nur gegen das Ende des ersten Jahres. Um das siebente Jahr verlieren sie die ersten Schneidezähne, die man Milchzähne nennt, und es treten neue an deren Stelle.

Die Zähne leiden, wenn Blut und Magen durch Genäschigkeit oder aus andern Ursachen verdorben sind; und man empfindet dabey heftige Schmerzen. Man will sagen, daß der Zucker, warme Getränke und Speisen, und die Unreinigkeit die Zähne angreifen; noch schädlicher ist der schleunige Wechsel vom Heißen und Kalten in Speisen und Getränken. Man muß beyzeiten die verdorbenen Zähne ausziehn, damit sie die andern nicht anstecken. Wenn aber die Schmerzen aus andern Ursachen kommen, hilft das Ausziehn nichts, und kann schädlich werden. Man füllt, um sie zu erhalten, die hohlen Zähne mit Wachs oder Bley aus, und ersetzt die verlohrnen mit elfenbeinernen Zähnen, die wenig Dienste thun. Die nachläßigen, oder zu weichlichen Eltern, die ihren Kindern nicht die Milchzähne zur rechten Zeit ausziehn, verunstalten ihnen den Mund, denn die neuen brechen neben den ersteren durch, gehen auswärts, und machen eine zweyte Reihe. Mit zunehmendem Alter verlieren sich die Zähne nach und nach, und man sieht alte Leute, ja sogar Leute von mitlerm Alter, die ganz und gar keine Zähne mehr haben.

In dem Munde sieht man ferner die Zunge; den Schlund, der die Speisen zum Magen führt; die Luftröhre; den Gaumen und den Zapfen, ein Klappchen, das tief im Munde auf die Luftröhre herunter hängt.

Athemholen, essen, singen und sprechen sind das Geschäft des Mundes.

Die Lippen öfnen sich, die Speisen zu empfangen; die Schneidezähne schneiden, die Hundszähne zerstücken und die Backenzähne zermalmen sie und machen einen Brey daraus; unterdessen halten die Backen, Lippen und Zunge sie zwischen den Zähnen fest. Der Mund ist ganz voll von kleinen fleischichten Schwämmen, die man Drüsen nennt. Während des Kauens geben diese Drüsen beständig Speichel von sich, um die Speisen zu erweichen, in Brey zu verwandeln, und uns durch Auflösung der Salze den Geschmack derselben zu geben. Ein trockner Mund kauet schlecht und schmeckt nicht. Der untere Kinnladen verrichtet die ganze Arbeit; der obere ist unbeweglich. Die Zunge führt die zermalmten Speisen nach dem Schlund in den Grund des Mundes über die Luftröhre hinweg, welche sich vermittelst eines Klappchens verschließt, damit nichts hineinfalle. Dennoch geschieht dieses zuweilen; allein ein plötzlicher und heftiger Husten wirft das Hineingefallene den Augenblick wieder heraus.

Der Obertheil der Luftröhre, oder die Kehle, bildet die Töne des Gesanges; je weiter sie sich öfnet, desto tiefer sind die Töne; sie werden höher, je nachdem die Oefnung sich zusammenzieht. Die Kunst ahmt den menschlichen Gesang nach; allein vieler Versuche unerachtet, ist die Sprache ihr unnachahmlich geblieben.

Alle Theile des Mundes, Zunge, Zähne, Lippen und Zapfen, tragen zur Sprache bey; diese leidet, sobald eines von jenen Werkzeugen fehlerhaft ist.

Beym Sprechen läßt man einen oder mehrere Töne zugleich, und eine große Menge in wenigen Augenblicken hören. Wenn ich, z. B. sage: Der Mensch ist ein schönes Geschöpf Gottes; so lasse ich vier und zwanzig verschiedene Töne hören; und wie geschwind ist dies geschehen? Wie viele Töne spricht man nicht in einer Viertelstunde, in einer Rede, oder bey Lesung einer Seite in einem Buch, aus? Ein jeder dieser Töne erfordert doch eine besondre Bewegung der Zunge, der Lippen, der Kinnbacken, der Luftröhre; und dies geschieht so schnell, so genau, und ohne daß wir es wissen. Die Stimme drückt die Leidenschaften aus; ein Mensch hat bey ruhigem Gemüth eine ganz andre Stimme, eine ganz andre Aussprache, als im Zorne, bey Traurigkeit oder Schrecken.

Viele Leute können manche Buchstaben, als R und S, nicht aussprechen. Bey einigen ist die Zunge zu lang, so daß sie zu sehr an die Vorderzähne stößt; diese lispeln. Bey andern ist sie zu dick; bey andern verhindert die überflüssige Länge des Häutchens, welches sie an den Untertheil des Mundes befestigt, ihre Bewegungen. Einige Kinder werden mit einem Häutchen gebohren, das die Zunge unten an den Mund heftet. Man pflegt dieses Häutchen zu zerschneiden, auch wohl gar mit dem Finger zu zerreissen. Diese Vorsicht ist sehr selten nöthig; und dann, oder wenn sie durch unwissende und ungeschickte Leute verrichtet wird, ist sie gefährlich. Einstens glaubten Eltern, ihr neugebohrnes Kind be-

dürfe dieser Hülfe; sie wandten sich an einen verständigen Wundarzt, der dem Kinde die Zunge nicht lösen wollte, weil es überflüssig war. Dies glaubten aber die Eltern nicht, und trugen die Sache einem elenden Quacksalber auf, der sogleich damit fertig war, und das Kind stumm machte; indem er ihm die Zunge lähmte.

Einige Menschen schnarren, d. h. sprechen aus dem Halse. Andere stottern oder stammeln; dieser Fehler wird aber als eine bloße Verwöhnung in der ersten Jugend, wenn man allzu geschwind sprechen will, angesehn; denn die Stammelnden sprechen recht gut aus, wenn sie singen. Endlich giebt es Leute, die ganz stumm sind. Dieser bejammernswürdige Fehler entsteht öfter aus Taubheit, als aus irgend einem Gebrechen der Sprachwerkzeuge. Anhaltende Anstrengung, und fleißige Uebung, können den Fehlern der Sprache abhelfen. Man hat sogar einen Ersatz des gänzlichen Mangels der Sprache. Die Stummen machen sich eine Sprache aus bedeutenden Tönen und Gebehrden, die man vollkommen versteht, wenn man an sie gewöhnt ist; und sie verstehn auch, was man ihnen durch Winke sagen will. Zu unsrer Zeit hat man die Kunst erfunden, Taubstumme verstehen, reden, lesen und schreiben zu lehren. Die durch einen Fehler der Sprachwerkzeuge stumm sind, sind unheilbar. Der Mensch kann mit aller seiner Kunst keine neue Organen machen, oder die fehlerhaften ergänzen.

Der Mensch ist der einzige, dessen Mund nicht vorwärts ausgestreckt ist, der eine glatte Stirn und eine erhabene Nase hat. Kein Thier hat solches Haupt-

haar, wie er. Die Mähne des Pferdes und des Löwen sind auf dem Kamm oder Hals, und nicht auf dem Kopf.

Eine knorplichte Scheidewand theilt die Nase in zwey Nasenlöcher. Die Nase hat verschiedene Gestalten. Bey ganzen Völkerschaften ist sie breit und platt, weil man sie platt drückt. Im Winde ists leichter durch die Nase Athem zu schöpfen, weil sie bedeckt ist, und weil der Wind darin nicht so geradezu, wie in den Mund, eindringen kann. Uebrigens siehts einfältig aus, wenn man den Mund offen trägt. Die Nase reinigt das Gehirn von dem Rotz, der sich beständig in dieselbe sammelt. Diejenigen, welche, wie die Kinder, die Nase nicht fleißig ausschnauben, können nicht durch die Nase athmen, deswegen müssen sie den Mund offen halten.

Die Augen sind sehr empfindlich, und werden leicht verletzt; deshalb sind sie auch mit verschiedenen Wehren versehn. Sie liegen tief im Kopf, und sind mit den erhabenen Knochen der Stirn, der Backen und der Nase umgeben. Die Augenlieder bedecken sie, die Augenbraunen und Wimpern halten Staub und Schweis ab. Das Auge führt eine ätzende Feuchtigkeit bey sich, welche die eingedrungenen Körper zerstöhrt.

Die beständig offenen Ohren wären dem Staub und den Insekten ausgesetzt, welche heftige Schmerzen verursachen würden, wenn das Ohrenschmalz nicht das innre Ohr bedeckte und die Insekten zurückhielte.

Drittes Kapitel.

Von den Sinnen.

Wir haben fünf verschiedene Mittel, die Dinge, die uns umgeben, zu erkennen. Diese Mittel sind der Geruch, der Geschmack, das Gefühl, das Gehör und das Gesicht; man nennt sie die Sinne.

Wir riechen mit Vergnügen Blumen und andre Wohlgerüche. Der Geruch verursacht uns aber auch manche Beschwerde, denn es giebt auch manchen übeln Geruch, so daß empfindliche Nasen oft leiden. Man kann sich aber zum Wohl- und zum übeln Geruch so gewöhnen, daß man beyde nicht mehr empfindet. Die Bearbeitung der Wolle, die Düngung der Felder und Gärten, und viele andre nöthige Gewerbe sind einer feinen Nase empfindlich; allein diejenigen, die solche treiben, wissen nichts davon. Das ist eine große Wohlthat. Starke Gerüche, wohlriechende Wasser können schädlich werden. Männer, die sich mit letzteren besprengen, werden wenig geachtet; dem andern Geschlechte verzeiht mans. Es giebt Leute, die übel riechen, theils aus dem Munde, weil ihr Magen oder ihre Zähne verdorben sind; theils vom Schweis, theils von den Füßen. Sorgsame Reinlichkeit würde sie von einem so beschwerlichen Fehler befreien. Starke Gerüche und der Taback sollen den Geruch verderben.

Man schreibt dem Schnupftaback die Wirkung zu, das Gehirn zu reinigen und offen zu erhalten. Der

Gebrauch desselben ist nicht alt, und man sieht auch eben nicht, daß diejenigen, die ihn nicht schnupfen, schlimmer daran wären, als andre. Diejenigen aber, die sich daran gewöhnt haben, können sich ihn nicht ohne Gefahr, vornehmlich aber nicht ohne Mühe abgewöhnen. Ein Tabackschnupfer würde eher einer Mahlzeit als seiner Dose entbehren. Der Gebrauch des Tabacks kann Schmutz verursachen, wenn man nicht äußerst sorgfältig auf Reinlichkeit hält.

Es giebt schädliche Gerüche. Viele Leute werden ohnmächtig, wenn sie Biesam riechen. Man sagt, es seyen Leute in ihrem Bette todt gefunden worden, weil sie Lilien, Narcissen, Hiacinthen, Jesmin u. dergl. in ihre Schlafkammer gesetzt hatten. Es ist wahr, daß der Geruch dieser Blumen stark ist, allein diese Leute mußten krank, oder sehr weichlich seyn. Die armen Leute! die von einer Lilie Kopfschmerzen bekommen.

Die Zunge, und vorzüglich der Gaumen, sind die Werkzeuge des Geschmacks. Dieser unterscheidet die Speisen und gewährt uns viel Vergnügen. Uebung kann den Geschmack schärfen; allein je schärfer er ist, desto öfter findet er die Speisen grob und unschmackhaft, und verliert an dem Genuß der simpeln und gemeinen Speisen viel Vergnügen. Es ist überhaupt ein wahrer Verlust, ein wirkliches Uebel, seinen Geschmack zu sehr zu verfeinern und zu eckel zu seyn: man ist dann mit wenigen Dingen zufrieden; die gemeinen behagen nicht, und doch lassen sich die vortreflichen selten finden. Der Geschmack ist sehr verschieden; Dieser liebt dies, Jener jenes. Viele Leute können weder Butter noch Käse essen; Vielen eckelt vor Wildpret; man hat sogar

Leute gesehn, die keine grüne Erbsen aßen, und die Aepfel nicht leiden konnten.

Wir werden bald der vortreflichsten, das heißt, der ausgesuchtesten Speisen, und derer, die wir am meisten lieben, überdrüßig. Wer solche selten ißt, genießt sie mit Wollust. Des Brodts werden wir nie müde, ob wir es gleich täglich mehrmals essen. Cooks Leute mußten einige Wochen lang lauter Fische essen, weil ihnen jede andere Speise fehlte. Einige kochten ihre Fische schlechtweg mit Meerwasser, und sie schmeckten ihnen immerfort; andere kochten, brieten sie, machten Brühen daran, und hatten sie bald satt.

Gewürze, Brandtwein, starke Getränke verderben den Gaumen und machen den Geschmack stumpf. Die Unmäßigkeit verdirbt den Magen, verschleimt den Mund, benimmt den Appetit, zerstöhrt den Geschmack, und verursacht einen heftigen Eckel gegen die Speisen, die man gemißbraucht hat. Nie ißt man mit mehr Vergnügen, als wenn man hungrig ist; dann findet man die gemeinsten Speisen vortreflich. Also sind Hunger, Durst und Müdigkeit, die vortreflichsten Gewürze.

Manche Leute haben einen angebohrnen Eckel gegen gewisse Speisen; andre haben Widerwillen, weil sie diese Speisen noch niemahls gegessen haben, andre affectiren Widerwillen aus Ziererei. Jenen Widerwillen kann man überwinden, und es ist gut, solches zu thun. Die Ziererey ist kindisch.

Es ist sonderbar, aber durch Erfahrung ausgemacht, daß die Abneigung oder die Scheu vor gewissen Dingen in die Organisation zuweilen so tief verwebt ist, daß

sie unüberwindlich bleibt. Der Eine wird von Aepfeln, die im Schranke verborgen liegen, der Andre von einer Katze, die er weder sehn noch riechen kann, in Angst und Schweiß gesetzt, und der Ohnmacht nahe gebracht. Es ist mir eine Dame bekannt, die einen solchen Abscheu vor Spinnen hat, daß sie keine ansehn, ja nicht einmal da seyn kann, wo sie eine bemerkt. Ja sie konnte einst eine spinnenähnliche Gestalt, die unförmliche Kleckerey auf einem groben Kattun, das Spinnen eher vorstellen sollte, als vorstellte, nicht ertragen. Sie hat sich Gewalt angethan, sie hat stückweis die Theile des Thieres sich malen lassen und betrachtet; alles umsonst. Dies lehrt uns, daß wir vernünftiger Weise alle Anstrengung auf uns selbst verwenden sollen, um uns von dergleichen beschwerlichen Schwachheiten zu heilen; aber uns nicht mit Tadel gegen Andre übereilen müssen.

Statt uns bey den menschlichen Schwachheiten aufzuhalten und vielleicht eine Beschönigung unsrer eignen darin zu suchen, wollen wir betrachten, was ernstlicher Wille und Muth vermögen. Peter der Erste, Kayser von Rußland, war in seiner Jugend auf dem Wasser furchtsam, bange, ängstlich. Er überwand sich aber durch Uebung und Anstrengung so, daß er seine Furcht ganz unterdrückte und wie der kühnste Matrose, die Strickleiter bis in die Spitze der Masten erkletterte. Wollen wir jemand zum Muster nehmen und nach Andern uns beurtheilen, so ist es anständig und klug, Peter den Großen und nicht eine schwächliche Frauensperson zu unserm Vorbilde zu wählen.

Das Gefühl ist über den ganzen Leib verbreitet. Alle Theile des Leibes aber können nicht die Dinge unterscheiden. Man lege Jemand etwas auf den Rücken, aufs Gesicht, an das Bein, an den Arm, er fühlts, er erkennt, obs warm oder kalt, rauh oder sanft, hart oder weich ist; aber er unterscheidet nicht, ob der harte Körper Holz, Elfenbein oder Metall, oder ob der weiche Körper Zeug oder Leder ist. Er lege aber die Spitze des Zeige- oder Mittelfingers an, so wird er es gleich erkennen. Wir haben also ein zwiefaches Gefühl; das simple Gefühl, das über den ganzen Leib verbreitet ist, und das deutliche Gefühl an der Spitze beyder besagter Finger. Wunderbar ists, daß die Finger, diese Werkzeuge des deutlichen Gefühls, die eine so feine Empfindung haben, nicht so zart sind, als das Gesicht, die Brust, die Augen, und die übrigen Theile des Leibes. Sie empfinden nicht so stark, sie empfinden aber deutlicher. Man trift Leute an, die ein so außerordentlich feines Gefühl haben, daß sie durch bloßes Berühren, Geld, Karten, und sogar, wie man behaupten will, Farben unterscheiden. Die Blinden bringen es darin vorzüglich weit; sie suchen den Mangel des Gesichts durch das Gefühl zu ersetzen; sie üben sich und erlangen dadurch so zu sagen ein neues Organ, eine neue Kraft. Der Schöpfer hat den Menschen mit einem solchen Reichthum von Kräften und Fähigkeiten begabt, daß wir fast in allen Nothfällen Mittel, und bey jedem Mangel an den gewöhnlichen Gliedern und Organen Ersatz finden können, wenn wir nur unsern Verstand und unsre Kräfte brauchen. Wir alle könnten es eben so weit bringen; da aber das Gesicht be-

quemer und sichrer ist, vernachläßigen wir das Gefühl. Daher kömmts, daß uns dieses so oft irre leitet.

Allem Anschein nach hat der Mensch, unter den großen lebendigen Geschöpfen *), allein das deutliche Gefühl, da er allein blos Finger hat. Die Füße der großen Thiere sind alle am Ende mit Haar oder Horn bedeckt. Allein jedes lebendige Geschöpf hat Gefühl, und es giebt Pflanzen, welche damit begabt zu seyn scheinen.

Das Ohr ist das Werkzeug des Gehörs. Es ist Tag und Nacht offen, um uns im Fall der Noth die Dienste eines Wächters zu leisten. Wenn es sich, so wie das Auge, schlösse, wäre keine Möglichkeit übrig, uns vor Gefahr zu warnen, ohne uns zu berühren, und wir müßten in manchen Fällen umkommen. Geschmack und Gefühl wirken nur durch unmittelbare Berührung, und der Geruch nur in unbeträchtlicher Weite; das Ohr aber hört weit in der Ferne. Zwischengelegte Körper hemmen seine Wirkung nicht, und hierin hat es den Vorzug vor dem Auge selbst, das nur in gerader Linie wirkt, und durch einen zwischengelegten undurchsichtigen Körper verhindert wird. Das Ohr hört von allen Seiten, bey Nacht wie bey Tage;

*) Ich sage nicht: unter den Thieren; weil ich den Menschen nicht gern ein Thier nenne, da er, aller Aehnlichkeit mit letzteren ohnerachtet, sich doch immer, im Ganzen genommen, zu sehr von ihnen auszeichnet. Ich sage auch: die großen; weil vermuthlich die Insekten an der Spitze ihrer Fühlhörner Gefühl haben. Der Elephant scheint auch mit seinem Rüssel die Dinge zu unterscheiden, und macht hier eine Ausnahme.

und zwar bey Nacht, wegen der tiefen Stille, noch besser. Es unterscheidet eine Menge Töne zugleich, und in schneller Folge, wie in der Rede, oder in einem Concert. Ein Tonkünstler hört zwanzig Instrumente zugleich, unterscheidet den Ton eines jeden, und jede Note, die gespielt wird. Es erfordert aber viel Uebung. Wir unterscheiden nicht die Töne einer Rede in einer unbekannten Sprache. Wenn ich sage: Freunde haben alles unter sich gemein, so unterscheidet ihr alle diese Töne, weil ihr die deutschen Worte kennet; wenn ich aber sagte: Φιλων παντα κοινα, (Philoon panta koina) so würdet ihr diese Töne nicht wohl unterscheiden, weil ihr nicht gewohnt seyd, diese Töne zu hören. Ihr unterscheidet eben so wenig den Ton eines jeden Instruments, oder eine jede Note in einem Concert, weil ihr nicht darin geübt seyd. Das Gehör erlangt, wie alle unsre Sinnen und Fähigkeiten, durch die Uebung eine große Vollkommenheit.

Alle Menschen haben nicht ein gleich gutes Gehör. Viele z B. die übrigens recht gut hören, können keine musikalische Töne unterscheiden, und haben deshalb nicht das geringste Gefühl für die Musik; andre hören schwer, und noch andre sind ganz taub. Zuweilen sind diese Fehler angebohren; zuweilen entstehn sie durch einen Zufall, als einen heftigen Lärm, oder einen starken Schlag auf den Kopf, zuweilen durch Vernachläßigung der gehörigen Reinlichkeit. Das hohe Alter schwächt das Gehör, eben so wie alle Sinne.

Der Mensch hat die Kunst erfunden, den Tauben einigermaßen das Gehör, vermittelst gewisser Instrumente, wieder zu geben. Ein Trichter, wenn man die

Röhre desselben an das kranke Ohr anlegt, und in die weite Oefnung spricht., hilft dem härtesten Gehör. Andere Werkzeuge leisten noch größere Dienste. Mit den Sprachröhren kann man sich in einer großen Entfernung hören lassen.

Der Schall ist zuweilen angenehm, zuweilen unangenehm. Zum ersteren gehört die Musik, der Gesang der Vögel, eine schöne Stimme. Jeder heftige Lärm, die Trommel, gewisse Hörner, die Schläge des Hammers, das Geräusch der Mühlen sind unangenehm. Allein die Gewohnheit macht, daß wir dergleichen nicht mehr empfinden. Der Müller spricht in seiner Mühle, und hört sehr gut, was man ihm sagt. Wer in die Nachbarschaft einer Wache, eines Eisen- oder Kupferschmiedes zieht, wird anfänglich von dem Lärm betäubt. Nach und nach gewöhnt sich sein Ohr dazu, er schläft ruhig, und hört nichts mehr davon. Die Hemmung des immerwährenden Geräusches würde eher, als das Geräusch selbst, ihn wecken. Vergebens schlägt alle Morgen die Trommel das Reveil unter euren Fenstern, ihr wachet nicht auf. Läutet aber die Sturmglocke, so schreckt euch dieser ungleich schwächere Schall auf; es ist ein ungewöhnlicher Schall. Angenehme Töne verlieren gleichfalls durch die Dauer ihren Reiz. Das schönste Concert ermüdet endlich, wenn es zu lange währt.

Das Gehör täuscht uns oft. Oefters hören wir, was man uns sagt, nur halb, und nehmen ein Wort für das andre. In einer tiefen Stille, bey Nacht, beym Antritt des Schlafes, bey großer Anstrengung, oder in einer schweren Krankheit, scheint das geringste Geräusch ein erschrecklicher Lärm; ein erster Glocken-

oder Peitschenschlag scheint viel stärker, als die folgenden, zumahl wenn er unvermuthet geschieht. Ein Lärm zur Linken scheint von der Rechten herzukommen, wenn der Schall gegen etwas stößt und zurückprallt. Das Rasseln eines Wagens in der Ferne, wird für das Rollen des Donners, oder das Heulen des Sturms, oder das Wirbeln einer Trommel gehalten. Wenn eine Katze, oder eine Ratte, bey Nacht umhertrabt, glaubt man den Schritt eines Menschen, oder wenigstens eines großen Thiers zu hören; das Mauen einer Katze, in der Ferne, klingt wie das Geschrey eines Kindes; ein entferntes Jauchzen kommt uns wie ein Klaggeschrey vor. Diejenigen, die bey den ersten Eindrücken stehn bleiben, irren häufig, haben öfters Angst, erzählen unerhörte Dinge, und setzen sich dem Gelächter aus, indem sie für Lügner oder einfältige Leute angesehn werden. Man kann nie anders diesem Uebel entgehn, als daß man auf das Gehörte aufmerksam ist. Noch eines ist merkwürdig: Es geschieht zuweilen, wann jemand uns unvermuthet oder mit leiser Stimme anredet, daß wir gleich nur einige undeutliche Töne hören, und daß wir erst nachher das Ganze fassen, ohne daß es uns wieder gesagt wird.

Die Augen sehn, aber nur vermittelst des Lichts, so daß sie im Finstern wenig Dienste thun. Dennoch giebt es vielleicht keine Finsterniß, die so tief wäre, daß man gar nichts sehn könnte, wenn man einige Zeit darin gewesen ist; denn die Augen gewöhnen sich nach und nach zur Finsterniß, d. h. zu einem schwächeren Lichte; und nach einigen Augenblicken sehn sie da ziemlich hell, wo sie beym Eintritt, durch ein helleres

Licht geblendet, gar nichts sahen. Der Uebergang von einem schwächeren zu einem helleren Lichte ist ebenfalls blendend.

Wir haben zwey Augen, und ein jedes sieht den Gegenstand; denn wenn wir wechselsweise das eine und hernach das andre schließen, so sehn wir jederzeit den Gegenstand durch das offen gebliebene Auge. Ja wir sehn den Gegenstand mehrentheils ganz anders mit dem einen, als mit dem andern, denn selten ist ein Mensch zu finden, der ein Paar ganz gleiche Augen hätte. Fast immer ist das eine heller und schärfer, als das andre; oder das eine sieht in die Ferne, und das andre nur in der Nähe. Dennoch sehn wir den Gegenstand nur einmal, wenn wir ihn mit beyden Augen sehn.

Ein Mensch, auf einem Berge sitzend, umfaßt mit einem Blick einen weiten Raum; Felder, Wiesen, Seen, Flüsse, Berge, Wälder, Städte und Thürme malen sich in sein Auge. Was für eine Verbindung haben diese Gegenstände mit ihm? Wie umfaßt sein kleines Auge diese großen Gegenstände, diesen unermeßlichen Raum? Wie wird bey der erstaunlichen Menge der Gegenstände die Verwirrung vermieden?

Es ist unter den Augen eine große Verschiedenheit; einige sehen weit in die Ferne, andre nur in der Nähe. Diejenigen, die weit sehn, sehn in der Nähe selten scharf. Andre haben so schwache Augen, daß sie weder nah, noch fern gut sehn. Die mehresten Kurzsichtigen haben ein scharfes Gesicht, und können sehr kleine Gegenstände unterscheiden.

Auch das Auge weiß der Mensch zu waffnen, und unendlich zu verstärken. Wir haben Mikroskope, die die Gegenstände millionmal vergrößern, so, daß wir damit Dinge sehn, die millionmal kleiner, als der für unser Auge geringst sichtbare Gegenstand, sind. Teleskope dehnen unsre Sehkraft Meilenweit und bis in den Sternen-Himmel aus. Die Brillen schonen oder stärken schwache Augen. Alle diese Werkzeuge aber schwächen durch häufigen Gebrauch das unbewaffnete Auge.

Unser Gesichtskreis, wenn wir ihn mit dem Teleskop und Mikroskop vergleichen, ist sehr eingeschränkt; allein es ist ein Glück für uns. Wären unsre Augen Mikroskopen: so würden wir die Eyer der Insekten in den Regentropfen sehn; allein der Balken, die Mauer, gegen welche wir den Kopf zerstießen, würden unserm Auge entgehn; die Schweislöcher in unsrer Haut würden wir unterscheiden, nicht aber beym Schreiben die Finger, die Feder; die Ungleichheiten im Papier würden wir entdecken, die Schrift aber könnten wir nicht lesen und wir würden keine Instrumente finden, um für unsere Augen fein genug zu schreiben oder zu drucken. Mit teleskopischen Augen sähen wir Nebelsterne am Himmel, die Flecken im Monde, die Meilen weit entfernten Gegenstände, und stolperten über den Stein vor unsern Füßen. Die Fliege sieht das geringste Saamenstäubchen, das ihr zur Nahrung dienen kann, sie sieht aber gewiß weder den Himmel, noch einen Berg, noch einen Baum; sie bedarf des Anblicks dieser Dinge nicht, und der Schöpfer hat jedes seiner Geschöpfe mit den Kräften und Werkzeugen ausgerüstet die zu den Bedürfnissen desselben passen.

Die zugemachte Hand, wenn man nur eine kleine Oefnung darin läßt, eine bloße hölzerne Röhre, helfen dem Auge, indem sie es auf einen Punkt heften, und das überflüssige blendende Licht abhalten.

Wir können einigermaßen unser Gesicht bilden, und uns gewöhnen, von Fern oder in der Nähe zu sehn.

Es giebt Leute, die nur ein Auge, und andre, die gar keins haben. Letztere heißen Blinde. Dieser Fehler ist entweder angebohren, oder zufällig. Viele Unfälle, ein Stoß, eine Krankheit, Flüsse, die Erhitzung durch Arbeit, der übermäßige Gebrauch des Weins oder andrer geistiger Getränke, zu helles Licht, zu große Anstrengung der Augen bey Lichte, Rauch, feine Arbeit schwächen die Augen, und können uns derselben berauben. Also sind der Grönländer und Lappe fast blind, weil Schnee, Feuer und Rauch sie blenden. Die von der Seite sehen, schielen; dieser Fehler kommt von der Schwäche der Augen, oder von Verwöhnung.

Wenn die Blindheit von einer Haut, die das Auge bedeckt, und Staar genennt wird, herrührt, kann man durch das Stechen des Staares, d. h. durch Ablösung dieser Haut, von der Blindheit befreyt werden. Das beste Stärkungsmittel für die Augen ist die Mäßigkeit, frisches Wasser und die grüne Farbe. Weiß und roth greifen sie an. Die Augen sind vielen Krankheiten unterworfen, und man ermangelt nicht, eine Menge Mittel dawider anzupreisen; allein jede Krankheit erfodert ihre angemessene Mittel, und das Auge ist zu zart und zu kostbar, als daß man es einer unwissenden Hand anvertrauen sollte.

Die Blinden wissen dem Mangel des Gesichts vermittelst der Hände abzuhelfen. Man sieht welche, die Klavier spielen, und allerley Arbeiten verrichten. Sie brauchen einen Stock, sich zu führen.

Keiner von unsern Sinnen ist der Irrung so sehr unterworfen, als das Gesicht; keiner, dessen Irrungen so wichtig sind, als eben dieser; und dieser Fehler ist eine Folge seiner Vortreflichkeit selbst. Da er eine Menge Gegenstände auf einmal umfaßt, und sich über einen weiten Raum erstreckt, so ists wohl nicht möglich, daß es nicht zuweilen die Gegenstände unrecht fassen und verwechseln sollte, z. B. wenn man durch unbekannte Gegenden einmal gereiset ist, so kann man wohl glauben, einen Berg auf dieser Seite gesehn zu haben, ob man ihn gleich wirklich auf einer andern Seite gesehn hat. Man hat einen Menschen gesehn, und weiß nicht, welches Kleid er trug; der eine sagt: es sey grün, der andre, es sey blau gewesen. Eine zu große Entfernung, der Mangel an Licht, ein zu heller Schimmer, eine Falte, eine gewisse Lage, eine Wolke, dazwischen kommender Dampf, die zu große Nähe, ein schmutziges Fenster, oder schlechte Scheiben, die Mischung der Schatten, die Größe oder Kleinheit der Dinge, alles kann uns irre führen. Ein viereckiger Thurm scheint in der Ferne rund; ein im Wasser halb gesenkter Stock sieht zerbrochen aus; bey Nacht hält man einen Menschen für einen Baum, und einen Baumstamm für ein Ungeheuer; Leichtsinn und Schrecken lassen nicht zu, daß mans recht betrachtet, und nun hat man Wunder und Gespenster gesehn. Da aber das Gesicht der Sinn ist, den wir am meisten brauchen, so muß er nothwen-

dig uns am öfterſten täuſchen. Daher kommts, daß tauſend Menſchen Wunder erzählen, ſie geſehn haben wollen, ſie ſteif und feſt glauben. Sie lügen nicht, ſie irren ſich aber, weil ſie nicht recht geſehn haben. Dies iſt die Quelle der Geiſtererſcheinungen und tauſenderley andrer Thorheiten. Das Verwahrungsmittel gegen ſolche Irrungen iſt die Aufmerkſamkeit, und der Gebrauch der übrigen Sinne.

Das Geſicht gewöhnt ſich zu allem, ſowohl als die andern Sinne; Gewöhnung benimmt den Eindrükken die Annehmlichkeit und die Widrigkeit. Wer eine Ausſicht auf Gärten, Waſſer, oder reizende Felder hat, freuet ſich die erſten Tage darüber, und wird bald dagegen unempfindlich. Schönes Hausgeräthe, geſchmackvolle Tapeten, thun eben die Wirkung. Eine düſtere enge Wohnung, ja ſelbſt ein Gefängniß, das beym erſten Anblick ſo fürchterlich iſt, wird nach und nach erträglich.

Dieſe Schwächung der Eindrücke iſt ein großes Glück; weil es viele unangenehme und widrige Gewerbe giebt. Der Bergmann arbeitet in tiefen, düſtern, feuchten und kothigen Gruben; der Dachdecker, der Maurer, der Zimmermann klettern auf Dächer und Thürme, wo es uns ſchwindeln würde. Wir ſind dieſen und tauſend andern Arbeitern vielen Dank ſchuldig, daß ſie uns unangenehme Geſchäfte abnehmen; ſie haben aber den Vortheil, daß ſie dabei nichts empfinden, weil ſie daran gewöhnt ſind.

Wir haben geſehn, daß es manchen Menſchen an einem oder mehreren Sinnen fehlt. Einem ſolchen fehlen auch alle Begriffe, die man durch den ihm feh-

lenden Sinn erlangt, und es ist unmöglich, ihm dieselben mitzutheilen, und mit ihm davon zu sprechen. Der Taube weiß nicht, was Klang, Lärm, Harmonie, Gesang, Musik ist; und der Blinde hat von Farben, Licht oder Finsterniß keinen Begriff.

Daher machten es jene Gaukler nicht gut. In öffentlicher Kirche wollten sie, ihrem Versprechen gemäß, ein Wunder thun, und einen Blinden sehend machen. Der Blinde wurde vorgeführt, man verfertigte das Wunderwerk; der Blinde rief: Ich sehe. Um es nun recht offenbar darzuthun, daß er sähe, nahmen die Wundermacher ein Buch, und fragten den Blinden: »Was ist das?« Antwort: Ein Buch. »Wie ist es gestalter?« Viereckig. »Was hats für »Farbe?« Es ist braun. Das Volk stutzte, wunderte sich ob der herrlichen That. Wenn sich aber in der Kirche ein Verständiger fand, der mußte daraus sehen, daß es Betrug und Possen waren. Denn wirklich würde ein Blindgebohrner, wenn ihm zum Sehen verholfen würde, in dem ersten Augenblick nicht einen Menschen von einem Baum unterscheiden, geschweige denn die Gestalt und die Farbe eines Buchs erkennen.

Viertes Kapitel.

Von der Gestalt des Menschen.

Nun wollen wir noch einen Blick auf die Gestalt des Menschen werfen. Unter allen Theilen des Leibes ist ohnstreitig der Kopf das edelste. Das Haar, die

Augen und Augenbraunen, die erhabene Nase, der sanfte Mund, die rothen Lippen, der ernste Bart, die vortreflichen Sinne, die am Haupte sind, geben ihm beiweiten den Vorzug. Der Kopf verräth durch seine Gebehrden die Empfindungen des Menschen; edler Stolz und Muth richten ihn auf; Traurigkeit beugt ihn; Furcht und Schaam senken ihn auf die Brust. Die Augen drücken eben diese Gemüthsbeschaffenheiten durch ihr Feuer oder ihre Mattigkeit aus, je nachdem sie sich öfnen oder schließen, oder ihre Blicke sich erheben oder fallen. Die Absicht deß, der den Menschen bildete, war nicht, daß der Mensch seine Gesinnungen verhehlen und lügen sollte. Im Gesichte des Mannes glänzt Stärke, Muth und Ernst: das Gesicht des Weibes reizt durch Sanftmuth und Annehmlichkeit.

Der Mann hat breite Schultern, nervichte Arme, harte und starke Hände, und ein braunes Gesicht; das Weib hat sanftere Glieder, schmählere Schultern, weiche Hände und eine weisse Haut. Dieser Unterschied kommt theils von der Natur und theils von der Verschiedenheit der Arbeiten her.

Die Arme tragen schwere Lasten, strecken sich mit Kraft aus, biegen sich wieder, und verrichten tausenderley, bald starke, bald behende Bewegungen. Die Beine sind noch fester und stärker. Sie stehn wie schöne Säulen, die den ganzen Menschen tragen. Oben sind sie dick, damit sie nicht gegen den Leib widrig abstechen; verschiedene Verdickungen heben ihre Gestalt.

Alle Menschen sind nicht so schön, wie dies Bild. Wir haben von Blinden und Einäugigen, von Kröpfen, von Lahmen an Händen und Füßen gesprochen.

Es giebt noch viele andre Fehler; aufgedunsene Backen; hagere, bleiche, kupfrichte Gesichter; verdorbene, ungestaltete, von Krankheiten zerfressene, gedrückte Nasen; dicke Lippen, schiefe Hälse, hohe Schultern, Höker, dicke Bäuche, dicke und ungleiche Hüften, Flecken in der Haut, gelbe, von der Sonne oder von hitzigen Getränken verbrannte Gesichter: aufgerissene Mäuler, lange Ohren, ꝛc.

Die Größe der Menschen ist sehr verschieden. Die geringste Größe eines wohlg stalteten Mannes ist fünf Fuß; es giebt aber viele, die weit darunter bey vier, auch drey Fuß stehn bleiben; die Grönländer und Lappen erreichen selten jenes Maaß. Es giebt auch Männer von sechs, sieben, ja gar acht Fuß und drüber *), allein sie sind sehr selten. Die gewöhnliche Größe ist zwischen fünf und sechs Fuß. Die alte Geschichte und einige Reisende erzählen viel von Riesen: allein man zweifelt, daß es welche gebe. Die Weiber sind durchgehends um einige Zoll kleiner, als die Männer.

*) Gilli, ein sogenannter Riese, der sich vor einigen zwanzig Jahren für Geld sehen ließ, war acht Fuß, vier Zoll hoch.

Zweyter Abschnitt.

Bedürfnisse des Menschen.

Erstes Kapitel.

Von Essen und Trinken.

Unsere Kräfte werden täglich mehr als einmal erschöpft, und wir empfinden Hunger, Durst und Müdigkeit. Ueberhaupt richten sich das Bedürfniß und die Lust, d. h. Hunger und Appetit, Durst und Schlaf, nach den Jahren, der Gesundheit und der Arbeit. Die Gewöhnung thut dabey auch sehr viel. Die Alten hielten zu Abend eine Hauptmahlzeit; wir haben derer zwo, nehmlich zu Mittag und zu Abend. Viele Leute, alte oder solche, die sich sehr wenig Bewegung machen, oder die sich besonders in der Mäßigkeit geübt haben, essen wenig. Man sagt von einem gewissen Manne, daß er es so weit gebracht hätte, mit einem Eydotter zu zwey Mahlzeiten zu reichen. Vermuthlich brachte er sein Leben im Bette oder auf dem Lehnstuhle zu. Andre essen unmäßig, und man findet Menschen, die im Stande sind, die Portion sechs starker Kerl und noch mehr zu verschlingen, eine Unmäßigkeit, die vermuthlich aus der Gefräßigkeit in der Jugend entsteht. Ein Kranker kann viele Wochen im Bett ohne Essen zubringen.

Alle Thiere haben sehr einfache Nahrung, und die mehresten nur eine Art von Futter. Einige essen nur Kräuter, oder Hülsenfrüchte, wie z. B. die Lastthiere, Schaafe und Rinder; andre nichts als Fleisch; noch andre nichts als Fisch. Durch diese Vertheilung der Speisen findet eine desto größere Menge von Thieren Nahrung.

Der Mensch aber hat den ganzen Reichthum der Natur zu seinem Gebrauch, alle Arten von Fleisch, von Fischen, von Schaalthieren, von Vögeln, von Wurzeln, von Früchten und Kräutern. Sein Reichthum ist so groß, daß er nur das beste wählt, und eine Menge nährende Dinge verachtet. Er ißt nicht alle Kräuter, alle Wurzeln, alle Früchte, alles Fleisch, alle Fische; er nimmt nur das Beste oder Bequemste heraus, und läßt alles übrige liegen. Die Noth hat ihn zuweilen bewogen, Ratten, Katzen, Hunde, Pferde, die Wurzeln des Grases und Eicheln zu essen; lauter Speisen, die er sonst nicht mag.

Der Geschmack und die Speisen sind eben so sehr als Alter und Himmelsgegenden verschieden. Der Grönländer kennt keine andre Nahrung als Seehundfleisch ohne Salz, einen halb verfaulten Wallfischschwanz, und sein Leckerbissen ist ein gebratener Hund. Ein Ziegenmagen, mit den Kräutern, die das Thier genossen hat, gefüllt, ist ein feines Gericht für den Hottentotten; Därme, so wie man sie aus dem Hammel nimmt, dienen ihm erst statt Blumenkränze um Arm und Beine, und hernach, wenn sie vor Alter unbrauchbar werden, zum Appetitessen *). Die Neger und In-

*) Sparrmann, der den Cap ziemlich genau beschreibt, sagt hiervon kein Wort.

dianer kennen fast nichts als Reiß, türkisches Korn, etwas Fisch, das sie öfters halb faul essen, und einiges Hausgeflügel.

Wir Europäer haben das Mittel gefunden, eine Menge fremder Produkte bey uns zu vereinigen, obgleich ein grosser Theil unsrer Gegenden vormals unfruchtbar gewesen ist. In unsern Gärten wachsen die Kirschen des schwarzen Meeres, der Spargel aus Sibirien, die Aprikosen, Birnen, Aepfel und Pflaumen entfernter Gegenden, die amerikanischen Kartoffeln, das Korn und der Kohl, deren Vaterland bisher noch unbekannt ist Selbst der Weinstock giebt uns seine Frucht, obgleich in unsern Wäldern nichts, als einige Beerenstauden und einige Aepfel, die wir zu essen verlernt haben, anzutreffen sind.

Die Früchte, welche die Kunst der Natur nicht abzwingen kann, erhalten wir, vermittelst der Handlung und der Schiffahrt, aus allen Theilen der Welt. Wir essen den indianischen Reiß, den Zimmt aus Ceylon, den Pfeffer aus den Maldivischen Inseln, den amerikanischen Zucker, und trinken den Caffee aus Martinique und Arabien, den Wein vom Cap und aus Madera; Terra Nova versieht uns mit Klippfisch, und das Eismeer mit Hering. Mit einem Wort, wir vereinigen die Reichthümer aller Welttheile; keine Gegend ist uns zu entfernt.

Eine jede Jahreszeit bringt uns ihre Gaben; selbst der Winter giebt gemästetes Vieh. Es war uns nicht genug, die Geschenke einer jeden Jahreszeit abzuwarten, wir wissen ihnen zuvorzukommen, und ihre Dauer zu verlängern. Unsre Gärtner liefern uns doppelte oder

dreyfache Erndten grüner Erbsen und Bohnen, Salat und Kräuter; sogar besitzen sie die Kunst, im December und Jänner uns an den Bäumen hängende Früchte vorzusetzen.

Wir wissen allerhand Kräuter, Früchte, Hülsenfrüchte, Fleisch und Fisch, Monate und Jahre lang zu erhalten. Die Kunst, die Speisen zuzubereiten, vermehrt noch unsern Reichthum. Ein Ey wird auf funfzigerley Art zugerichtet; mit Mehl kann man unsäglich viel verschiedene Arten von Brod, Kuchen, Suppen, Brühen und Gebackenem machen. Das Obst wird in Essig oder Zucker eingemacht; man kochts, man schmorts, man macht Suppen, Kuchen und Muß davon. Fleisch wird gekocht, gebraten, geräuchert, eingepöckelt, geröstet. Es ist unmöglich, unsern Reichthum zu zählen.

Die Gewürze geben noch mehrere Abwechselungen. Essig, Zucker und Salz sind schon vorher angeführt. Letzteres ist das vornehmste und gemeinste Gewürz. Pfeffer, Muskatennuß, Zimmt, Ingwer, Safran, Citronen, Kräuter und viele andre Dinge schmeicheln dem Gaumen. Allein es genießen nicht alle Europäer diesen Reichthum. Diejenigen, die man Arme nennt, wissen fast nur von Hülsenfrüchten, von Butter, Käse, Brod, und von den Speisen, die das Korn giebt; zuweilen haben sie etwas Kuchen, Fleisch und Obst. Wildpret, fremde Produkte, Gewürze, Salz nur ausgenommen, sind ihnen etwas neues; und die meisten mögen diese Speisen, hauptsächlich Wildpret, nicht einmal. Gemeiniglich haben kleine Kinder keine andre Speise, als Milch und etwas dünne Suppe.

Es geschieht zuweilen, daß das Land in gewissen Gegenden nicht hinlängliche Nahrung für die Menschen erzeugt; alsdann werden die Nahrungsmittel theuer, und fehlen wohl gar gänzlich. Diesen Mangel nennt man Theurung, Hungersnoth. Da ißt man ohne Wahl, was man habhaft werden kann, sogar umgefallenes Vieh und andre eckelhafte Dinge. In den Jahren 1771 und 72 sind manche Menschen im Harz Hungers gestorben. Solcher Tod ist grausam, und man muß sich fünf oder sechs Tage quälen, ehe man stirbt.

Der große Reichthum, den wir besitzen, hat manche Vortheile; erstlich, schmeichelt die Abwechslung unserm Geschmack; wir können uns das angenehmste wählen; allein, das wichtigste hierbei ist, daß uns die Mannigfaltigkeit vor Mangel schützt, und daß, wenn ein Nahrungsmittel uns abgeht, was doch fast jährlich geschieht, einmal an Korn, ein andermal an Obst, und noch ein andermal an Fisch, wir zu andern Speisen unsre Zuflucht nehmen können.

Der Geschmack ist sehr verschieden; einige ziehn das Fleisch vor: dies pflegen die Männer zu thun; andre, vornehmlich die Frauenspersonen und Kinder, essen lieber Obst, Milch und Mehlspeisen. Dies ist vortheilhaft, denn dadurch findet ein jeder was ihm angenehm ist; da sonst, wenn alle dasselbe liebten, dieses bald verzehrt seyn, und die übrigen Speisen verachtet werden und zum Theil verderben würden.

Es giebt Speisen, die schwerer als andre zu verdauen sind. Von dieser Art sind das Fleisch von gemästetem Vieh, geräuchertes und Pöckelfleisch, Enten- Gän-

se: und Schweinefleisch, schlecht gebackener Teig, Kuchen, in der Pfanne Gebackenes, und vor allem starke Gewürze. Allein bey Gesundheit, Arbeit und Mäßigkeit ist alles gesund. Leute die so ängstlich ihre Speisen wählen, sind selten stark. Allzu weichliche Speisen schwächen den Magen.

Der größte Schaden entsteht aus der Unmäßigkeit. Der Arme, der bey jeder Mahlzeit nur eine einfache Speise hat, und übrigens stark arbeitet, läuft fast keine Gefahr. Sie drohet nur dem, der viele gewürzte, erhitzende, leckere Gerichte genießt; die Mannigfaltigkeit reizt seinen Appetit, er ißt mehr als nöthig ist, und überdies will man behaupten, daß die Mischung mehrerer Speisen an und für sich schädlich sey, und daß es gut wäre, wenn man jedesmal nur eine Art von Speise genösse. Es ist auch wahr, daß die Reichen öfter als die Armen krank sind; und ihre Unpäßlichkeiten haben sie zum Theil ihrer Tafel zu verdanken, doch aber, wie man behaupten will, mehr der großen Menge und der Unmäßigkeit, als der Mannigfaltigkeit, wenn diese nicht unbesonnen ist.

Die eckle Auswahl und die Mannigfaltigkeit der Speisen macht viele Sorgen, Mühe und Ausgaben. Die Genossin des Handwerkers bereitet in wenigen verlohrnen Augenblicken die Mahlzeit ihrer ganzen Familie. Zwanzig Leute arbeiten den ganzen Tag, um einen Großen zu Mittag zu speisen.

Der Durst stellt sich noch öfter, als der Hunger ein, und ist schmerzlicher. Es ist gut, sagt man, sich dann und wann eine völlige Sättigung zu versagen; allein der Durst ist gefährlich, und man muß ihn mög-

lichst bald stillen. Die Natur bietet uns Wasser, Milch und den Saft des Obstes dar. Wir haben vielerley mineralisches Wasser, das angenehm zu trinken und gesund ist. Allein die Geschenke der Natur befriedigen uns nicht, und wir machen uns eine Menge künstlicher Getränke; tausenderley Weine, eben so mancherley Biere, noch mehrerley abgezogene Wasser. Die Ueberbleibsel der ausgepreßten Trauben geben dem Winzer ein leichtes Getränk; Aepfel, Birnen uud Johannisbeeren einen ziemlichen Wein. Man zieht aus Korn, Reiß, Zuckerrohr, und fast aus allen Gewächsen geistige Getränke. Man macht auch angenehme und kühlende Getränke aus Wasser, mit Honig, mit Citronen- und anderm Obstsafte vermischt. Der Thee, der Caffee, die Chokolate, der Punsch, die Aufgüsse auf verschiedene Kräuter, Blätter und Blumen, vermehren die Zahl unsrer Getränke.

Viele Leute beschuldigen das Wasser, als ob es den Magen schwächte; es ist wohl ein Irrthum: denn sollte wohl das einzige allgemeine Getränke, das die Natur darreicht, schädlich seyn? Es müßte denn daher kommen, daß wir durch Verwöhnung und Schwächung unter den Kräften der Natur herabgesunken wären. Vielleicht können diejenigen, die sich an warme Getränke gewöhnt haben, die Kühlung des Wassers nicht vertragen. Hauptsächlich muß man sich hüten, bey einer starken Erhitzung zu kalt zu trinken.

Warme Getränke erschlaffen, und machen weichlich. Wein und andre geistige Getränke reitzen mehr den Durst, als sie ihn löschen, greifen Magen und Brust an, trocknen das Blut aus, und benehmen den Appetit.

Der Mißbrauch benebelt den Verstand, und macht stumpf, reizt den Zorn, erweckt gefährliche Schwatzhaftigkeit, verleitet zu Thorheiten und Verbrechen, und belegt den Saufer mit allgemeiner Verachtung.

Der Geschmack für die verschiedenen Getränke hängt, wie jeder andere Geschmack, vom Alter, vom Geschlechte und von der Gewohnheit ab. Kinder und Frauenspersonen lieben die starken Getränke selten. Die Milch, alle süßen Getränke sind ihre Sache. Der Grönländer, der einen vollen Becher Thran beym Gelage trinkt, zieht den ranzigen Thran dem besten Weine vor. In Europa gab man einem Grönländer solchen Labetrunk — Ach, rief er aus, wie glücklich ist mein Vaterland, wo man dieses köstliche Getränk in Ueberfluß genießen kann.

Dieser Reichthum an Speisen und Getränken ist angenehm, und kann bey vieler Klugheit auch nützlich werden; allein er ist gefährlich. Der Grönländer hat von seinem Wasser oder Thran, und der Tatar von seiner Pferdemilch nichts zu besorgen. Beym Reichthum ist mehr Vorsicht nöthig, als bey der Armuth.

Der Jugend sind die starken Getränke am mehresten schädlich, und doch ists die Jugend, die sie mit der größten Verwegenheit mißbraucht; oft macht sie sich aus der Unmäßigkeit eine Ehre. Daher kömmts, daß so viele junge Leute kränklich, bleich, abgezehrt, hektisch sind, und in der Blüthe der Jahre sterben. Die Ausschweifungen greifen ihren noch weichen Körper heftig an. Jeder Säufer kommt elendiglich durch Auszehrung, Wassersucht, oder hitzige Krankheiten um. Geistige Getränke hemmen den Wachsthum der jungen

Hunde, und diese bleiben klein oder sterben, wenn sie welche trinken. Kinder sind nicht Hunde, sie haben aber denselben innern Bau.

Die Sorge für den Tisch hat viele Künste hervorgebracht; man hat Köche, Kuchenbecker, Bratenmeister, Zuckerbecker und Distillatoren von Profession.

Das Tischgeräth der Neger, Indianer, Grönländer, Nordamerikaner, besteht in Fingern und Zähnen und in einer hölzernen, oder aus einer Kürbisschaale gemachten Schüssel. Erstere nehmen ihren Reiß aus der Schüssel mit voller Faust. Die Erde ist ihr Stuhl und ihr Tisch. Die Türken und Perser setzen ihre Schüsseln uf Tapeten, die auf der Erde ausgebreitet sind, und sitzen auf der Erde, mit unter den Leib geschlagenen Beinen. Die alten Griechen lagen auf Betten bey Tische; das Tischzeug war zu ihrer Zeit unbekannt.

Die Armen, die Handwerker machen bey uns mit ihrem Tische wenig Umstände: ein grobes, selten reines Tischtuch, eine Schüssel, woraus die ganze Familie schöpft; Geschirr von Holz oder Töpfererde; ein Krug, ein Topf, eine hölzerne Kanne oder ein Glas für die ganze Gesellschaft, zinnerne, hölzerne oder blecherne Löffel; hölzerne Schemmel, schlechte Messer und selten Gabeln, bei Wohlhabendern zu hohen Festen und Gelagen zinnernes Geschirr und auch wohl einige silberne Löffel, machen ihr Geräth aus.

Bey den Reichen ists ganz ein anders; Schüsseln von allerley Gestalten, flache und tiefe Teller von Porzellan oder Silber, die mit jedem Gericht abwechseln; zuweilen dreißig nach einander; Wasser- und Weingläs-

ser von vielen Gattungen; Tischtücher und Servietten von dem feinsten Leinen, Flaschen, prächtige Leuchter, viel Silberzeug, Messer und Gabeln, bequeme und zuweilen kostbare Sitze; sie bringen zwey oder drey Stunden am Tische zu.

Zweytes Kapitel.

Von der Kleidung.

Alle Thiere haben von der Natur eine hinlängliche Kleidung bekommen; die Vögel haben Federn, die Schaafe Wolle, andre Haar, und sind immer desto wärmer bekleidet, je nachdem die Jahreszeit oder der Himmelsstrich rauher sind. Der Elephant, das Rhinoceros, das Crocodill und das Nilpferd haben kein Haar; ihre Haut ist aber der geringen Kälte, so wie der brennenden Hitze ihres Klima's undurchdringlich. Die Muscheln haben ihre Schaalen; mit einem Wort, alle Thiere sind bekleidet, der Mensch allein ist nackt; allein er hat zwey Hülfsmittel, die ihn schadlos halten.

Das erste ist das Vermögen, vieles zu vertragen, und sich an alles zu gewöhnen. Kein Thier kann, ohne zu leiden, und ohne von seinen Eigenschaften zu verlieren, in ein fremdes Klima versetzt werden. Das Rennthier und der weisse Bär kommen vor Hitze in unsern Gegenden um, und der Elephant und der Löwe siechen und sterben vor Kälte. Allein der Holländer geht in das Eismeer zum Wallfischfang, und von da auf das

Vorgebirge, nach Ceylon und Batavia. Die Gewöhnung härtet uns gegen Hitze und Kälte ab. Der Araber geht barfuß in seinen brennenden Sandwüsten, wo unsre Reisende es kaum mit starken Stiefeln aushalten. Der Grönländer und Lappe leiden nicht mehr von ihrem fast immerwährenden Winter, als wir von unsrer mäßigen Kälte. Der Russe sprinat aus dem warmen Bade in den frierenden Fluß. Man sieht die kleinen Buben barfuß, mit bloßem Kopf und fast nackt in den Gassen laufen, wann wir schon vor Kälte zittern. Wir ertragen leicht die Kälte an Händen und Gesichte, weil wir von Kindesbeinen an gewohnt sind, solche blos zu tragen; vermuthlich würde sich unser ganzer Leib eben sowohl dazu gewöhnen.

Das zweyte Hülfsmittel des Menschen ist seine Industrie. Er weiß sich Kleider zu machen. Die rohesten Völker haben sich aus baumwollenem Zeuge, aus Baumrinde, Federn, oder wenigstens aus Fellen, Gürtel, oder wohl gar ganze Kleidungen zu machen gewußt. Von jeher haben die Menschen die Thiere beraubt, um sich mit der Beute zu kleiden. Die Alten kannten den Gebrauch der Wäsche, der Hemden, der Strümpfe, der Schuhe nicht, und das machte das öftere Fußwaschen und Baden nöthig. Von Seide und Baumwolle wußte man zu ihrer Zeit in Europa noch nichts. Wir haben alles, Wolle, Pelzwerk, Flachs, Hanf, Nesseln, Fell und Haar der Thiere, Baumwolle und Seide zu unserm Gebrauch vereiniget. Wir haben sogar die Kunst erfunden, die Seide, deren Vaterland Persien und China sind, in unsern Gegenden zu bauen. Alle diese Materialien versehen uns mit warmem oder leich-

tem Zeuge, je nachdem es die Bequemlichkeit erfordert. Aus diesen Zeugen machen wir Kleider von allerley Schnitt für Winter und Sommer. Eine leichte Leinewand wäre bey der Hitze, und ein Bärenfell, ein Fuchsbalg, oder ein Mantel gegen die Kälte zureichend. Wir haben aber das Vergnügen, die Bequemlichkeit, und vor allem das Auge zu Rath gezogen. Daher ist die Pracht der Zeuge, der Schnitt der Kleider, und manches überflüssige Stück unsers Anzugs entstanden.

Man vergleiche unsre schönen wollenen Zeuge, Serge, Tuch, Camelot, schlesische und holländische Leinewand, Taffent, Damast, Sammet, geblümtes Zeug, mit Sackleinewand, und man sehe daraus, wie sehr wir auf Schönheit bedacht gewesen sind; denn die Sackleinewand würde uns eben sowohl als der Sammet bedecken. Stickerey, Malerey, Blumen, Bänder und Schleifen, kostbare Knöpfe, Tressen und Spitzen sind von keinem wahren Nutzen. Perlen, Diamanten mit allen Edelgesteinen, und was diese nachahmt; Ringe, Ohrgehänge, Haarblumen, Halsbänder und alle Juwelen haben eben denselben Werth. Der Schnitt der Kleider, wobey man mehr auf Zierde, als auf Nothdurft und Bequemlichkeit gesehn, und sogar letztere der ersten aufgeopfert, so viel über einander gehäufte Kleidungsstücke, beweisen zur Genüge, daß wir noch andre Absichten, als Verwahrung vor Hitze und Kälte, bey unsrer Bekleidung gehabt haben.

Der Schmuck ist nach Gegenden und Zeiten, Alter, Stand, Reichthum und Armuth verschieden. Der Hottentot bewickelt sich mit Hammeldärmen. Dieser Putz hat den Vortheil, daß er wohlfeil ist. Die Sa-

mojeden sticken mit der Nadel bunte Figuren auf das Gesicht ihrer Kinder; freilich eine rauhe Toilette, die dann aber auch ein für allemal fertig ist. Andre bemalen sich Gesicht und Leib. Der Hottentot beschmiert sich die Haare, oder vielmehr die Hauptwolle, mit Kuhmist oder mit Kräutersaft; andre brauchen dazu Oel oder Fett. Vorzeiten war wohlriechendes Oel stark in Gebrauch, und man salbte damit den ganzen Leib. Die Huronen drücken den Kopf ihrer Kinder von der Seiten mit Brettern platt; andre drücken die Stirn nieder. Die Chineser setzen die Schönheit in einem außerordentlich kleinen Fuß. Die isländischen Jungfern machen sich mit ihren Haaren und einigen Tüchern eine Art von Thurm, in Gestalt einer Grenadiermütze, auf den Kopf; das ist ihr Putz an hohen Festen. Die Amerikaner tragen Federbüsche in Gestalt eines Kranzes. Die Türken scheeren den Kopf, und wir schätzen ein starkes Haar, oder schneiden es ab, um ein erborgtes Gehär aufzusetzen. Viele Völker lieben einen langen Bart und wir lassen ihn oft scheeren. Die Neger belasten die Arme, Beine, Finger und Zehen mit elfenbeinernen, zinnernen, kupfernen, silbernen und goldnen Ringen, die zuweilen einige Pfund schwer sind, und ihnen die Haut von den Gliedern reissen. Selbst die Völker, die nackt gehn, unterlassen nicht, Glieder, Leib und Kopf mit Federn, Glaskorallen, Muscheln u. dergl. zu beladen.

Wir haben in unsrer Kleidung vielleicht mehr überflüssige Stücke, als je ein ander Volk. Die Männer tragen nicht selten zwey Hemden, ein gemeines, und eines von feinem Linnen, an welchem zuweilen Hand-

krausen und Spitzen von hohem Werthe sind, doppelte und dreyfache Strümpfe. Man hat Kleider, die hundert und mehrere Thaler kosten, und man kann auch welche für zehn oder fünf Thaler haben. Man trägt Perücken und gekräuseltes Haar. Wir haben Kleider für den Tag und für die Nacht, für das Haus, für den gemeinen Umgang, für die Feyerlichkeiten, für den Winter und den Sommer. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solcher Kleidervorrath viel Mühe und Aufwand macht.

Gewisse Leute müssen von Amts wegen eine bestimmte Kleidung tragen. Hierher gehören die Soldaten, deren Kleid Montirung heißt. Die Geistlichen tragen einen besondern Ornat; Laquaien gehen in der Liverey ihrer Herren.

Federbüsche, Bänder, Kreuze u. dergl. sind Zeichen des Adels, der Würde oder der Ehre.

Die Kleidung unsrer Damen geht noch weiter, als die unsrige, über die Nothdurft hinaus. Ihre Spitzen, Kopfzeuge, Halstücher, Handkrausen, Ohrgehänge, und all ihr Geschmeide schützen sie weder vor Wind, noch vor Regen.

Ein ganz unnützer Theil des Schmuckes sind die Juwelen, Edelgesteine und Perlen. Letztere und die Diamanten kosten unermeßliche Summen, und haben weniger Werth als ein Gerstenkorn.

Die Mode hat eine unumschränkte Herrschaft über die Damen, und über einige junge Leute, die kein größeres Verdienst können. Von einem Jahr zum andern ändert sie; bald ists ein neues Zeug, bald eine neue Farbe, und bald ein neuer Schnitt. Die Mode

hat das Recht, Sachen geltend zu machen, worüber man vorher lachte; und bald wird man über das lachen, was heute schön heißt.

Unsre Landleute und Handwerker sind ganz anders gekleidet. Man sollte kaum glauben, daß sie unsre Mitbürger sind. Leinewand, Tuch, etwas grobe Serge, machen ohne viele Umstände ihre Kleidung aus. Sie ändern nicht, und ihr heutiger Staat ist noch der Staat ihrer Großväter.

Drittes Kapitel.

Von Wohnung und Hausgeräth.

Wir brauchen eine Wohnung; jederzeit haben die Menschen eine gehabt, und selbst die Thiere suchen einen Schutz, verbergen sich in Büsche, in hohle Bäume, in die Erde, in Felsenklüfte. Einige haben die Kunst, sich eine Wohnung zu machen; die Vögel bauen Nester, die Bienen Stöcke, und alle beweisen hierin viel Industrie; vorzüglich aber haben die Biber unsre Bewunderung verdient; sie errichten wahre Hütten, die man von Ferne für ein Werk der menschlichen Hand ansehen könnte, und die von den Hütten ihrer Nachbaren, der Huronen, der Kunst nach den Vorzug haben.

Kaum erreicht der Lappe die Geschicklichkeit des Bibers. Er macht sich ein Zelt, in Gestalt eines Zuckerhuts, das aus einigen in die Erde gepflanzten,

und mit dünnen Reisern oder Rennthierfellen bedeckten Stangen besteht. Der Herd, das heißt, der Ort, wo das Feuer gemacht wird, ist in der Mitte des Zeltes, und die oben daran gelassene Oefnung, ist Schornstein und Fenster zugleich, so daß der Schnee in den Topf fällt. Die herumziehenden Tataren haben nur linnene Zelter; wenn sie wegziehn, nehmen sie ihre Häuser mit.

Der Hottentot baut seine Hütte von Lehm oder Rasen, in Form eines Backofens oder Bienenkorbes; die Thür dazu ist ein Loch, wodurch man auf allen vieren kriechen muß. Sie dient dem Bewohner nur bey Nacht, wie dem Hunde seine Bucht; den Tag bringt er draussen zu.

Der Grönländer wohnt prächtiger; er hat ein Winter- und ein Sommerhaus, weil er kein dauerhaftes und bequemes Gebäude aufzuführen weiß. Letzteres ist ein Zelt nach lappländischer Art; ersteres aber eine Hütte von Erde und Steinen, vier bis fünf Fuß hoch und zwanzig lang. Ein Loch ist der Eingang dazu. Das Wohnzimmer, das einzige im Hause, ist zugleich Saal, Küche, Kleiderkammer, Heimlich- und Schlafgemach; dennoch wohnen gemeiniglich drey Familien in solcher Hütte. Eine Lampe für jede Familie leistet die Dienste eines Lichts, des Ofens und Herdes. Alle Jahre werden Haus und Zelt neu gebaut, und diesen Bau machen die Weiber.

Unsre Bauart ist ganz anders, und erfordert viel mehr Kunst. Auch haben wir viele besondre Handwerker, als Zimmerleute, Maurer, Dachdecker, dazu;

die

die Arbeit des Glasers, des Töpfers, des Schlössers, des Tischlers und des Klempners ungerechnet.

Unsre Häuser schützen uns, so wie den Grönländer und Hottentotten ihre Hütten, vor Regen, Wind und Kälte; haben aber manche Vorzüge. Sie sind dauerhaft; wir genießen darin das volle Tageslicht, und die Aussicht auf umliegende Gegenstände; das Feuer, das wir darin unterhalten, verursacht uns keine Beschwerde; den Eingang können wir verschließen, und uns dadurch vor Anfällen in Sicherheit setzen; viele Menschen haben in einem kleinen Raum ohne Verwirrung Platz; wir wissen endlich, uns unsre Wohnungen bequem zu machen, und ihnen ein lachendes Ansehn zu geben.

Die Festigkeit unsrer Gebäude kommt von den Materialien, die wir dazu brauchen, und von der Bauart her. Der Biber hat nichts als Lehm und Pfähle, der Grönländer macht ein flaches Dach, das der Regen bald verdirbt; deswegen muß er alle Jahr bauen.

Unsre Häuser bestehn aus gutem, wohl verbundenem, und mit Backsteinen und Kalk, oder wenigstens mit Leimstacken wohlausgefülltem Zimmerwerk. Viele sind massiv, das heißt, mit Steinen und Kalk ohne Fachwerk gebaut. Das spitzzugehende Dach beschleunigt den Abfluß des Wassers, und erhält das Haus.

Der Grönländer, der Lappe, der Hottentot, der Huron und der Neger würden in große Verlegenheit gerathen, wenn man ihnen aufgäbe, sich in ihren Häusern Licht und Aussicht zu verschaffen, ohne sich dem Regen, dem Winde und der Kälte auszusetzen. Wir aber besitzen diese schöne Kunst. Große Oefnungen in

den Wänden geben uns Licht und Aussicht, und unsre durchsichtigen Glasfenster halten Wind, Kälte, Schnee und Regen ab. Wir können diese Fenster nach Belieben öffnen, und die heilsame freye Luft einlassen. Chassis von dünnem Zeuge verwehren indessen den beschwerlichen Insekten den Eingang. Vorhänge von allerley Art schützen uns vor dem blendenden Glanz und der Hitze der Sonne, ohne uns Luft und Licht zu nehmen; Fensterladen halten selbst letzteres zurück, wenn wir ruhen wollen. Ehe man die Kunst erfunden hatte, Glas zu schmelzen, brauchte man dünne marmorne Scheiben, und vermuthlich auch Pergament, oder dünnes Zeug zu Fenstern. Das Glas ist weit besser. In Rußland schneidet man Scheiben aus Eis, paßt sie in die Fenster ein, und gießt außerhalb Wasser in die Fugen. Das Wasser gefriert und befestigt das Fenster von Eis hinter dem gewöhnlichen gläsernen Fenster.

Wir brauchen, zumal im Winter, häufig Feuer in unsern Häusern. Mit Feuer bereiten wir unsre Speisen, reinigen wir unsre Wäsche, erwärmen wir unsre Zimmer und verschaffen uns Licht bey der Nacht. Nun ist aber die Frage: wie man der Beschwerde des Rauches, und der Gefahr der Feuersbrunst entgehn kann. Das thun unsre Oefen, Schornsteine und Brandmauern.

Einer der größten Vorzüge unsrer Häuser ist, daß der Herr eben so leicht jedem andern sein Haus verschließen, als sich selbst öffnen, und sogar einiger Gewalt widerstehen kann. Wir gehn aus, machen unsre Häuser zu, und können versichert seyn, daß niemand hinein kommen wird. Wir verschließen unsre Thür und legen

uns ruhig nieder; denn wir wissen wohl, daß uns niemand ohne eine Gewaltthätigkeit, die man nicht leicht wagt, beunruhigen kann. Unsre Schlösser, Riegel, Klinken, Fensterladen und Gitter sichern einem jedem seine Habe. Huronen, Lappen, Grönländer und Hottentotten haben diesen Vortheil nicht; ihre Hütten sind Tag und Nacht offen. Wozu auch sollten sie dieselben zuschließen? es ist bey ihnen kein Dieb, weil sie nichts zu stehlen haben, und weil ein jeder das Wenige, dessen er bedarf, leicht im Meer oder auf dem Felde findet. Vermuthlich sichern sie sich vor den Anfällen der wilden Thiere durch einen Stein, oder einen Klotz, womit sie das Loch ihrer Hütte zumachen.

Die Kunst, mehrere Stockwerke über einander zu setzen, hat manche Vortheile. Dadurch rücken die Menschen näher zusammen, und Sicherheit und Bequemlichkeit werden befördert. Die Städte dehnen sich weniger aus, und lassen den Feldern und Gärten mehr Raum. Viele Menschen wohnen nahe an einander, und können einander leicht zu Hülfe kommen. Man kann eine größere Menge Menschen mit geringern Baukosten herbergen. Die Aerzte behaupten, daß diese Volksmenge in einem kleinen Raum der Gesundheit nachtheilig sey. Es ist gewiß, daß sie manche Beschwerden hat. Sie befördert die Hülfe, aber auch den Angriff. Wenn viele übereinander wohnen, so lärmt der eine über des andern Kopf, man hindert einander auf dem gemeinschaftlichen Boden, auf dem Hof, ꝛc. Die Kinder zanken sich, und zuweilen auch die Eltern. Der Lappe hat keinen Streit mit seinem Nachbaren, weil er keinen Nachbar hat. Wer sich aber zu schicken weiß,

empfindet keine Beschwerden, und hat keinen Streit. Man hat Häuser, die vier, fünf und mehr Stock hoch sind; in großen Städten sind sogar Keller und Boden bewohnt. Der Grönländer hat ein einiges Gemach, wo er alles verrichtet und alles herbergt, seine dampfende Lampe, sein Nachtgeschirr, die halbverfaulten Ueberbleibsel seines Fisches, einige zwanzig Seelen, worunter etwa zwölf Kinder zu zählen sind. Weit bequemer sind unsre Wohnungen. Wir haben von unsern Zimmern alles schmutzige und unangenehme, die Küche z. B. entfernt; wir haben besondre Gemächer zu den Kleidern, zu den Betten; Zimmer zum alltäglichen Gebrauch, andre zur Reinlichkeit, und noch andre für die Kinder und das Gesinde; Speisekammern, Keller, wo wir Getränke, Obst, Gartenfrüchte aufbewahren; Ställe für die Pferde, Holz- und Wagenschuppen, Böden, wohin wir allerley Hausgeräth aus dem Wege räumen. Alles, mit einem Wort, hat bey uns seinen angewiesenen Ort, es kommt nichts widriges, nichts unreines in unsre Wohnzimmer. Zwar sind diese Bequemlichkeiten nur für die Reichen, weil eine solche Wohnung sehr theuer ist. Die Armen, worunter fast alle Handwerksleute zu begreifen sind, haben selten mehr als eine Stube und eine Kammer, nebst einer Küche, welche noch in vielen Häusern in der Stube ist; das Bett hat auch darin seinen Platz, und die Reinlichkeit wird sehr versäumt. Auf dem Dorfe findet man auch nicht, wie bey uns, bretterne Fußböden; Lehm vertritt die Stelle der Dielen, wenn nicht etwa ein reicher Bauer eine Ausnahme macht.

Unsere Häuser sind anmuthig, durch Symmetrie gefallen sie von außen; helles Licht, große Fenster, bequeme Thüren, schöne Decken, ebene Fußböden, Tapeten, Gemälde und Reinlichkeit machen sie inwendig den Einwohnern angenehm.

Der Afrikaner und Amerikaner bauen ihre Häuser selbst, und so kosten sie ihnen nichts. An vielen Orten machen es die Landleute beinah eben so. Unsre weit künstlichern Häuser erfordern ganz andre Zurüstungen. Baumeister, Maurer, Zimmerleute und viele andre arbeiten daran, und es kostet viel Geld. Die Miethe einer bequemen Wohnung ist theuer, und man muß sie mit saurer Mühe verdienen. Wer sich an solche große Wohnungen gewöhnt hat, kann sich nicht leicht in eine kleine einschränken, wenn er arm wird, oder wenn er auf der Reise in einer Dorfschenke, die der Lappe herrlich finden würde, eine Nacht zubringen muß. Der Huron thut eine Reise von etlichen hundert Meilen, und legt sich die Nacht unter einen Baum; wir würden es ihm nicht nachthun, weil wir an bequeme Häuser gewöhnt sind.

Unsre Häuser mögen so fest seyn, wie sie wollen, so sind sie doch nicht feuerfest. Der Blitz und die Unvorsichtigkeit verursachen zuweilen große Feuersbrünste. Bey manchen sind einige hundert darauf gegangen; noch neuerlich ist Goslar halb, und Gera ganz in Asche gelegt worden *). Bey solchem Unglück ist die Noth groß; man weiß nicht, woher mans nehmen soll, so viele kostbare Häuser wieder zu bauen; Hausgeräth,

*) Im Jahre 1782.

Kleidung, Betten, Lebensmittel, Kaufmannsgüter, gehn mit in Rauch auf, denn selten kann man aus einem großen Brande vieles retten. Das Feuer schreckt den Indianer nicht; brennt seine Hütte, so geht er hinaus, und alles ist gerettet, denn er hat nichts als seine Person.

Nicht in unsern Häusern allein sind wir vor Regen und Kälte sicher; wir wissen uns auch davor auf freyer Straße zu schützen. Mäntel, Kappen, Regenschirme, vornehmlich aber die Kutschen halten jedes unfreundliche Wetter von uns ab. Ein Mensch setzt sich in einen mit Polstern, Fenstern, Vorhängen wohlversehenen und fest verschlossenen Wagen; legt durch Regen, Wind, Schnee, Koth und Wasser, in kurzer Zeit einen weiten Weg zurück, ohne Müh, ohne einen Fuß vor den andern zu setzen, und ohne naß zu werden.

Nur reiche Leute können auf diese Art reisen, oder auch durch die Stadt fahren, weil es kostbar ist. Den Wagen, den man sich nicht selbst machen kann, sondern der das Werk vieler Hände ist, muß man kaufen; Pferde muß man kaufen und füttern; einen Mann, der sie verpflegt und den Wagen führt, muß man lohnen. Man kann wohlfeilere, aber auch schlechtere Fuhren bekommen.

Arme reisen wenig oder thun ihre Reisen zu Fuß. Es entsteht für sie der Vortheil daraus, daß sie starke und aushaltende Beine bekommen. Sie können einkehren, wenn sie wollen, und ihre Reise so lange fortsetzen, als sie Kräfte und Lust dazu haben. Sie dürfen nicht besorgen, daß ihre Pferde den Koller kriegen, oder stürzen; daß ihr Wagen umwirft, im Koth stecken

bleibt, bricht und sie verletzt. Sie brauchen nicht abzuwarten, daß die Pferde ihr Futter verzehrt haben. Werden sie vom Regen naß, so trocknet sie der Wind oder die Sonne bald wieder. Ist der Weg schlecht, so suchen sie einen bessern nebenher, und wählen den kürzesten. Ueberdies haben sie den Vortheil, daß sie alles, was um sie vorgeht, und die Schönheiten der Natur genauer beobachten können.

Auch wird das Reisen zu Fuß bey denen, die gesunde Beine und Muth haben, und sich ihrer Stärke nicht schämen, ziemlich Mode. Vornehmlich hält man junge Knaben dazu an, und es bekommt ihnen sehr wohl.

Männer reisen auch zu Pferde. Von dem Pferde aber hängt fast alle Bequemlichkeit und alles Vergnügen der Reise ab. Der Reiter ist dem Winde, dem Regen, der Kälte und der Sonne ausgesetzt. Es giebt viele Gegenden, wo die Pferde fehlen; da braucht man Esel und Maulthiere. In Indien reitet man auf Elephanten und Ochsen, in den westlichen Gegenden Asiens auf Cameelen und Dromedaren, in Peru auf großen Hammeln, die Lamas heißen.

Das Pferd kann stürzen, und dem Reiter das Bein brechen, oder ihn wohl gar ganz zerquetschen. Es wird wild, bekommt den Koller, geht mit dem Reiter durch, ohne sich halten zu lassen. Eben so ists mit allen Thieren, die man reitet. Dennoch geschieht äußerst selten Schaden, wenn der Reiter nicht unbesonnen oder ungeschickt ist.

Wir brauchen eine Menge Geräth zu allerley Behuf in den Zimmern, in der Küche, beim Tisch, und

die Kleidungsstücke und andre Sachen wegzulegen. Manches Geräth und Geschirr hat man doppelt; einmal schlechteres zum alltäglichen Gebrauch, und kostbareres zum Prunk. Man hat Stühle, Betten, Tischzeug, die man nicht eher braucht, als wann man Gäste hat. Manche Reiche haben Geräth und Geschirr, das sie vielleicht niemals gebraucht haben.

Die Pracht wechselt nach Zeit, Personen und Gegenden ab. Einige setzen sie in Hausgeräth, andre in Kleidungen; und diese sind die gemeinsten; andre halten Hunde oder Pferde, noch andre haben Rüstkammern. Andre wieder suchen durch Gebäude, oder Gärten, oder Bibliotheken, oder Sammlungen von Seltenheiten zu glänzen. Endlich findet man auch Bürger, deren Pracht darin besteht, daß sie Kasten voll Wäsche pfropfen, die niemals das Tageslicht sieht, die die Urältermutter ihren Urenkelinnen überläßt, und, ohne jemals aus ihren Falten zu kommen, vermodert. Alle Pracht, von welcher Art sie auch sey, macht viel Müh, und man erwirbt sie mit mehr Sorgen, als das Brod. Einige schränken sich auf das Nothdürftige ein, theils weil sie nicht weiter gehn können, theils auch, weil sie das Ueberflüssige verachten. Letztere vornehmlich sind sehr selten zu finden.

Dieses alles häuft um uns her eine unendliche Menge von Sachen. Tage gehn darauf, die geringste Wirthschaft zu versetzen und in Ordnung zu bringen. Ein Mann, der mit Frau und Kindern unversehrt aus einer Feuersbrunst entspringt, hat noch nichts gerettet. Was gehört nicht dazu, eine Hauswirthschaft in Stand zu setzen! Jungen Leuten, die wenig oder nichts von

ihren Eltern zu erwarten haben, wirds sehr schwer, sich häuslich niederzulassen; deswegen fürchten sich viele vor der Heyrath. Sie mögen lieber ohne Frau und Wirthschaft bleiben, als eine unvollkommene Wirthschaft führen. Die Weiber, denen die häuslichen Sorgen obliegen, haben viel Mühe und Noth, ein großes Haus in der unentbehrlichen Ordnung und Reinlichkeit zu erhalten. Durch Unordnung gehn tausend Dinge verlohren; Unreinlichkeit beschmutzt, verdirbt, macht alles umkommen. Daher glauben viele Leute, daß eine nachläßige Frau mehr verderben, als der fleißigste Mann verdienen kann.

Unser Reichthum macht uns bequem, und viele Dinge, die man nicht allenthalben findet, werden uns unentbehrlich. Lasset einen reichen Jüngling eine oder ein Paar Nächte in einer Dorfschenke zubringen. Es fehlt ihm alles, Schlafrock, Pudermantel, Pantoffeln, Spiegel, Friseur, Seifkugel, Waschbecken, Caffee, und wer weiß was noch mehr. Es ist kein Pflaumbett da, kein Vorhang, kein Leuchter, keine Nachtlampe. Gehts zu Tisch, so ist er in gleicher Verlegenheit.

Der Grönländer, der Huron, dürfen, wie schon gesagt, keine Thür, keine Fensterladen zumachen. Diebe finden bey ihnen nichts zu stehlen. Unsre Landleute geben sich selten die Müh sich einzusperren. In den Städten ists ein anders. Eine mit Silbergeschirr beladne Schenke, ein wohl gefüllter Geldkasten, schöne Zeuge, kostbare Juwelen sind Reizungen, und man muß sich vorsehn.

Im Winter schützen uns unsre Häuser nicht hinlänglich vor der Kälte; da heitzen wir Oefen und zünden

Feuer im Kamin an. Das unwissende Volk und die weichlichen Leute heitzen übermäßig, fast drey Vierteljahre hindurch; noch mehr, sie verstopfen aufs möglichste der Luft alle Wege, hängen dicke Decken vor die Thüren, und verkleben mit Papier alle Ritzen in den Fenstern. Ueberdies wärmen sie Hände und Füße auf Kohlenbecken. In den Kirchen und auf Reisen, in dem Wagen hat man Wärmflaschen, Fußsäcke und Muffen. Man versammlet viele Leute in ein kleines Zimmer, und dadurch wird die Luft warm. In einem Stall ists niemals kalt. In Frankreich und gegen Mittag findet man selten Oefen; es sind nur Kamine in Gebrauch.

Lappen und Grönländer haben auch keinen Ofen; erstere machen ihr Feuer auf der Erde mitten im Zelte, und dies Feuer wärmt sie und bereitet ihr Essen. Letztere haben ihre Lampen, ihre zahlreiche Familie und ihren Schmutz, die sie vor der Kälte schützen.

Wer die Kälte so sehr fürchtet und sich ängstlich davor verwahrt, empfindet sie am stärksten. Wärme macht ihn weichlich und, was noch ärger ist, zu Husten und Schnupfen geneigt. Wer der Kälte trotzet, befindet sich weit besser. Es giebt Gegenden, wo das Holz sehr selten und theuer ist; stark heitzen macht schweren Aufwand.

In den meisten Ländern sind die Wintertage so kurz, daß der Mensch ohne ein künstliches Licht sein Werk nicht vollenden könnte. Allein er hat die Kunst erfunden sich in der finstern Nacht ein Licht zu verschaffen, das ihn in den Stand setzt, seine Arbeit, sein Vergnügen, seine Reise fortzusetzen. Schon seit lan-

ger Zeit weiß man Oel und Thran zu brauchen. Wir ziehn das Oel aus Oliven, Nüssen, Mohn, Lein, Hanf, Rübsaat und Sonnenblumen, und den Thran aus dem Speck vieler Fische; vor allen aber aus dem Wallfisch und Seehund. An manchen Orten nimmt der Arme mit einigen Splittern fetten Kiehns, die er in seinem Kamin anzündet, vorlieb. Aus Rinder- und Hammeltalg, und aus Wachs macht man Lichte. Wenn wir ausgehen, haben wir papierne, hörnerne, gläserne Laternen, damit der Wind uns nicht das Licht auswehe. Reiche Leute leuchten ihren Kutschen mit Pech- oder Wachsfackeln.

Das Licht hat schon manchen Schaden angerichtet, weil man es nicht recht ausgelöscht, und unter Papieren und Zeugen, oder bey Bett- und Fenstervorhängen vergessen hat.

Viertes Kapitel.

Von der Ruhe.

Täglich bedürfen wir Ruhe; unsre Kräfte werden erschöpft, die Nahrung reicht nicht zu, sie zu ersetzen, und Ruhe muß vollenden, was die Nahrung unvollkommen läßt *). Die Hauptruhe ist der Schlaf; je nach dem Alter, der Leibesbeschaffenheit, der Ermüdung, der Ge-

*) Vornemlich dient die Ruhe dazu, die stärkenden Säfte in dem Körper in alle Glieder auszutheilen, und nach den äußeren Theilen zu führen.

sundheit, der Mäßigkeit oder Völlerey, oder der Gewohnheit, ist seine Dauer länger oder kürzer. Gemeinialich schläft der Mensch alle Tage; allein, die Gewöhnung setzt ihn in Stand, einen oder zween Tage ohne Schlaf auszuhalten. Kleine Kinder schlafen viel, Alte schlecht, und öfters sehr wenig, zuweilen aber auch lang. Ein gesunder, starker, mäßiger und arbeitsamer Mann schläft gemeinhin fest. Wer aber den ganzen Tag sitzt, sich wenig bewegt, wer sich den Magen mit Speisen beladet, und das Blut durch Uebermaaß des Weins oder des Vergnügens erhitzt, hat einen unangenehmen, unterbrochnen Schlaf. Furcht, Sorgen, Zorn stöhren die Ruhe. Die Kranken geniessen sie wenig. Fünf oder sechs Stunden, und noch weniger, eines gesunden Schlafes erquicken hinlänglichden, der sich am meisten ermüdet. Der Schnitter ruht in der Erndte nicht so lang. Es giebt Leute, die acht, zehn und mehrere Stunden schlafen; sie haben sich verwöhnt, und können sich nun nicht wieder entwöhnen. Ihr Schlaf ist aber auch meistens minder ruhig und fest. Einige Stunden eines sanften Schlafs kühlen das Blut, erneuern die Kräfte und erwecken Munterkeit: allein ein übermäßiger unterbrochener Schlaf erhitzt, macht mürrisch und stumpf.

Die schicklichste Zeit der Ruhe ist die, wo die Sonne uns verläßt, und der Schatten die Luft abkühlt. Im Winter aber müßte man nicht die ganze Nacht schlafen wollen. Viele Leute bringen einen Theil der Nacht bey der Arbeit oder in Vergnügungen zu, gehn nur gegen den Morgen zu Bett, und verschlafen hernach einen Theil des Tages. Dadurch wird das Blut

erhitzt und die Gesundheit zerrüttet. Andre hingegen legen sich nach der Mittagsmahlzeit nieder. In heissen Gegenden ists bey der grösten Hitze des Tages, wo man ohnehin nichts vornehmen kann, sehr gewöhnlich, und vielleicht nothwendig. Aber auch in unsern Gegenden trift man Leute an, die sich zu Mittag eben so regelmäßig, als zu Abend, schlafen legen. Man sagt, daß dies nur schwerfällig mache; wenigstens ists eine bloße Verwöhnung, und eine Verschwendung der Zeit, die man weit besser in seinen Geschäften oder zum Vergnügen anwenden könnte.

Die Thiere legen sich auf die Erde hin, oder in Läger, die sie sich bereitet haben; die Hälfte der Menschen thut ein gleiches. Wir kommen nicht so wohlfeil davon; wir bedürfen Betten; die Armen von groben Federn, von Wolle, von Heu und Stroh; die Reichen von Seiden und Pflaumen, mit Himmel und Vorhängen. In gewissen Gegenden wird eine Matratze den Federbetten vorgezogen, und die Aerzte geben diesem Gebrauch Beyfall. Arbeit und Gesundheit machen den guten Schlaf; die Betten thun dazu wenig.

Mitten im Schlaf glaubt man zuweilen etwas zu sehn, zu hören oder zu thun, als wenn man wach wäre, das heißt träumen. Der Traum unterscheidet sich aber von der Wirklichkeit durch seine Sonderbarkeit. Es geht alles darin ohne Ordnung, ohne Folge, ohne Ursach vor. Bald glaubt man in den Lüften zu schweben; bald befindet man sich an einem entfernten Ort, ohne dahin versetzt worden zu seyn; bald gehn in wenigen Augenblicken ganze Tage vorüber.

Vor Alters wurden die Träume als Vorbedeutungen der Zukunft angesehn; man gab sich viel Müh, ihren Sinn auszuforschen, und man erschrack oder freuete sich, je nachdem man Glück oder Unglück hineingedeutet hatte. Viele unsrer Zeitgenossen thun ihnen noch eben die Ehre.

Statt daß man in Träumen zu thun glaubt, was man wirklich nicht thut, so thut mans wirklich, ohne es zu wissen, in einem andern Zustande des Schlafs. Es werden hiervon ganz besondere Dinge erzählt. Der eine klettert auf den Dächern herum, ein andrer zieht sich an, geht aus, wagt sich in Gefahren, und kömmt ohne Schaden davon. Man erzählt sogar von einem Manne, daß er ganz ordentliche Briefe schrieb *). Solche sind selten zu finden, man hält sie für krank, und nennt sie Nachtwandler. Durch Schläge, heißt es, kann man sie von ihrem Fehler heilen. Sie erinnern sich niemals bey wachenden Augen dessen, was sie gethan haben. Man sagt, daß man einen Nachtwandler nicht beym Namen nennen muß, wenn man ihn in Gefahr sieht, weil er munter werden, und vor Schrecken in der Gefahr umkommen könnte.

Der Schlaf ist nicht allemal zur Ruhe nöthig: das bloße Nachlassen von der Arbeit, Unthätigkeit, oder eine angenehme, und von der gewöhnlichen Arbeit verschiedene Beschäftigung, erquicken den Menschen. So ruhen der Ackermann und der Handwerker, wenn sie sich an ihren Ofen still hinsetzen, und der, der eine sitzende Arbeit verrichtet, ruhet, wenn er spazieren geht, mit guten Freunden spricht oder spielt.

*) vid. Muratori: Nachtwandler.

Betten, Stühle, Lehnstühle, Sophas, eine Laube, ein Rasen oder eine Rasenbank sind die gewöhnlichen Ruhestätten.

Fünftes Kapitel.

Von den Vergnügungen.

Junge Leute, und die, welche bey der Arbeit stillsitzen müssen, ziehen zur Ruhe der Unthätigkeit die Bewegung vor. Der Mensch übt gern seine Kräfte, und es ist nöthig. Kinder sind sehr unruhig, laufen, springen, schreyen und tummeln sich. Ihnen dies verwehren, würde heißen, sie mürrisch, schwach und ungesund machen. Diese rastlose Beweglichkeit legt sich mit zunehmenden Jahren; allein der Mensch bleibt immer thätig und geschäftig, wenn seine Kräfte entwickelt und geübt worden sind. Die Unthätigkeit schwächt und tödtet ihn; durch Arbeit und Thätigkeit wird er belebt und gestärkt. Der Ackermann, der Schmidt, und alle Handwerker, die schwere Arbeit thun, sind stark. Der Maler, der Tonkünstler, der Gelehrte, die ihr Geschäft in ihrer Stube an ihren Lehnstuhl fesselt, sind weit schwächer, und vielen Unpäßlichkeiten unterworfen. Diese Unruhe, diese Nothwendigkeit der Bewegung ist eine von den Ursachen, die das Gefängniß zu einer furchtbaren Strafe machen.

Deswegen hat man verschiedene thätige Erholungen, als Spazierengehen, Tanzen, Laufen, Jagen und allerley Spiele.

Das Laufen ist nur eine Uebung für Knaben und junge Männer. Ein Mann von reifem Alter hat wenig Lust dazu; für Mädchen und Weiber, die übrigens nicht sehr aufgelegt dazu sind, weil ihre Schwäche und Kleidung sie hindern, ist es nicht recht anständig.

Die Jagd, solche nemlich, die eine wahre Uebung ist, und Anstrengung erfordert, ist von großem Nutzen: dabey lernt man Beschwerlichkeit, Hunger und Durst ertragen, sie ist eine Schule der Geduld und des Muthes. Allein sie ist nicht einem jeden erlaubt, und bleibt ein Vorrecht einiger Wenigen. Weiber können selten daran Theil nehmen, weil die Anstrengung dabey gemeiniglich ihre Kräfte übersteigt.

Das Tanzen ist ihre Sache, hierin zeigen sie sich unermüdet. Beyde Geschlechter haben daran eine vortrefliche Uebung. Es ermuntert, stärkt, giebt Geschicklichkeit, Behendigkeit und Anstand. Es ist ein Vergnügen, einem guten Tänzer zuzusehn. Allein, kein Vergnügen kostet so vielen jungen Leuten das Leben, als eben dieses. Sie treibens öfters bis zum Uebermaß, bringen einen großen Theil der Nacht damit zu, setzen sich ganz in Schweiß, bringen das Blut in Wallung, kühlen sich unvorsichtig wieder ab, trinken kalt, gehen in die Luft, und machen sich auf ihre, gemeiniglich noch kurze, Lebenszeit krank. Die männliche Jugend, die überdies noch Wein oder andere geistige Getränke trinkt, macht das Uebel ärger. Wer aber mäßig, nicht zu spät in die Nacht hineintanzt, und sich nicht unbedachtsam abzukühlen sucht, hat den größten Nutzen von dieser Uebung.

Das Tanzen ist eine schöne Sache, wenn es wirklich tanzen heißen kann, und nicht ein ungestümes, zügelloses Laufen oder Springen ist. Nur Schade, daß dies Vergnügen kostbar ist, und daß man es nicht oft genießen kann. Personen von gewissen Jahren machen sich nicht viel daraus, und tanzen selten. Dieses Vergnügen ist sehr alt, selbst allen wilden Völkern bekannt. Hottentotten und Cannibalen tanzen. In alten Zeiten machte es einen Theil der Gottesverehrung aus. Strengere Beurtheiler tadeln es, daß ernste Personen dieses jugendliche Vergnügen mitgenießen.

Das Spazierengehen hat vor allen vorhergehenden Ergötzungen viele Vorzüge. Es steht allen Menschen an, und kostet nichts. Auch sieht man an den Feyertagen im Sommer eine Menge Spaziergänger, Männer und Weiber, alt und jung. Man hat dabey den vielfältigen Vortheil, Bewegung zu haben, die freye Luft, die Gesellschaft und Unterredung seiner Freunde, den Anblick vieler Menschen und das Schauspiel der Natur zu genießen. Hier darf man nicht besorgen, die Gesundheit durch Unmäßigkeit zu verderben. Einige Leute gehen alle Tage, bey Schnee und Regen, Wind und Wetter spazieren. Freylich ist dies nicht sehr angenehm, aber es ist gesund. Die schönen Wintertage sind schon angenehmer, allein es nützen sie die wenigsten.

Reiten giebt Kraft und Geschicklichkeit, und ist denen, die viel sitzen, sehr zuträglich; es ist aber kostbar.

Alle Kugel- und Ballspiele sind heilsam, weil sie Uebung geben. Keines davon aber ist für das andre

Geschlecht; ersteres ist mehr für Männer, es erfordert Kraft und Genauigkeit; dieses verlangt Hurtigkeit, man muß dabey viel laufen, es ist für die Jugend.

Zum Billardspiele gehört Behendigkeit, ein sichrer Arm, Aufmerksamkeit, Nachdenken, Genauigkeit und Gelenkigkeit; das Spiel ist also sehr nützlich. Es giebt auch einige Weiber, die es spielen. Schade, daß eine Billardtafel theuer, und das Spiel kostbar ist; man hat daran Geistes- und Leibesübung.

Viele suchen Erholung und Leibesübung in Drechsler-, Tischler- und Papparbeit, in der Malerey oder Musik. Mit einem Wort, eine jede, von der gewöhnlichen Arbeit verschiedene Beschäftigung kann eine Erholung abgeben.

Auch dieses wird Mode, daß man Jünglinge, die zu Handwerkern gar nicht bestimmt sind, ein Handwerk lernen läßt. Rousseau machte seinen Emil zum Tischler; Locke den seinigen zum Lackirer; und ich kenne einen jungen Baron, der Körbe flechten gelernt hat. Das ist für junge Leute sehr heilsam. Sie stärken sich, erwerben Geschicklichkeit und manche nützliche Kenntniß.

Man hat noch eine unzählbare Menge von Karten- Bret- und Würfelspielen. Unter den erstern giebts einige, wobey der Spieler durch Aufmerksamkeit und Klugheit vieles thun kann; solche Spiele haben den Vortheil, daß sie den Verstand beschäftigen und üben. Allein bey den mehresten thut das Glück alles, und der Spieler nichts; deswegen nennt man sie Glücks- oder Hazardspiele. Man hat sie nur um des Gewinnstes willen erfunden; Begierde und Hofnung sind ihre ein-

zigen Reize, und die Obrigkeit verbietet sie meistentheils. Man sagt, daß die Lappen Karten spielen. Von jeher hat man gespielt, sollte es auch nur mit Würfeln gewesen seyn; das schlechteste unter allen Spielen, das kein Vergnügen als den Gewinn gewährt.

Unter allen sitzenden Spielen ist das Schachspiel unstreitig das edelste. Es kömmt aus Persien, daher es seinen Namen hat, und soll eben nicht sehr alt seyn. Eine große Aufmerksamkeit, viel Vorsicht und Nachdenken werden dazu erfordert. Der Fehler aller dieser Spiele ist, daß sie den Körper ohne Bewegung lassen, und daß man dabey das Blut leicht durch langes Sitzen und vielleicht durch Leidenschaft erhitzen kann.

Wer zu viel spielt, verliert einen großen Theil der Zeit, die er der Arbeit widmen sollte; ja, er verliert die Lust zur Arbeit, indem er sich zu sehr ans Spiel hängt.

Alle Spiele, wobey es auf Gewinn und Verlust ankömmt, wie bey Karten und Würfeln, machen dem Verlierenden oft üble Laune, Zorn und Angst. Einige zürnen sogar auch bey Spielen, wo nichts zu gewinnen oder zu verlieren ist, wenn das Spiel ihnen nicht nach Wunsch gelingt. Unter den Spielern giebt es Betrüger, die sich immer die besten Karten zu geben wissen. Man spielt zuweilen so hoch, daß man sich und seine Familie des Nothdürftigen beraubt. Man hat reiche Leute gesehn, die sich, zuweilen in wenig Tagen, durch das Spiel ganz zu Grunde gerichtet haben. Junge Leute zumal sind im Stande, alles, bis auf das Kleid, zu verspielen; und es finden sich Män-

ner bey reiferen Jahren, die nach ihrem Gelde ihre Güter, ihr Haus, ihre Equipage auf das Spiel setzen. Dies geschieht niemals in ordentlichen Häusern und unter ehrbaren Leuten, sondern in abgelegenen, niederträchtigen Spielhäusern, wo die Spieler entweder Betrüger oder betrogene Thoren sind. Leidenschaftliche und gewinnsüchtige Spieler gerathen leicht in Zank und Schlägerey unter einander; Wunden und Mord können daraus entstehr. Wenn Schelme einen jungen Menschen, der sie nicht kennt, habhaft werden, pflegen sie ihm ein kleines Spiel mit gleichgültiger Mine vorzuschlagen, als wenn ihnen nicht darum zu thun wäre; anfänglich lassen sie ihn gewinnen, um ihn zu locken. Nach und nach wissen sies so zu drehen, daß man höher spielt, und nun betrügen sie ihn. Er verliert, will seinen Verlust wieder einholen, wagt noch mehr, und pflegt wohl nicht eher aufzuhören, als bis er ausgeplündert ist und nicht mehr spielen kann.

Junge Leute wagen immer viel, wenn sie spielen. Gewinnen sie, so reizt sie der Gewinn; wenn sie verlieren, so laufen sie ihrem Verluste nach; und in beyden Fällen wollen sie immer mehr spielen. Allmählig wird die Begierde so stark, daß man auf allerley Schelmstreiche verfällt; und wenn dieses gelingt, wird man ein Schelm. Man könnte junge Leute aus den besten Häusern als Beyspiele davon anführen.

Deswegen spielen gewisse Leute gar nicht, und andre spielen ein so kleines Spiel, daß der möglichst größte Verlust ihnen nicht beschwerlich fallen kann; und wenn sie sich ans Spiel setzen, rechnen sie gleich auf einen gewissen Verlust, damit es sie nicht schmerze,

wenn sie wirklich verlieren. Viele spielen mit der größten Nachlässigkeit; diese werden niemals verdrüßlich, sie verlieren aber mehrentheils. Wer viel und mit Leidenschaft spielt, schadet seiner Gesundheit durch die Leidenschaft und das lange Sitzen.

Es ist ein angenommener Grundsatz, daß man die Gemüther der Menschen am besten beym Spiel erkennen kann. Freylich kaun man dabey sehn, wie der Mensch beym Spiel ist; nicht aber, wie er in seinem Hauswesen, in seinen Geschäften, in seinen Pflichten und Verhältnissen denkt und empfindet. Wer beym Spiel gelassen ist, kann gegen Frau und Kinder zürnen. Wer beym Verluste im Spiel mißmüthig wird, ist darum nicht geizig; es verdrießt ihn die Ungünstigkeit des Spiels, auch wenn es gar nicht interessirt ist. Heinrich der Vierte von Frankreich, den man mit Recht den Großen nennt, ärgerte sich, wenn das Spiel ihm nicht gelang.

Die Obrigkeiten verbieten die Hazardspiele; nur das größte und verderblichste, welches schon viele wohlhabende Familien in Armuth gestürzt hat, das Lotto und die Lotterie, verbieten sie nicht allein nicht, sondern halten und befördern es auf alle mögliche Weise. Ueberall sind Collecteurs, welche den Leuten Loose anbieten, aufdrängen, sie zum Spiel bereden. Die Gewinnste werden in die Zeitungen ausposaunt; die Nieten aber wohlweislich verschwiegen, und das Volk wird dadurch angelockt.

Ja, das Lotto ist so eingerichtet, daß das Publikum bey jeder Ziehung nothwendig einige tausend Thaler einbüßen muß. Es ist in der Wahrschein-

lichkeit zwischen Verlust und Gewinn gar kein Verhältniß.

Bey der Lotterie ist der Gewinn der Unternehmer, und der Verlust des Publikums festgesetzt. Der Plan ist so vorgestellt, als wenn die Lotterie ganz ohne Gewinn bliebe. Einnahme und Ausgabe sind gleich — 200000 Thaler. Allein, von dem Gewinnste ziehn die Unternehmer zehn vom Hundert ab, welches auf die ganze Masse 20000 Thaler ausmacht. Ein Sechsunddreyßigtheil der ganzen Masse ist für die Collekteurs; macht 5555 Thlr. 13 Gr. und 4 Pf. ohne die Gebühren für die Lotteriezettel, die zwölf bis funfzehn tausend Thaler ausmachen. So daß das Publikum ohngefähr vierzig tausend Thaler (ein Fünftel des ganzen Einsatzes) einbüßt, alles sehr mäßig berechnet. Warum wird dieses Spiel nicht verboten?

Von dem höchsten Alterthume her haben die Menschen Vergnügen an Fechtspielen gefunden. Die Griechen hatten ihr Wettrennen mit Wagen, zu Fuß und zu Pferde, das Ringen und andre Gefechte. Zu Rom fochten die Klopffechter mit dem Degen. In die Fechtspiele der Menschen mischten sich Thiergefechte; Stiere, Löwen, Bären, Tiger, Elephanten kämpften mit einander, gegen Hunde oder Menschen. Heut zu Tage ist der Kampf der Stiere mit Menschen oder Hunden ein Vergnügen für den Spanier. Die Fechter sind Leute, die solches Spiel als ein Handwerk um Lohn treiben. In England hat man Kerl, die sich auf die Faust schlagen, und Hähne, die man dazu abrichtet und mit eisernen Spornen bewaffnet.

In allen diesen Spielen fließt Blut, und es kommen Fechter um, sie seyn Menschen oder Thiere; jene zuweilen, diese allemal. Die Stiere in Spanien werden allemal erlegt; die römischen Klopffechter stritten aufs äußerste, und wenn die Zuschauer den Ueberwundenen nicht begnadigten, so mußte er sterben; die griechischen Kämpfer erdrosselten oder schlugen einander todt; die engländischen Streiter schlagen sich mit Baxen einander Beulen, oder verrenken die Rippen. Wir haben solche öffentliche Schaugefechte nicht, allein wenn ein paar Hökerinnen oder Trunkenbolde sich zanken oder in Handgemenge gerathen, strömt das Volk herbey. Man hat nun freylich wohl die Menschenliebe, die Streitenden aus einander zu bringen, wenns Ernst wird, oder wenn die eine Parthey zu schwach ist. Unsre Buben rotten sich zuweilen Sonntags oder an Festtagen zusammen, theilen sich in zwey Partheyen, werfen mit Steinen und schlagen mit Stöcken auf einander; nicht um Zuschauer zu ergötzen, sie haben keine, denn die Zuschauer würden bald dem Spiel ein Ende machen; sondern zu ihrem eignen Vergnügen. Die Polizey pflegt solche Lust zu stören, denn die Spieler werden zuweilen dabey verwundet und wohl gar todt geschlagen. Die alten Germanier hatten vor Alters, und die rohen Afrikaner und Indianer haben jetzt noch Waffenspiele, die aber nicht blutig sind. Es werden Degen gezuckt; allein der Schauspieler tanzt nur dazwischen, keiner sucht ihn zu verletzen, und wenn er eine Wunde davon trägt, so ist es bloß aus eigner Ungeschicklichkeit.

Die Schaubühne ist ein Lieblings-Zeitvertreib der gesitteten Völker, und den rohen noch unbekannt. Einige Personen stellen in Gegenwart einer Versammlung eine Handlung vor, und unterreden sich mit einander. Schon vor mehr als zweytausend fünfhundert Jahren wurden diese Schauspiele in Griechenland erfunden. Die Athenienser gewannen so viel Geschmack daran, daß sie fast alle Tage in dem Schauspielhause waren, und ihre Staats und häuslichen Angelegenheiten darüber versäumten. Diese Handlungen stellen öfters betrügerische, heuchlerische, ihren Eltern ungehorsame Kinder vor; noch öfter nachlässige junge Leute, die nur das Vergnügen suchen und gar nicht daran denken, wie sie sich zu einem nützlichen Leben vorbereiten. Dies alles wird auf eine angenehme Art vorgestellt; viele junge Leute werden dadurch verdorben und ahmen die Thorheiten nach, die sie auf der Bühne gesehn haben. Es giebt auch einige gute Stücke, wo man sehn kann, wie Thorheit, Laster und Zügellosigkeit bestraft werden. Sie sind aber selten.

Es giebt viele Quellen des Vergnügens. Alle Tage gewähren uns Essen und Trinken und Ruhe ihre Annehmlichkeiten; das haben wir schon, sowohl als die vielerley Spiele, berührt. Hier ist noch mehrerley Genuß, den wir täglich haben können. Die Früchte sind so mannigfaltig, und da die meisten derselben wenig nähren, scheinen sie bloß das Vergnügen zum Zweck zu haben. Die Blumen, ihr Geruch und ihre so abwechselnden Farben und Gestalten, sind nur fürs Auge und für den Geruch, d. h. für das Vergnügen da, weil so wenige derselben nütz-

bare Frucht tragen. Andre Wohlgeriche haben eben diese Bestimmung. Und der Gesang der Vögel, die Schönheit ihres Gefieders, das angenehme abwechselnde Grün des Feldes, die schöne Gestalt mancher Thiere; wozu dieses alles? ists nicht, um uns den Anblick der Natur angenehm zu machen? Der Mensch kann diesen Reichthum noch vermehren. Durch seinen Fleiß werden Feld und Blumen schöner, die Früchte lieblicher; Gärten, Wälder, Gewässer erhalten von der Kunst neue Reize. Wahrlich, die Erde ist keine traurige Wohnung, und der Mensch ist nicht unglücklich, wenn er seine Vortheile zu genießen weiß.

Jedes Alter, jedes Geschlecht hat sein eigenes Vergnügen. Kleine Knaben lieben Stöcke, Peitschen, Wagen, Kreisel, Lärm, den Ball, das Laufen, die kriegerischen Uebungen, und Zank und Streit mit unter. Kleine Mädchen wollen sitzen, schwatzen und Puppen haben. Das Vergnügen der einen behagt den andern nicht. Zuweilen kommen beyde Geschlechter zusammen; wenn das aber oft geschieht, so verzärteln die Mädchen die Knaben, oder diese machen jene verwildern.

Jedem Alter ist der Umgang mit seines Gleichen angenehm. Daher ist das Besuchen entstanden. Kinder werden selten zu der Gesellschaft der Erwachsenen gelassen, weil sie von der Unterhaltung wenig verstehn würden. Wenn es aber geschieht, so will man nicht gern, daß die Kleinen viel schwatzen und fragen; sie sollen zuhören und schweigen, und dann nur sprechen, wann es ihnen geheißen wird. Kleine Knaben oder Mädchen, die mit Erwachsenen

thun, als wenn sie ihre vertrauten Gespielen wären, nennt man naseweise. Zwar sagt mans ihnen nicht jedesmal, und ist zuweilen gegen sie gefällig; es geschieht aber aus Achtung für ihre Eltern, oder aus Mitleiden gegen ihre Dummheit.

Die Gesellschaft mit Freunden ist sehr angenehm. Die Jugend spielt mit ihnen, oder treibt muntere Unterredung. Erwachsene pflegen angenehme Gespräche zu führen; allein wer Vergnügen darin finden will, muß die Sachen verstehn, wovon geredet wird. Deswegen machen sie den Kindern Langeweile. Beyde Geschlechter pflegen sich wohl zu trennen, wenn die Gesellschaft etwas zahlreich ist. Die Frauen sprechen von ihrer Wirthschaft, vom Preise der Lebensmittel, von der Art, wie sie ihr Haus und ihr Gesinde regieren, von der Erziehung ihrer Töchter und kleinen Kinder, von der Vorsicht, mit welcher sie die Einnahme sparsam vertheilen, von ihrer Sorge, ihren Männern gefällig zu seyn, von ihrer Arbeit, ihrer Kleidung und der Kleidung ihrer Kinder, und was sie thun, um solche lange zu erhalten. Die Männrr nehmen an diesen Gesprächen keinen Theil, weil sie sich mit solchen Dingen nicht abgeben; sie haben also ihr besonderes Gespräch unter sich. Sie reden von Wissenschaften, von Merkwürdigkeiten der Natur, oder suchen eine wichtige Frage aufzulösen. Ein andermal fällt die Rede auf das Schicksal und das Unglück mancher Völker, oder auf die Hofnungen und Besorgnisse des Vaterlandes. Zuweilen unterhalten sie sich von ihren Gewerben, ihren Angelegenheiten u. s. w. Der Unwissende und Unverständige gähnt bey diesen Gesprä-

chen, die dem Verständigen so viel Vergnügen machen; nimmt seine Zuflucht zu Geschwätz von Regen und schönem Wetter, von Wind und Kälte, von den Neuverehlichten oder Verlobten, ihren Einrichtungen, ihrem Hochzeitputze und Gelage, von ihren Versehen, von der Thorheit ihrer Verschwendung und ihrer Pracht, oder von dem Lächerlichen ihrer Knauserey. Von da gehts in die Häuser der Nachbarn; man untersucht, wie sie ihre Wirthschaft bestellen, wie ihre Weiber sie hinters Licht führen, ihre Kinder sie betrügen, und ihr Gesinde sie bestiehlt; wie man jenes Gelag einfältig eingerichtet, allzu gemeine, oder allzu kostbare Gerichte aufgetischt, wie man zu prächtig für seinen Stand geputzt, oder zu nachlässig angezogen war. Alsdann kommt die Grschichte der Mädchen, die einen Fehler begangen haben, oder von denen man vermuthet, daß sie einen begehn werden, weil sie vielleicht ein wenig zu frey in ihrem Betragen sind. Verständigen Leuten sind solche Gespräche zuwider. Die Frauen pflegen bey der Unterredung eine reinliche und leichte Handarbeit zu thun, oder Karte zu spielen; erstere werden mehr geschätzt. Die Männer pflegen zu spielen und Taback zu rauchen.

So halten wohlhabende Leute, der gute Bürgerstand und der Adel, ihre Zusammenkünfte. Die Armen, die Handwerker geben wenig Besuche, wenn es nicht unter den nähesten Verwandten geschieht Die Männer gehn zur Schenke; viele spielen, betrinken sich, und lassen Frau und Kinder indessen zu Hause ohne Brod.

Das Vergnügen der Gesellschaft kann für die Jugend gefährlich werden, weil es viele falsche Freunde

giebt. Viele junge, und sogar alte Leute sind dem Müßiggang, dem Spiel, der Völlerey und allerley Ausschweifung ergeben; da Unordnung und Faulheit sie zu Grunde gerichtet haben, suchen sie nun wieder etwas zu erwerben; und da sie außer dem Spiel und der Unbesonnenheit reicher Jünglinge, keine Mittel dazu haben, oder zu gebrauchen wissen, suchen sie junge Leute zu betrügen und zu verführen. Solche Nichtswürdige finden sich überall, in den Schulen, in Wirthshäusern und auf den Spaziergängen. Sie sind höflich, gefällig, weil sie die Jugend zu locken suchen, vor allem aber spielen sie den ehrlichen Mann. Ein junger Mensch macht leicht Bekanntschaft; und weil er Niemand betrügen will, fürchtet er auch keinen Betrug, und der Betrüger hat durch Gefälligkeit und Zuvorkommen bald Freundschaft mit ihm gemacht. Hat er nun des Jünglings Freundschaft erworben, so schlägt er ihm neue Freunde vor, man veranstaltet Vergnügungen, man besucht die schönsten Oerter. Man spielt, und der betrogene Jüngling verliert; man ißt und trinkt, und er bezahlt die Zeche; denn zuweilen verlangt man weiter nichts von ihm. Man lehrt ihn Mittel, größern Aufwand zu machen; er borgt, bestiehlt seinen Vater, bringt ganze Nächte mit Schwelgen zu, verdirbt seine Gesundheit und kürzt sein Leben ab. Das Unglück eines so weit verführten Jünglings ist in der That schrecklich. Er hat den Geschmack und vielleicht die Fähigkeit zu ernster Arbeit verloren; er hat die Kenntnisse, die Fertigkeiten, die Denkungsart, die Thätigkeit, die zu einem anständigen und achtbaren Leben nothwendig sind, verloren, und geräth in

dringende Gefahr, nunmehr ein elendes und verachtetes Leben zu führen. Unter den zügellosen Ausschweifungen entstehn nicht selten Streit, Schlägerey, zuweilen Verlust der edelsten und nöthigsten Sinnesorgane, Verstümmelung der Glieder, wohl gar Todschlag und ein schreckliches Ende.

Solche Verführer scheuen die Klugheit der Männer, und wagen sich nicht an diese; sie fallen auf die Jugend, und wissen sie so weit zu bringen, daß sie sich der Trunkenheit, des Müßiggangs und der Schwelgerey rühmen, und die Verführer andrer jungen Leute werden, nachdem sie sich selbst zu Grunde gerichtet haben. Die Eltern, die solche Gefahren kennen, verbieten ihren Kindern, Freundschaftsverbindungen ohne ihr Vorwissen zu machen. Es giebt aber junge Leute, die sich an die Befehle ihrer Eltern nicht kehren, und heimlich ins Verderben gehen.

Ein Mädchen wagt noch mehr, wenn es sich vor seinen Eltern verbirgt, und sich Freunde oder Freundinnen ohne ihre Erlaubniß macht. Es giebt verlorne Mädchen, die andre ins Verderben zu ziehen suchen. Niemals darf sichs ein Mädchen erlauben, einen Freund zu haben, oder mit einer Mannsperson vertraut zu werden. Sie würde bald um ihre Ehre kommen; denn wenn sie sich auch nicht bis aufs äusserste vergißt, so finden sich doch immer müßige Leute, die ihr aufpassen, und die das, was sie nicht sehn, vermuthen, errathen, zusetzen. Kinder haben nichts zu besorgen, wenn sie ihren Eltern gehorsam sind, und nur mit ihrer Erlaubniß sich in Freundschaftsverbindungen einlassen; die Klugheit der Eltern weiset ihnen

nur rechtschaffene Freunde zu, und schützt sie also vor Gefahr.

Gemeiniglich nehmen junge Leute die Sitten, das Betragen und die Sprache derer an, mit welchen sie Umgang haben; hauptsächlich, wenn sie solche lieben. Sind diese gut und gesittet, so hat die Jugend großen Nutzen von ihrem Umgange; wenn sie aber thöricht, eitel oder gar lasterhaft sind, so wird die Jugend thöricht, eitel und lasterhaft. Daher das Sprichwort: Mit den Wölfen lernt man heulen.

Es giebt Leute, die so weichherzig sind, daß sie immer die vertrauten Freunde derer sind, mit welchen sie jetzt umgehn. Den Augenblick darauf haben sie aber ihre Freunde vergessen. Läßt man sich von ihnen einnehmen, und vertraut ihnen etwas, das geheim bleiben soll, so wird man gewiß betrogen. Nicht daß sie Bosheit hegten; nein, sie sind aber so voller Liebe für den gegenwärtigen Freund, daß sie ihm nichts von dem, was sie auf dem Herzen haben, verschweigen können. Aus zärtlicher Liebe vertrauen sie diesem Freund, was ihnen jene Freunde anvertraut haben, ihr Vorhaben und die Unordnung in ihrem Hause. Daher hüten sich die Klugen aufs sorgfältigste vor solchen Leuten.

Die Klätscher werden verabscheut, weil sie großes Unheil und heftigen Verdruß anrichten. Hier horchen sie, was von diesem oder jenem gesagt wird, gehen hernach zu dem hin, und sagens ihm mit ihren Zusätzen wieder.

Vorsichtige Leute machen keine Rechnung auf das, was in vergnügten Gesellschaften gesagt und erzählt wird. Sie wissen, daß die mehresten eben nicht genau

sehn, hören und erzählen, so daß das Ganze immer ziemlich weit von der Wahrheit entfernt ist, obgleich der Grund wahr seyn mag. Jemand hat z. B. ein junges Frauenzimmer Abends mit ihrer Mutter spazieren gehn sehn; ein bekannter junger Mensch begegnet ihnen und begleitet sie. Dies wird nun erzählt. Der erste vergißt schon, daß die Mannsperson ihnen blos begegnet ist; der zweyte läßt die Mutter weg; der dritte vermuthet, daß sie einander bestellt haben, oder er spricht: daß Mlle N. mit H. N. spazieren geht, was nun die Sache, als wenns oft geschähe, vorstellt, und so kann ein unschuldiges Mädchen für ein unanständiges Frauenzimmer gehalten werden. Wer alle Sagen des Cirkel aufnimmt, und darauf nachspricht, kann bald für einen Lästrer gelten und ist gewiß unvorsichtig.

Die Musik ist eine der angenehmsten Vergnügungen. An vielen Orten hat man öffentliche Concerte, wo man den Eingang bezahlt; oft treten Musikliebhaber zusammen, machen ein Concert, und lassen Freunde zu. Ohne was gelernt, und seinen Verstand gebildet zu haben, findet man kein Vergnügen daran. Manche, sonst nicht unwissende Leute können keinen Geschmack an der Musik gewinnen, weil es ihnen an Gehör fehlt.

Feuerwerke sind ein kostbarer und kurzer Zeitvertreib; nur etwa Fürsten bey außerordentlichen Feyerlichkeiten verzeihlich.

Die Kunst, auf eine bequeme und angenehme Art zu bauen, giebt unsern Städten ein heiteres Ansehn. Die Bildhauerkunst ziert die Plätze und Paläste, und

die Malerey schmückt unsre Häuser. Sachverständige sehen dieses alles mit Vergnügen an; der Unwissende aber versteht das nicht, und weiß es nicht zu empfinden.

Es sind also viele Mittel da, vergnügt zu seyn; und doch giebt es viele Mißvergnügte und Traurige. Dies kömmt daher, weil man gemeiniglich das nicht achtet, was man hat, und etwas anders wünscht. Wir sind zu sehr an das Angenehme gewöhnt, mißbrauchen es zu oft, und setzen uns dadurch außer Stand, es ferner zu schmecken. Wenn einer z. B immer Wein hat, so findet er eben kein großes Veegnügen daran; wer ihn aber gern trinkt und selten bekömmt, der genießt ihn mit Wolluſt. Wer sich mit einer Speise, die er vorzüglich liebt, den Magen verdirbt, wird in langer Zeit diese Speise nicht genießen können. Alle Menschen haben täglich Essen, Trinken und Ruhe, Gelegenheit zum Spazierengehen, das Schauspiel des Feldes und der Blumen, den Gesang der Vögel, den Anblick einer wohlgebauten Stadt; allein dieses alles rechnen sie für nichts.

Viele junge Leute ergeben sich ganz dem Vergnügen; sie wollen nicht arbeiten, sondern immer nur spielen und tändeln. Wenn sie unter der Aufsicht aufmerksamer Eltern oder Lehrer sind, halten diese sie zur Arbeit an; allein diejenigen, die sich selbst überlassen werden, oder nachläßige Eltern und Aufseher haben, thun nichts, und das wenige, was sie thun, machen sie schlecht. Sie lernen nichts; und wenn sie Manner geworden, sind sie zu unwissend und zu träge, irgend in einer Bedienung gebraucht zu werden, und fahren ge-

meiniglich ein elendes Leben. Ist das Vergnügen gar Schwelgerey, dann ists noch ärger, dann verscherzt der Jüngling Vernunft, Gesundheit, Ehre und Vermögen, und stirbt eines frühzeitigen Todes. Man trift junge Männer an, die im dreyßigsten Jahre schwach und siech sind, Schmerzen leiden, keine Anstrengung, keine Arbeit, keine Reise, keinen Spaziergang, keine Hitze und keine Kälte vertragen können; deren Magen die heilsamsten Speisen nicht verdaut, weil sie ihre Kräfte durch Ausschweifungen zu Grunde gerichtet haben.

Noch eine reiche Quelle von Erquickung und Vergnügen ist das Lesen; man kann nichts, als den Mangel an Leibesübung, daran aussetzen. Nächtliches Lesen zumal hat schon manchem die Gesundheit zerrüttet. Es erfordert aber die Wahl der Bücher viele Vorsicht. Einige lehren offenbar Unordnung und Ausschweifung; andre führen zur Zügellosigkeit, zur Trägheit, zur Abneigung von allem ernsthaften Geschäfte; noch andre füllen den Kopf mit allerley thörichten Einbildungen, albernen Hofnungen und unsinnigen Wünschen. Die Jugend kann solche nicht unterscheiden, weil sie den Schein des Nützlichen, der Weisheit, der Lehre und der Wahrheit annehmen, und man die Gefahr nur, nachdem der Schaden geschehen ist, einsieht. Deswegen haben sorgsame Eltern ein wachsames Auge auf die Lesung ihrer Kinder, halten sie von den schädlichen Büchern ab, und geben ihnen gute in die Hände. Gute Kinder folgen dem Rath ihrer Eltern, und befinden sich wohl dabey. Hingegen giebts eine Menge nützlicher und

angenehmer Bücher. Von dem jungen Frauenzimmer verlangt man noch größere Behutsamkeit; überhaupt sieht mans nicht gern, daß jenes Geschlecht viel liest, auch nicht einmal die besten Bücher. Den Mädchen könnte man vielleicht etwas mehr gewähren; verheyrathete Personen haben mit dem Hauswesen und den Kindern zu viel zu schaffen, als daß sie ihre Zeit an häufigem Lesen verschwenden könnten. Sie pflegen auch allen Zeitvertreib, den sie im ledigen Stande liebten, aufzugeben; sie lassen das Clavier, die Bleyfeder, den Pinsel liegen, und nehmen an deren Stelle die Nähe- und Stricknadel, und das misfällt ihren Männern nicht.

Sechstes Kapitel.

Von der Arbeit.

Die beste Würze des Vergnügens und der Erholung ist die Arbeit. So wird ein jedes nützliches Geschäft benannt; denn es könnte ein Mensch den ganzen Tag durch mit Laufen, Felsen erklettern, Steine werfen, Lasten hin und her schleppen, die Erde ohne Nutzen umgraben, sich ermüden, sich übertreiben, sich quälen, vor Müdigkeit hinsinken, ohne gearbeitet zu haben. Warum? weil er nichts Nützliches verrichtet hätte. Hingegen arbeitet die Schildwache, die an einem schönen Frühlingstage ruhig auf ihrem Posten spaziert; der Postillon, der die Post fährt, und sein Stückchen

dabey singt, der Kaufmann, der auf der Reise zur Messe in seinem Wagen sitzt und angenehme Gespräche mit seinen Freunden führt und mitunter schläft. Diese alle arbeiten, weil sie etwas nützliches thun.

Es giebt beschwerliche und leichtere Arbeiten Von erster Art ist die Arbeit des Ackermanns, des Holzschlägers, des Schmiedes, des Bergmanns, des Zimmermanns, des Tischlers und vieler andern. Allein diese Leute haben den Vortheil, zur Arbeit gewöhnt zu seyn, und ihre Arbeit nicht schwerer zu finden, als jeder andre die seinige. Sie härten sich ab, bekommen Kräfte und eine feste Gesundheit. Der Schneider, der Kaufmann in seinem Laden, der Schreiber, scheinen weniger Mühe zu haben; allein ihre Gesundheit leidet oft von ihrer sitzenden Lebensart. Bey Vergnügungen erschöpft man sich oft; bey der Arbeit ist das nicht sehr zu besorgen, dennoch geschiehts zuweilen.

Es giebt thätige Menschen, die zur Arbeit von Kindheit an gewöhnt sind, die eine regelmäßige Geschäftigkeit lieben, und mit Vergnügen arbeiten. Man belegt sie mit dem Ehrennamen: Arbeitsame. Andre wieder, und zwar viele, sind thätig, lieben aber die Arbeit nicht, sind unbeständig, ermüden, flattern von einem Geschäft zum andern, unternehmen alles, und führen nichts aus. Anfänglich sind sie ganz Eifer, man erwarte aber ja nichts von ihnen. Sie sind flatterhaft, weil sie in der Jugend sich zu keiner anhaltenden Arbeit gehalten haben. Solche findet man vorzüglich in dem Stande, der über den Stand des Handwerkers sich erhebt, wo Eltern durch die Noth nicht gezwungen sind, ihre Kinder zur Arbeit anzuhalten.

Endlich giebts auch faule, träge, nachlässige Menschen, die zur Arbeit weder Muth noch Lust haben; es scheint, als wenn ihnen die Kräfte geschwunden wären. Diese Elenden sind immer traurig, verdrossen, weil sie die Zeit nicht zu brauchen wissen; sie sind krank, weil ihnen die Säfte vor Unthätigkeit stocken; und elend, weil sie das Brod nicht haben.

Der Mensch ist der einzige auf Erden, der im Stande ist, zu arbeiten, d. h. etwas Nützliches mit Einsicht und Vorsatz zu thun. Das Pferd, das Kameel, der Ochs, der Hund und andre Thiere verrichten wohl Arbeit, arbeiten aber nicht, weil sie es thun ohne es zu wissen. Der Ochs würde mit eben dem Ernst einen Stein auf dem Acker hin und her schleppen, mit welchem er den Pflug zieht.

Nur durch die Arbeit können wir das alles erhalten, was wir besitzen. Die Arbeit ist also die Quelle unsers Reichthums und unsers Vergnügens; sie schützt uns vor der beschwerlichsten Plage, vor der Langenweile, vor welcher die Vergnügungen selbst uns nicht immer schützen können. Denn man kann doch nicht immer tanzen, nicht immer spazierengehn, nicht immer am Tisch, beym Spiel, in Gesellschaft seyn; und was soll man außerdem thun, wenn man keine Arbeit hat? Wer die Langeweile nicht kennt, darf sich nur auf acht Tage zum Müßiggange verdammen.

Dem Arbeitsamen fehlts niemals an dem Nothdürftigen; dem Faullenzer fehlt alles. Ersterer wird geschätzt und geehrt, man liebt ihn, weil er nützlich ist; jener wird verachtet. Er weiß nicht, was er anfangen soll, und ganz unthätig kann er nicht bleiben;

also verfällt er auf Thorheiten, geräth in Unordnung, schwelgt, spielt, unternimmt allerlei unnütze Händel. Die Verdrossenheit, eine Frucht der Langenweile, macht ihn zur Furcht, zur Traurigkeit, zu Sorgen für die Zukunft, und zum Zorne geneigt. Die Verachtung, die man ihm bezeigt, erfüllt ihn mit Haß und Argwohn. Dem Arbeitsamen erspart die Arbeit alle diese Qualen.

Die Arbeit bildet alle Kräfte des Menschen; durch sie wird sein Körper stark, gelenkig, behend; sein Verstand entwickelt sich, bekommt Festigkeit und Fertigkeit.

Obgleich die Menschen die Arbeit lieben und so vielen Nutzen davon haben; so haben sie doch fast alle ein sonderbares Vorurtheil dawider. Sie halten sie nemlich für ein Unglück, für die Strafe der Fehler, Schwachheiten und Vergehen der Menschen. Sie bilden sich ein, daß der Mensch beständig in einem seligen Müßiggange leben würde, wenn er immer seine Pflicht beobachtete. Sie sehn nicht ein, daß die ganze Beschaffenheit des Menschen seinen Beruf zur Arbeit ankündiget, indem sie ihn der Arbeit fähig, und solche ihm nothwendig macht. Er hat fühlende und behende Finger, starke und bewegliche Arme. Kein Thier ist so beschaffen. Er denkt und kann alles lernen. Von allen natürlichen Waffen entblößt, womit doch ein jedes Thier versehn ist, muß er seine Sicherheit in künstlichen Waffen suchen, die er mit vieler Arbeit verfertigt. Sein nackter Leib beruft ihn zur Arbeit, ihn zu bedeken. Sein leckerer Gaumen reizt ihn, schmackhaftere Speisen, als die Geschenke der rohen Natur, zu bereiten. Mit einem Wort: alles ruft ihn zur Arbeit.

Uebrigens ists unter uns Menschen ein Beweis von Liebe, von Achtung und Zutrauen, wenn man jemand ein Geschäft aufträgt. Könige und Fürsten geben verdienten Männern und treuen Dienern Aemter, das heißt: Arbeit, zur Belohnung ihrer Treue, und ihre Verdienste zu ehren.

Dritter Abschnitt.

Von der innern Beschaffenheit des menschlichen Leibes.

Erstes Kapitel.

Von dem Knochenbau.

Der menschliche Leib besteht aus einer unzählbaren Menge künstlich beschaffener und geordneter Theile; und diese künstliche Einrichtung in seinem Bau kann man sich schon beim bloßen Anschauen des Menschen vorstellen. Er geht, läuft, verrichtet allerley Bewegungen; er athmet, er ißt, er nährt sich, er singt, er spricht, stemmt und biegt sich, er wächst; dieses alles erfordert Werkzeuge, eine Organisation, die alle diese Wirkungen hervorbringt. Ein Stein, ein Erdklumpen sind unbeweglich. Eine Uhr, eine Mühle haben Bewegung. Allein, welche Einrichtung, wie viele Stücke, welche Arbeit, welche Genauigkeit erfordern sie nicht! Und im Grunde haben diese Maschinen nur eine, und immer dieselbe Bewegung. Sie versetzen sich nicht von einem Orte zum andern, sie können weiter nichts thun, als das einzige, was sie immer thun. Sie können weder sich aufhalten, noch sich in Bewegung setzen, sie

nähren sich nicht; mit einem Worte, sie leben nicht. In Vergleichung mit diesen Maschinen ist das einfachste Thier ein wahres Wunder. Es lebt, es hat eigne und freye Bewegung. Was ist aber die Auster, die Raupe gegen den Menschen? Mit welcher Kunst muß dieser nicht gebaut seyn!

Die Knochen sind gleichsam das Gerüste, das alle übrigen Theile des menschlichen Körpers trägt und verbindet. Betrachtet ein Skelet!

Der Kopf ist ein beinerner Kasten, der aus vielen so fest in einander gefugten Knochen besteht, daß man sie eher zerschlagen, als die Fugen trennen würde. Die Knochen sind, zumal am Hinterkopfe, sehr dick. In diesem Kasten ist das Hauptmark, oder Gehirn, und die Werkzeuge des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs und des Geschmacks. Bemerket die Höhlung der Augen, der Ohren, der Nase und des Mundes, die Kinnbacken und das Loch des Halses.

In dem Gehirn haben der Gedanke, die Bewegung und die Empfindung ihren Sitz. Die geringste Verletzung desselben bewirkt Taubheit, Blindheit, Lähmung, Wahnwitz und Tod. Ein heftiger Schlag, ein Fall kann diese traurigen Folgen haben. Die vorhergenannten Kräfte sind von großer Wichtigkeit, oder vielmehr, sie sind der Mensch selbst und sein Leben; dennoch sind sie so zart, daß der geringste Stoß sie verlezzen und zerstöhren kann, also mußten sie sehr sorgfältig verwahrt werden. Die Stärke der Knochen, und ihre runde Gestalt giebt ihnen die Kraft, das Gehirn vor Schaden zu bewahren, welches ohne diese noch viele andre Wehren hat; solche sind erstlich zwo Häute zwi-

schen dem Gehirn und Hirnschädel, und dann, die dicke Haut des Kopfes, und das Haar.

Bey kleinen Kindern schließen die Knochen oben am Schädel nicht, sondern sie lassen eine Oefnung, die ein dünner Knorpel bedeckt, der nach und nach zu Knochen wird. Diese Oefnung schließt sich im zweyten Jahre. Bis dahin deckt sie eine dicke Rinde von Schmutz, die sich löset, und fällt, so wie der Knochen zuwächst; man muß sich hüten, das Kind an dem Ort zu verletzen.

Das Hirnbein verlängert sich inwendig, und macht eine Scheidewand, welche nebst den Häuten das Gehirn in zwey große Theile theilt, wovon der eine vorn und der andre hinten liegt. Das Gehirn selbst ist eine weiße, weiche, öhlichte, mit vielen Fasern durchkreuzte Materie. Das ist alles, was man bisher darin hat entdecken können; Organisation und Bewegung sind uns verborgen geblieben. Wir sehn nur aus ihren Wirkungen, daß es eine so vortrefliche Maschine ist, daß wir sie nicht begreifen können.

Die Knochen des Rumpfes sind die Wirbelbeine, die den Hals und das Rückgrad ausmachen, den Leib gerade halten und den Kopf tragen; die Rippen, das Brustbein und das Becken, das aus den Hüftbeinen, den Schaambeinen und den Steisbeinen besteht.

Der Rückgrad sollte den Leib aufrecht halten, unsrer Anstrengung Kraft geben, und sich in unsre Bewegungen schicken; er mußte also sehr stark und sehr gelenkig seyn: zwey entgegengesetzte Eigenschaften. Betrachtet aber seinen Bau; er ist stark, gelenkig und leicht. Er ist gelenkig, weil er nicht ein einziger Kno-

chen, sondern ein Zusammenhang von vier und zwanzig Knochen ist, die auf einander spielen und die man Wirbelbeine nennt. Die Kraft erhält er durch den Bau, die Zusammenfügung und die Verbindung der Wirbelbeine. Diese sind so beschaffen, daß sie genau auf einander passen, senkrecht über einander liegen, und mit starken Bändern verbunden sind. Es ist zu bemerken, daß die Wirbel unten am dicksten sind, und daß sie immer abnehmen, je höher sie liegen. Das Rückgrad ist leicht, weil die Wirbelbeine hohl, und fast von allen Seiten durchlöchert sind. Die mittelste Höhlung, die vom Gehirn an, bis an das Steisbein sich erstreckt, enthält das Rückenmark, das eine Verlängerung des Gehirns ist, und mit demselben zusammenhängt. Am Hintertheile, und zu beyden Seiten der Wirbelbeine, bemerkt man hervorragende Knochenspitzen, die zwey Rinnen längst dem Rückgrade bilden, worin große Blut- und Milchgefäße liegen, die durch jene Spitzen vor Stößen gesichert werden.

Gemeiniglich hat der Mensch zwölf Rippen auf jeder Seite; zuweilen aber finden sich mehr oder weniger auf einer, oder auf beiden Seiten. Die Rippen umschließen die Seiten, und vereinigen sich vorn mit dem Brustbeine, mit welchem sie eine große Höhlung machen, die man die Brust nennt. Das Brustbein besteht bey Erwachsenen aus einem, bey Kindern aber aus mehreren Knochen.

Die großen Rippen, die sich an das Brustbein anschließen, heißen wahre Rippen; darunter sind kürzere, die das Brustbein nicht erreichen, und kurze, oder falsche Rippen heißen.

Der Brustkasten macht diesen Theil des Leibes fast unbeweglich; bis zum Becken aber sind keine Knochen mehr, als die Wirbelbeine; und der ganze Untertheil, den man den Bauch nennt, kann sich nach allen Seiten bewegen; das könnte er aber nicht, wenn er, wie die Brust, verpanzert wäre; auch würden alsdann die Eingeweide sich nicht nach Nothdurft zum Verdauen frey ausdehnen und bewegen können. Wer eine Schnürbrust trägt, verliert beyde Vortheile, Biegsamkeit des Körpers und Freiheit und Gesundheit der Eingeweide; er widerspricht der Natur.

Das Schulterblatt, ein fast dreyeckigter Knochen auf dem Rücken, und der krumme Knochen, der mit einem Ende am Arm, und mit dem andern an dem Brustbein befestigt ist, und Schlüsselbein heißt, halten den Arm fest. Weil der Arm sich manchmal sehr anstrengen muß, so ist die Schulter dadurch vor Verrenkung gesichert worden. Der Oberarm, von der Schulter an bis an den Ellenbogen, hat nur einen mäßigen und hohlen Knochen, der leicht bricht; er ruht aber unter dem Schutz des Vorderarms, der weit stärker ist, und zwey Knochen hat. Alle Menschen, alle Kinder, wenn ein Schlag dem Kopf oder dem Oberarm drohr, halten den Vorderarm, der nicht so schwach, nicht so empfindlich ist, vor, um den Schlag abzuhalten. Einst hatte ein Mann das Unglück, seinem Kinde den Oberarm zu brechen, weil er es dabey faßte. Aus Furcht vor einem ähnlichen Unglück halten die vorsichtigen Kinderwärterinnen die Kinder am Leibe.

Das Gelenke des Knöchels besteht aus acht Knochen, hernach kommen die ersten und längsten Glieder

der Finger, die in der flachen Hand verborgen liegen; darauf folgen die beiden Glieder des Daumens, und die drey der Finger, die frey sind. Ein jedes Glied ist ein besondrer Knochen, der durch Bänder an dem nächsten Knochen befestigt ist, doch so, daß er sich bewegen kann.

Das Bein hat mit dem Arm sehr viel Aehnlichkeit, mit dem Unterschied, daß seine Knochen viel länger und dicker sind. Die Lende hat nur einen Knochen, dessen Kopf in einer Pfanne am untern Theile des Hüftbeins sich bewegt. Das Bein, vom Knie bis an den Knöchel, hat zwey Knochen, wie der Vorderarm; der stärkste vorn und etwas einwärts, der schwächere hinten auswärts. Nun kommen die Knochen des Knöchels, die sieben der Ferse, die ersten verborgenen Glieder der Zehen, welche die Verlängerung des Fußes ausmachen; endlich die Zehen, die eben so viel Knochen als die Finger haben.

Ein Erwachsener hat ohngefehr zweyhundert sechs und funfzig Knochen, und ein Kind etwas über drey hundert. Daß die Kinder mehr haben, kömmt daher, daß viele knochichte Theile, die bey den Kindern aus mehreren Stücken bestehn, als z. B. am Kopfe, an der Brust, am Becken und an der Hüfte, nur einen Knochen bey Erwachsenen ausmachen.

Die Knochen sind Gewebe von Schichten, die aus organischen festen Fibern bestehn. Das Innre sieht einem verhärteten Schwamme ähnlich; und ist wie ein Klumpen von Netzen, deren Maschen oder Augen Gemeinschaft mit einander haben. Die Maschen heissen Zellen. Diese zellichte Masse enthält die Nahrung

des Knochens, nemlich eine Art Oehl. Der auswendige Theil des Knochens ist ein dichtes, polirtes und sprödes Gewebe.

Alle Knochen sind an ihren beweglichen Enden mit einer weissen durchsichtigen Materie versehn, die man Knorpel nennt. Ihre Bestimmung ist, die Berührung und das Reiben der Knochen zu verhüten. Im hohen Alter wird der Knorpel so hart, wie Knochen. Daher kömmts, daß alte Leute sich so schwer bewegen, und daß die Bewegung mit zunehmendem Alter immer langsamer wird. Aus eben diesem Grunde sind die Finger der Erwachsenen zu steif, um Musik, Schreiben und alles, was Geschwindigkeit erfordert, zu lernen.

Die Knochen sind an einander mit Ligamenten befestigt; diese sind starke weisse Schnüre, die aus Fasern, oder Fibern, bestehn. Von dieser Art sind die Ligamente, die den Kopf des Dickenbeins in seiner Pfanne fest halten. Um den Kopf desselben sind andre, in Gestalt eines Bandes, die ihn an den Rand der Pfanne binden, damit er sich nicht leicht verrenken könne. Die Ligamente enthalten eine öhlichte Feuchtigkeit, die die Gelenke beständig netzet, um die Bewegung derselben zu erleichtern; so ohngefehr, wie man die Axen eines Wagens, oder die Zapfen einer Mühle einschmiert. Die Feuchtigkeit liegt in kleinen fleischichten Schwämmen oder Drüsen vorräthig.

Die Knochen, Ligamente und Knorpel bedeckt eine starke, von Fasern und allerley Gefäßen dicht gewebte, und sehr empfindliche Haut, welche an dem Knochen durch eine Menge Fasern und Gefäße, die durch den Knochen gehn, geheftet ist. Diese Haut giebt dem Kno-

chen Nahrung, bedeckt die inwendige Seite der hohlen Knochen, und ist das Behältniß des Marks, ein zur Nahrung und Anfeuchtung des Knochens bestimmtes Oehl. Die Knochen selbst sind ohne Gefühl.

Zweytes Kapitel.

Von den andern festen Theilen.

Die Knochen tragen das Fleisch, das Fett, die Häute, die Sehnen und Nerven.

Das Fleisch ist keine bloße Ausfüllung der Gestalt, und noch weniger eine unnütze Last; es ist ein nothwendiges Werkzeug der Bewegung und der Kraft, und ein Theil dessen, was man Muskeln nennt.

Ein Muskel besteht aus zween Theilen; aus einem fleischichten, rothen, bald mehr, bald weniger starken, kurzen Körper, der aus paralell liegenden Fasern zusammengesetzt ist, und den eine Menge Gefäße allerley Art durchkreuzen, nähren, in Bewegung setzen oder empfindungsfähig machen. Jeder Muskel hat seine Häute, wodurch er von allen andern abgesondert wird, und worin das vorhandene Fett sich befindet. Man sieht diese fleischichten Fasern, diese Häute, dieses Fett, an dem Fleische, das man ißt. Dieser Theil des Muskels ist an die Knochen und Knorpel befestigt. Am Ende desselben, das fast spitz ausgeht, ist eine starke, weisse, entweder platte oder runde Schnur, die man Sehne nennt. Sie besteht aus einer Menge starker,

weisser Faden. Mit dem andern Ende hängt sie an dem Knochen, den sie bewegen soll, und in ihrer ganzen Länge wird sie von ringförmigen Bändern auf dem Knochen liegend erhalten, damit sie nicht durch die Bewegung verrückt werde. Diese Bänder sind voll von Drüsen, die die Sehne, indem sie sich bewegt, anfeuchten, um ihr ein leichteres Spiel zu geben. Die Sehnen haben kein Gefühl.

Die Nerven sind auch weisse Schnüre, die öfters sehr fein und unsichtbar sind. Ein jeder ist ein häutiges Gefäß, dessen Höhlung mit häutigen länglichten Zellen, in welchen Markfasern von einem Ende zum andern sich erstrecken, angefüllt ist. Sie entspringen alle aus dem Gehirn, sind mit ihm verbunden, kommen durch das Rückenmark herunter, und gehn aus den Seitenöfnungen des Rückgrades in verschiedenen Aesten in den ganzen Leib, breiten sich als Fäden aus, und besetzen alle Häute, alle Muskeln und alle Theile des Leibes, so daß sie in der That unzählbar sind. Sie sind, voll eines Saftes, dessen Nutzen unbekannt ist.

Die Nerven sind die Werkzeuge der Sinne und des Gefühls, das sich über den ganzen Leib verbreitet. Wenn man z. B. den Stamm der Nerven im Arm zerschnitte, so könnte man diesen Arm schlagen, brennen, zerhacken, ohne etwas davon zu fühlen. Wenn man den Nerven der Augen zerschnitte, würde man nicht sehen können; und so würde es mit den Nerven der Nase, des Gaumens, u. s. w. auch seyn. Man mag sich nun aber, an welchem Ort des Leibes es auch sey, stechen, brennen, schneiden oder stoßen, so fühlt mans:

also sind Nerven da, also sind welche in allen Punkten des Leibes; also ists uumöglich sie zu zählen.

Die Nerven sind auch die ersten Werkzeuge der Bewegung. Wenn man also den Stamm der Nerven des Armes abschnitte, so würde der Arm unbeweglich werden; und eben so ists mit allen Theilen des Leibes. Gewiß hat schon mancher mit Schmerzen geplagter, des Gefühls in dem leidenden Theil beräubt zu seyn, gewünscht. Wenn wir aber kein Gefühl, etwa in dem Arm, hätten, wie wollten wir seine Bewegungen wissen und regieren? Wenn unsre Füße unempfindlich wären, wie wüßten wir, ob der Boden unter uns fest, oder so weich wäre, daß wir in Gefahr des Untersinkens schwebten? Wir wüßtens nicht, wenn etwas unsre Glieder verletzte oder zerstörte, und wir möchten wohl einmal mit Verwunderung uns ohne Arme und Beine finden, ohne zu wissen, wie wir sie verlohren hätten. Wären unsre Eingeweide unempfindlich, freylich litten wir nichts von Bauchgrimmen; wir empfänden aber weder Hunger noch Durst, noch Sättigung, und könnten vor Erschöpfung oder Ueberfüllung, ohne unser Wissen, sterben. Es wäre freylich kein großer Schade; denn das Leben, in welchem wir nichts gethan und nichts empfunden hätten, wäre uns unnütz und sehr gleichgültig gewesen.

Die Häute sind große faserichte Gewebe, die den Leib und alle seine Theile bedecken, und zwischen diesen Theilen hingehn. Von der Art sind: die Haut, die den Leib bedeckt, die Häute der Muskeln, der Knochen, die Fetthaut oder das Zellengewebe, die Häute, welche

die

die Eingeweide umgeben, und die den Magen und die Gedärme ausmachen.

Unsern ganzen Leib bedeckt eine ziemlich dicke, und aus mehreren Häuten zusammengesetzte Haut. Die untersten sind dick und weich; die Oberhaut aber ist dünn, hart und unempfindlich; denn man kann sie ohne Schmerzen mit einer Nadel durchstechen, oder mit einem Messer heben. An manchen Theilen des Leibes ist die Haut viel dicker. An den Händen und unter den Füßen ist sie am stärksten. Wir haben schon von den Häuten der Muskeln und Knochen gesprochen.

Die Fetthaut ist dünn, und besteht aus zween Blättern wie ein Bettüberzug; sie erstreckt sich durch den ganzen Leib, über das Fleisch, zwischen den Muskeln, um die Eingeweide und das Herz, und in die Gelenke. Sie enthält alles Fett, an welchem Ort es immer sey. Durch dieselbe sind alle Theile des Leibes mit einander verbunden; und die harten Körper, als Nadeln u. dergl., die man unglücklicherweise niederschluckt, gehen in derselben solche sonderbare Wege, daß sie bald an der Lende, bald am Knie, bald an der Schulter wieder herauskommen. Diese Haut ist der Sitz der Art von Wassersucht, die sich über den ganzen Leib ausbreitet. Durch sie kann man ein Thier so aufblasen, daß es dick und fett scheint, obs gleich mager und abgezehrt ist. Sie heißt Zellengewebe, weil sie zwischen beyden Häuten ganz voll kleiner Zellen ist, die das Fett enthalten. Das Fett ist ein Oehl, das vom Ueberfluß der Speisen abgesondert wird. Wenn es zu häufig ist, ist es immer ein Beweis von Schwäche, und vom Mangel der Absonderung.

Das Herz, die Lunge, der Magen und die Gedärme, die Leber, die Milz ꝛc. haben jedes seine besondre Haut. Das Herz hängt in einem häutigen Beutel, die Lunge ist in eine Haut eingewickelt; das Netz umgiebt alle Eingeweide des Unterleibes. Heftige Anstrengung, ein Sprung oder Fall kann Löcher darin reissen, wodurch ein Theil der Gedärme aus seiner Lage fällt, und, was man einen Bruch nennt, verursachen, der sehr gefährlich werden kann.

Man nennt Drüsen, kleine fleischichte, aus unzähligen Gefäßen bestehende Körper, die gewisse Feuchtigkeiten enthalten. Der Mund, der Schlund, der Magen, die Gedärme, die Bänder der Muskeln und der Gelenke sind ganz voll davon.

Drittes Kapitel.

Von den Eingeweiden.

Erster Artikel.

Von dem Umlauf des Bluts.

Der Rumpf ist hohl, und theilt sich in zwo große Höhlen, nemlich in die Brust und den Unterleib. Diese trennt das Zwerchfell, eine Haut, die horizontal von dem Untertheil des Brustbeins bis eben so hoch an die Wirbelbeine, und von den Rippen der einen Seite bis

an die Rippen der andern ausgespannt ist. Sie besteht aus Muskeln, und trägt zu den Bewegungen der Lunge, des Magens, der Gedärme, zum Brechen und zum Husten bey.

In der Brust befindet sich die Lunge und das Herz. Die Lunge ist ein großes Stück weiches und schwammigtes Fleisches, das, so wie alle Theile des Leibes, aus unzählichen Fasern und Gefäßen besteht, die in einander geschlungen und verwickelt sind. Sie ist blaßroth und hat zwey Theile. Viele Muskeln setzen sie in Bewegung. Eine Haut umwickelt sie, damit sie nicht an die Rippen stoße. Die entzündete Geschwulst dieser Haut heißt Pleuresie. Das merklichste Geschäft der Lunge ist das Athemholen. Sie dehnt sich aus und schöpft die Luft; stößt sie dann wieder aus, indem sie sich zusammenzieht, ohngefähr wie ein Schwamm das Wasser einsaugt, indem er sich aufschwellt, und es wieder auswirft, wenn man ihn mit der Hand zusammendrückt. Sie steht vermittelst der knorplichten Luftröhre mit dem Mund in Verbindung, dessen Oefnung die Kehle heißt, sich zusammen ziehn kann, um Töne zu bilden, und sich wohl gar zuzieht. Die Lunge kühlt das Blut ab, welches aus dem Leibe in dieselbe fließt, und dies geschieht vermittelst der Luft, die beständig hinein strömt *), und des Milchsaftes, der aus den Speisen gezogen wird. Man kann von der Menge der Blutgefäße in der Lunge daraus urtheilen, daß sie so viel Blut, als der ganze übrige Leib, enthält. Dieser

*) Noch ein Dienst der Lunge ist, daß sie die Ausdünstung des innern Körpers durch das Aushauchen der Luft ausführt.

Zufluß und die starke Bewegung des Blutes in diesem Eingeweide machens eben, daß es von erhitzenden Ausschweifungen, von Völlerei, von heftigen Leibesübungen, am meisten leidet. Die Lunge wird auch immer am ersten angegriffen; und daher entsteht Husten, Heiserkeit, Pleuresie, Schwindsucht und ein elender Tod. Es bilden sich darin auch kleine Geschwüre, die nach und nach aufbrechen, und die Lunge langsam verzehren, oder ein großes Geschwür, welches bey dem Entstehn siech macht, und im Aufbrechen den Kranken zuweilen plötzlich erstickt; und sich gemeiniglich immer wieder bis an den Tod erneuert.

Das Herz ist ein großer Muskel, oder vielmehr eine Zusammensetzung von vielen starken Muskeln, in Gestalt einer dicken Birne, welche zur linken, zwischen den Läpplein der Lunge, schief in einem großen Beutel hängt. Vier Hauptblutgefäße gehen dahin, wovon zwey mit der Lunge, und die beyden andern mit dem Leib in Verbindung stehn. Das Herz hat zwey Kammern; die linke ist klein, die rechte groß; und eine fleischichte Scheidewand trennt sie bey den Erwachsenen, so daß aus der einen zu der andern kein Durchgang ist. Bey Kindern vor der Geburt öfnet ein eyrundes Loch den Zugang von einer in die andre.

Das Geschäft des Herzens ist, das Blut in den Leib herum zu treiben; deswegen ist es in einer beständigen zusammenziehenden und ausdehnenden Bewegung. Durch diese füllt es sich mit Blut; durch jene treibt es das Blut in den Leib. Die leichteste Verletzung des Herzens tödtet den Augenblick ohne Rettung.

Die Blutgefäße sind von zweyerley Art: Die Pulsadern führen das Blut vom Herzen in die Lunge, und in alle Theile des Leibes; sie breiten sich, so wie die Nerven, in unzählbaren Zweigen, in alle Theile des Leibes aus. Man verwunde sich, an welchem Punkt des Leibes man immer will, so wird Blut fließen; ein Beweis, daß allenthalben Blutgefäße sind. Man kann leicht begreifen, daß sie immer größer werden, je nachdem sie sich dem Herzen nähern, weil dieses der Mittelpunkt ist, woher die ganze Masse kömmt, und wo sie wieder zusammen strömt. Weiter vom Herzen werden die Röhren immer kleiner, bis sie sich in unsichtbare Zweige verlieren. Die andern Blutgefäße sind die Blutadern, welche das Blut von der Lunge und von dem Leibe wieder zum Herzen führen. Ihre Zweige sind, so wie die Zweige der Pulsadern, unzählbar. Erstere unterscheiden sich von den Blutadern durch ein immerwährendes Klopfen, wie das Herz, und das man an dem Puls, der Hauptpulsader der Hand, deutlich wahrnehmen kann. Man würde es ebenfalls an dem ganzen Leibe wahrnehmen, wenn die Pulsadern nicht so tief unter dem Fleisch, oder andern festen Theilen verborgen lägen, damit diese Gefäße nicht verletzt werden, welches sehr gefährlich seyn würde; denn die Pulsadern heilen, wegen ihres beständigen Schlages, sehr schwer. Die Pulsadern haben Klappen, die nicht weit auseinander stehn; diese lassen das Blut durch, aber nie wieder nach dem Herzen zurück. Die Blutadern haben solche Klappen nicht, die beyden allein ausgenommen, die zunächst am Herzen sind, welche jede eine Klappe

haben, damit das Blut nicht hineindringe, wann das Herz sich zusammenzieht.

Das Blut fließt aus der linken Herzkammer, wenn das Herz sich zusammenzieht, in eine große Pulsader, die es in alle Theile des Leibes, vermittelst ihrer Zweige, vertheilt. Allenthalben fängt eine Blutader an, wo eine Pulsader zu Ende ist. Diese Blutadern empfangen das Blut, und führen es der großen Ader zu, woraus es in die rechte Herzkammer strömt. Die rechte Herzkammer treibt es in die Lungenpulsader, und durch diese in die Lunge, wo es sich abkühlt. Gleichfalls finden sich hier allenthalben Blutadern, die es in eine große Ader führen, wo es sich mit dem Milchsaft vermischt, in die Lungenblutader, und von da in die linke Herzkammer, seinen Kreislauf wieder anzufangen, geführet wird. Der doppelte Umlauf des Blutes in der Lunge und in dem Leibe geschieht nicht wechselsweise, sondern immer zugleich. Beyde Herzkammern öffnen sich zugleich; die linke nimmt das Blut der Lunge durch die Lungenblutader auf; und die rechte das Blut, welches durch die andre Blutader aus dem Leibe zufließt. Den Augenblick ziehn beyde Herzkammern sich wieder zusammen, und treiben das Blut, die linke in den Leib, durch die große Pulsader; und die rechte durch die Lungenpulsader in die Lunge. Mit dem Herzen schlagen alle Pulsadern zugleich.

Die ganze Masse des Bluts in einem gesunden Menschen beträgt ungefähr fünf und funfzig Pfund. Ein jeder Herzschlag führt zwo Unzen Blut, und geschieht in weniger als einer Sekunde; also geschieht der ganze Umlauf in weniger als sechs Minuten; oder, was

einerley ist, die ganze Masse des Bluts geht in dieser Zeit durch das Herz; das macht in einer Stunde ohngefehr sechshundert Pfund. Diese heftige Bewegung aber erhitzt das Blut sehr.

Mit dem bloßen Auge unterscheidet man zwey verschiedene Theile im Blute. Das rothe ist trocken und fest, und besteht aus Kügelchen voller Oehls, Schwefels, Salzes und vielen Feuers. Der andre Theil ist eine gelbliche, klebrichte Feuchtigkeit, welche Limphe genannt wird und dem Blute statt eines Vehikels dient.

Das Blut ist zur Nahrung des Leibes und aller seiner Theile bestimmt; deswegen fließt es durch den ganzen Leib, und selbst die Blutgefäße haben noch ihre Puls- und Blutadern. Das Blut verwandelt sich in Fleisch, Fett, Knochen, Nerven, Sehnen, Haare, Nägel; es giebt Galle, Mark, Thränen, Schweiß, Speichel, Rotz, Augenbutter und Ohrenschmalz. Daraus kann man schließen, wie viel das Blut in seinem Umlauf verliehren, austrocknen und sich erhitzen muß. Man bedenke noch die heftige Bewegung; so wird man einsehn, wie nöthig es ist, daß es in der Lunge durch Luft und Milchsaft erfrischt und erneuert werde. Diese Erhitzung des Bluts verursacht viele Beschwerden, in einem übermäßig heißen Zimmer, oder in der Sommerhitze, da das Blut sich nicht gehörig abkühlen kann. Wenn man in einigen Stunden nichts gegessen hat, wird man heiß, weil das ausgezehrte Blut keinen Milchsaft zur Erneurung mehr findet.

Zweyter Artikel.

Von den Eingeweiden des Unterleibes.

Unter dem Zwerchfelle befindet sich der Magen, die Gedärme, das Gekröse, die Leber, die Milz, die Nieren und die Blase.

Der Magen ist ein ziemlich großer Beutel, der unmittelbar unter dem Zwerchfell und Brustbein liegt. Sein Eingang hängt an dem Schlunde etwas links, hinten bey den Wirbelbeinen. Der Magen liegt schief, und die Oefnung nach den Gedärmen ist auch gegen die Wirbelbeine, aber rechts gekehrt, und etwas niedriger als die erste Oefnung oder der Magenschlund. Dieses Eingeweide besteht aus vier Häuten von ganz verschiedenem Gewebe und Beschaffenheit; es hat eine beständige Bewegung, die der Bewegung eines kriechenden Wurms sehr ähnlich ist, und daher die wurmförmige Bewegung heißt. Es hebt und verkürzt sich, hernach drückt sichs wieder, indem es sich ausdehnt, und wirft also die Speisen hin und her, mengt und macht sie zu Brey. Eine Menge Drüsen geben beständig eine speichelähnliche Feuchtigkeit. Der Magen ists, der uns durch den Hunger das Bedürfniß zu essen ankündigt. Er ist inwendig ganz mit Schleim überzogen, und dadurch vor ätzender Schärfe bewahrt.

Der Mißbrauch lauer und geistiger Getränke und Gewürze schwächt den Magen, der sich mit überflüssigem Schleim anfüllt und schlecht verdaut. Die Nahrung geht alsdann schlecht von statten, der Mensch fällt in Auszehrung, in Wassersucht, und stirbt elendiglich. Der

größte Theil unsrer Krankheiten entstehen aus dem Magen, und haben ihren Sitz im Blute. Kein Wunder, da der Magen dem ganzen Leib Nahrung giebt, und das Blut die Nahrung in den ganzen Leib vertheilt.

Vom Munde geht zum Magen eine häutige Röhre, der Schlund, der die Speisen hinunter führt. Er ist hinter der Luftröhre, längst den Wirbelbeinen angebracht. Dieser ist auch voller Drüsen.

Man sagt zwar gemeiniglich, die Gedärme; allein es ist nur ein einziger Schlauch, der sieben bis achtmal länger ist als der Mensch. Dessen Mündung ist an den Magen, der Ausgang aber an dem After befestigt. Es ist eine Verlängerung des Magens, und hat ebenfalls vier Häute, Drüsen und die wurmförmige Bewegung; ist aber weniger empfindlich, als jener, vielleicht weil er mehr Schleim hat. Der größte Theil desselben ist eng, er wird aber immer breiter, um dem Bodensatz der Speisen, der immer dicker wird, Raum zu geben.

Der Darm ist nicht auf gerathewohl in den Unterleib hingeworfen; er ist an das Gekröse, einen fast runden, mit Drüsen und allerley Gefäßen angefüllten, und an die Wirbelbeine befestigten Körper, gekräuselt und geheftet. Er hat viele Falten, geht hinunter, hinauf, wieder hinunter, bis zu Ende. Seine Länge giebt der Verdauung der Speisen Raum, und seine aufsteigende Krümmungen Zeit. Das letzte Ende, das den unbrauchbaren Bodensatz bekommt, senkt sich gerade herunter, um die Ausleerung zu befördern.

Unter der Mündung des Darms ist eine Klappe, die die Rückkehr der Speisen in den Magen verhütet,

und eine Röhre, die aus der Leber die Galle zuführt. Diese ist ein scharfes, feines und bitteres Oehl, das zur Verdauung der Speisen nöthig ist. Weiter hin sind an dem Darm eine Menge Röhren, die den Nahrungs- oder Milchsaft daraus in das Gekröse führen, wo seine Behältnisse sind. In dem Darmkanal haben viele Würme ihre Wohnung. Wenn solche zahlreich sind, hat man viel auszustehn; Kinder sind vorzüglich dazu geneigt. Unter allen ist der Bandwurm am gefährlichsten; er ist wie ein schmales Band beschaffen, und hat zuweilen über achtzig Ellen in der Länge.

Die Leber liegt rechts unter den kurzen Rippen, und ruht zum Theil auf dem Magen. Es ist ein grosses Eingeweide von braunem Fleische, das ganz mit Gefäßen von aller Art durchwebt ist. Es zieht die Galle aus dem Blut, sammlet sie in eine Blase, um sie bey Gelegenheit in den Darm zu leiten. Wenn sich die Galle zu häufig ergießt, so verursacht sie gefährliche Krankheiten, als Ruhr, heftiges Fieber, wenn sie den Darm angreift; und die Gelbsucht, wenn sie in das Blut tritt. Es entstehn öfters Steine und Würme in der Leber. Die Galle ist grünlich, sehr scharf und löst Gummi und Fett auf; deßwegen brauchen sie die Maler, ihre Gummifarben zu bereiten. Der Schleim verwahrt den Darm vor der Schärfe der Galle.

Die Milz ist auch ein ziemlich großes Eingeweide und liegt links unter den kurzen Rippen. Ihre Gestalt ist wenig bekannt, und noch weniger ihre Bestimmung; man vermuthet, daß sie das Blut reiniget. Es ist ein weichliches, faserichtes und schwammigtes Fleisch. Bey

Erhitzungen schwellt und sticht sie, verursacht manche Beschwerde, und öfters gefährliche Krankheiten.

Die Nieren sind zwey Stücke braunes Fleisches in der Gestalt einer Bohne, und von der halben Größe der Faust. Sie liegen in einer mit Fett angefüllten Haut, und sind an beyden Seiten der Wirbelbeine unter den letzten Rippen befestigt. Sie sondern vom Blute das überflüssige Wasser ab, und führen es tropfenweis durch zwo Röhren in die Blase.

Diese besteht aus mehreren über einander liegenden Häuten, vielen Gefäßen und Muskeln, ist durchsichtig und sehr dünn. Ihre Lage unten am Vordertheil des Leibes befördert ihr Geschäft, nemlich die Sammlung des überflüssigen Wassers aus dem Blute und den Eingeweiden, das man Harn nennt. Sie ist groß und faßt eine ziemliche Menge Wassers, wodurch man der Beschwerde, es oft zu lassen, überhoben ist. Den Hals, der nach unten zu liegt, halten zwey starke Muskeln zu, damit das Wasser nicht ohne unsern Willen ausfließe; andre Muskeln drücken sie, wenn sie sich ausleeren soll. Der Harn führt öhligte und erdigte Theile, vorzüglich aber viel Salz bey sich. Aus dem Urin wird Phosphorus gemacht, und es giebt viele Leute, deren Harn im Finstern glänzt. Er ist überdies von einem großen Nutzen, er giebt abführendes Salz, und dient zur Färberey. Der Harn ist ätzend, deswegen ist die Blase innerlich mit Schleim versehn. Wenn dieser mangelt, frißt der Harn an der Blase und es entstehn heftige Schmerzen, Blutharn und das Brennen, das man zuweilen in diesen Theilen empfindet. Es haben viel furchtbare Krankheiten in der Blase ihren

Sitz. Es entsteht ein steinigter Satz, vermuthlich aus den Erd- und Salztheilen des Harnes; man sagt auch, daß die Unmäßigkeit solches hervorbringt, indem sie den Magen und das Blut verdirbt. Wenn der Satz die Gestalt eines groben Kiessandes annimmt, nennt man ihn Gries; wenn er sich aber in einen einzigen Stein sammlet, heißt er Stein. Man hat schon Steine in der Größe eines Hühnereyes gesehn. Ein solcher reibt, entzündet, verwundet die Blase, verhindert den Harnabgang, weil er den Hals der Blase verstopft, und verursacht heftige Schmerzen. Die Schmerzen des Grieses sind auch heftig, weil er sich in die Röhren setzt und sie zerreißt.

Es giebt im Leibe wenigstens viermal mehr flüssige, als feste Theile. Zu den festen Theilen rechnet man das Fleisch, die Knorpel, die Knochen, die Nerven, die Sehnen, die Häute, die Nägel und die Bände. Die flüssigen sind, das Blut, der Harn, das Fett, das Mark, der Nervensaft, die Thränen, der Schweis, der Rotz, die Galle, der Speichel, und die Feuchtigkeit der Drüsen. Alle diese Flüssigkeiten greifen die Gefäße an, durch welche sie fließen. Eine jede Bewegung zerreibt die Theile. Die abgeriebenen Theilchen werden durch die Ausdünstung aus dem Leibe geschafft. Der Leib dünstet beständig stark durch alle seine innern und äußern Theile aus, und sogar durch die Haare, die wahre Röhren sind. Zu diesem Behuf sind alle Theile des Leibes, die Haut und die Knochen selbst, ganz voll von kleinen unsichtbaren Löchern, die man Schweißlöcher nennt. Ein Theil der innern Ausdünstung wird durch dazu bestimmte Röhren wieder in das Blut ges

führt, der größte Theil davon aber geht durch verschiedene Auswürfe verlohren. Augen, Nase und Ohren reinigen das Gehirn, und der Auswurf durch den Mund nebst dem Aushauchen des Athems nimmt die Ausdünstungen der Lunge weg.

Wer acht Pfund Speise und Trank genießt, giebt keine vier durch den Harn- und Stuhlgang von sich; dennoch nimmt ein ausgewachsener Mensch wenig zu. Wo bleibt denn das übrige? Es geht durch die Ausdünstung weg. Diese Ausleerung ist also beträchtlicher als die andern. Daher entstehn aus der zurückgehaltenen Ausdünstung große Zerrüttungen, langwierige und gefährliche Krankheiten. Tritt die Ausdünstung des Kopfes zurück, so giebt es Flüsse, Augen-, Ohren-, Kopf- und Zahnschmerzen und Fieber. Wenns die Lunge trift, wird man heiser; es entstehen Lungenentzündungen, Husten, Bräune, Seitenstechen, Geschwüre und Auszehrung. Ists auf der Haut, so erfolgen Krankheiten der Haut, Krätze, Ausschlag, Wechselfieber. Erhitzung und Erkältung, alle Ausschweifungen, und alle Unvorsichtigkeiten, die man in der Hitze des Vergnügens begeht, hemmen die Ausdünstung; und der Schade trift gemeiniglich solche, die sich weichlich und warm halten.

Dies starke Zehren eines gesunden und arbeitsamen Menschen nimmt bey Müßiggang oder Krankheit sehr ab. Der Ueberfluß der Speisen, der mit der Ausdünstung weggehen sollte, verwandelt sich in Fett bey Müssiggängern, bey solchen, die wenig Bewegung haben, und bey Gefangenen; er treibt den Wachsthum der Kinder, welcher bey einer Krankheit gemeiniglich stär-

ker wird, weil die Kinder alsdann die Stube, oder wohl gar das Bett, hüten. Aus dem Grunde wird das Mastvieh eingesperrt, um durch Ruhe die Ausdünstung zu vermindern und den Ueberfluß der Säfte in dem Körper zu behalten und in Fett zu verwandeln.

Die Nahrung in so fern wir sie kennen, geschieht auf folgende Art. Die Zähne und der Speichel lösen die Speisen in Brey auf, die so in den Schlund kommen, welcher ihnen noch aus seinen Drüsen Speichel mitgiebt, damit sie hinunterglitschen und noch weicher werden. Der Schlund führt sie zum Magen, und versperrt ihnen den Rückweg durch eine Klappe, die er an seinem Untertheile hat. Der Magen weicht die Speisen noch ein, vermischt, verdünnt, und übergiebt sie dem Darmkanal. Hier tritt die Galle zu, und löset das Klebrigte darin auf. Dieser Brey geht immer fort und trift überall Röhren an, die den Milchsaft daraus ziehn; das übrige geht seinen Gang, bis es ausgeworfen wird. Der Milchsaft sammelt sich in seine Gefaße im Gekröse, kommt in Röhren von der Art der Pulsadern, die längst dem Rückgrad in den Rinnen zwischen den Spitzen der Wirbelbeine angebracht sind. Hierin muß er gerade hinauf bis unter die Achseln steigen. Wie kann aber ein flüssiger Körper steigen? Erstlich liegt jede Röhre an einer starken Pulsader, die durch ihr Klopfen den Milchsaft hinauf treibt; zweytens hat sie Klappen, die den Milchsaft hinauf, aber nicht wieder herunterlassen. In der Lunge, unter den Achseln tritt dieser Milchsaft in die eigentlich sogenannten Milchgefäße. So füllen sich die Brüste eines säugenden Frauenzimmers. Wir alle haben gleichfalls

Milch in der Bruft; nur äußert ſie ſich nicht. Aus den Milchgefäßen tritt der Milchſaft in Blutadern, hernach in die linke Herzkammer und von da in den Leib, dem es Nahrung zuführt, nachdem es das überflüſſige Waſſer in den Nieren zurückgelaſſen; kömmt ausgezehrt, erhitzt und vermindert, durch die Blutadern in die rechte Herzkammer zurück, kühlt ſich in der Lunge ab, holt daſelbſt neue Säfte, und tritt einen neuen Umlauf an. So wachſen die Kinder, und ſo nähren ſich, d. h. erſetzen die verlohrnen Kräfte, die Erwachſenen.

Man will behaupten, daß wir durch gewiſſe Schweißlöcher der Haut, und gewiſſe Röhren, von auſſen ſtärkende Säfte einſaugen; ſo wie die Bäume durch die Blätter, ſowohl als durch die Wurzel, ſich nähren. Wahr iſts, daß ein geſchwächtes oder verwundetes Glied die ſtärkende Feuchtigkeit einſaugt, womit man es verbindet. Das Blut wird mit Krätze, Blattern, Ritteln, Petechien, durch bloße Berührung der Kranken angeſteckt; es dringt alſo durch dies Berühren etwas in unſern Leib und Blut. Dieſem Einſaugen ſchreibt man noch folgende angebliche Erfahrung zu. Wenn zwey Perſonen von ſehr ungleichem Alter beyſammen ſchlafen, ſo wird, ſagt man, die jüngere geſchwächt und die ältere geſtärkt. Daher wollen es viele nicht erlauben, daß eine Amme, und ſogar nicht einmal eine Mutter, ihren Säugling ins Bett nehme. Wenn ein Geſunder bey einem Kranken liegt, leidet erſterer zuverläſſig. Es iſt auch gewiß, daß man, durch bloßes Berühren, vergiftet werden kann. Wenn die Ausdünſtung gut und ſtark iſt, ſo iſt das Anſtecken

durch die Haut nicht sehr gefährlich, weil sie alsdann das Gift wieder auswirft. Daher kömmts, daß man immer sehr in Gefahr ist, von einer Krankheit angesteckt zu werden, wenn man davor erschrickt, weil das Schrecken die Ausdünstung hemmt, und das Blut nach den innern Theilen treibt. So ist die Furcht öfters schlimmer, als das Uebel selbst.

Je weicher und biegsamer die Fasern, und je schlaffer die Bänder sind, desto mehr können sie Nahrung einlassen und den Wachsthum befördern; wie es in der Jugend geschieht. Wenn sie aber mehr Festigkeit erlangen, dehnen sie sich nicht weiter aus, und endlich hören sie gar auf, bey zunehmendem Alter, sich auszudehnen; und dann wächst der Leib nur noch in die Breite. Wenn die Fasern gar nicht mehr nachgeben können, lassen sie nur so viel Nahrung ein, als nöthig ist, die Lücken der Ausdünstung auszufüllen; alles übrige verwandelt sich in Fett. Endlich verhärtet sie das hohe Alter so sehr, daß sie nur noch wenig Nahrung einlassen, weil sie steif und unbiegsam, und alle Gefäße voll sind; ihre Bewegung ist alsdann schwach, sie trocknen aus; es kommt die Zeit, wo sie gar keine Nahrung mehr annehmen, die Bewegung stockt und der Körper stirbt. Man hat bey sehr alten Leuten gefunden, daß die Knorpel, Sehnen und Adern die Härte der Knochen erlangt hatten.

Der Umlauf der Säfte und die innere und äußere Bewegung sind das Leben und die Gesundheit; sie ernähren den Leib, befördern den Wachsthum und wehren der Fäulniß; und eben dieser Umlauf und diese Bewegung greifen den Leib an, zerreiben ihn und nutzen

ihn

ihn ab. Die Nahrung erhält das Leben und stärkt die Glieder; und eben diese füllt die Fasern aus, verhärtet und tödtet sie. Die Biegsamkeit der Fasern in der Kindheit, macht dieses Alter geschmeidig, und fähig, allerley Fertigkeiten anzunehmen, nützliche Uebungen anzustellen, und zu wachsen. Aber eben diese Biegsamkeit macht seine Schwäche und erzeugt die Gefahr, der die Kinder ausgesetzt sind. Ein geringes Uebel zerstört dieses zarte Gewebe. Die Härte, welche stärkt und vor Gefahren schützt, macht steif, erschwert die Bewegung und hemmt sie zuletzt gänzlich, d. h. sie tödtet. Also fließen Gutes und Böses, Bequemlichkeit und Beschwerden, Leben und Tod, aus einer Quelle.

Viertes Kapitel.

Von der Bewegung.

Wir haben eine zwiefache Bewegung; die natürliche, zum Leben nothwendige, die von unserm Willen ganz unabhängig ist, und ohne unser Wissen geschieht; eine andere, die frey und willkührlich ist, und ganz in unserer Gewalt steht. Erstere ist die Bewegung des Herzens, der Pulsadern, des Blutes, der Ausdünstung, der Lunge, des Zwerchfelles, des Magens, des Darmes. Alle diese Bewegungen sind immerwährend, wie die Bewegung einer Uhr, oder jeder andern Maschine.

Wir können sie wohl durch Erhitzung beschleunigen, und durch Ruhe oder andere Mittel mäßigen; durch Gewalt können wir sie auch gänzlich aufhalten; es steht aber nicht bey uns, sie zu hemmen und hernach wieder in Gang zu bringen. Ihr Aufhören ist der Tod. Zwar können wir den Athem, aber nur eine kurze Zeit, halten.

Es ist bisher unmöglich gewesen, das Triebwerk zu entdecken, welches alle diese Theile in Bewegung setzt. Die Luft ists nicht, welche die Lunge bewegt; sondern die Lunge bringt die Luft in Bewegung. Sie ists vermuthlich auch, die das Herz bewegt. Wenigstens drückt sie das Zwerchfell, und dies soll den Magen und die Gedärme erregen. Was ist aber die erste Ursache aller dieser Bewegungen, oder, wenn man will, der Bewegung der Lunge? Diese nothwendige Bewegung ist uns mit den Pflanzen gemein, in welchen der Saft umläuft. Sie geschieht durch Hülfe der Muskeln. Der Unterleib hat deren zehn, und die Brust siebenzehn.

Die willkürliche Bewegung ist dem Thier eigen. Bey uns besteht sie in der Bewegung der Arme, der Hände, der Finger, der Beine, der Augen, der Zunge, ꝛc. Sie hängt ganz von uns ab. Wir können sie mäßigen, beschleunigen, unterbrechen, aufhalten, wieder in Gang setzen, und nach Belieben hieher oder dorthin bestimmen. Sie geschieht, wie man sagt, ohngefähr auf folgende Art. Alle unsre Glieder haben mehrere Muskeln, ihre Bewegungen zu verrichten; die Schulter hat neunzehn, der Ellenbogen zehn, der Knöchel an der Hand sieben, jeder Finger vierzehn, der Hals vier und zwanzig, die Lende zweyundzwanzig, das Knie zehn,

der Knöchel dreyzehn, der Kinnbacken auf jeder Seite fünf. Im ganzen menschlichen Körper zählt man ohngefähr fünfhundert.

Die Nerven entspringen aus dem Gehirn, entweder unmittelbar, oder durch das Rückenmark, und vereinigen sich mit dem fleischichten Theil der Muskeln. Soll nun eine Bewegung vorgehn, so setzen sich die Nerven, die zu dem Theile, der sich bewegen soll, gehören, in Bewegung, reizen den Muskel, welcher aufschwellt, kürzer wird, und die Sehne zieht, die an das Glied befestigt ist, welches bewegt werden soll; die gezogene Sehne zieht das Glied, und dies verrichtet seine Bewegung.

Wenn man diese Beschreibung liest, sollte man nicht glauben, daß unsre Bewegungen sehr langsam von statten gehn müssen; ohngefehr so, wie die Bewegung eines Klobens, der nur der Gewalt des mit Mühe durch die Winde angezogenen Taues nachgiebt? Dennoch ist diese Beschreibung wahr, und muß uns noch mehr in Erstaunen setzen, da unsre Bewegungen so schnell sind. Sehet die Beine eines Läufers, die Finger eines geschickten Schreibers, oder eines geübten Tonkünstlers an. Mit welcher Schnelligkeit verrichten sie tausend Bewegungen!

Es steht bey uns, vermittelst einer langen Uebung, eine bewundernswürdige Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bewegung zu erhalten. Diese Bewegungen haben wir immer in unsrer Gewalt, denn sie geschehn nach unserm Willen. Die Finger des Schreibers machen die Buchstaben, die er schreiben will, und die Finger des Tonkünstlers treffen die Saiten, die klingen sollen;

sie irren hierin nicht. Dennoch verrichten diese Männer ihre Arbeit öfters ohne daran zu denken. Der Schreiber denkt nicht immer an jeden Buchstaben, den er schreiben will, und an die Gestalt desselben; der Tonkünstler nennt sich nicht jede Note besonders, so wie der Leser nicht an jeden Buchstaben denkt, den er ausspricht. Man kann lesen, ohne an seine Lesung zu denken; der Mund spricht angewöhnte Worte, ohne daß wirs wissen, weil man zuweilen Complimente macht, und Gebete hersagt, unterdessen daß man ganz etwas anders im Kopf hat.

Was ist aber die Ursach dieser Bewegungen? die Sehnen ziehn das Glied, und werden von den Muskeln gezogen; diese werden durch die Nerven in Bewegung gesetzt; was aber setzt diese in Bewegung? das ist die Frage. Niemand hat sie bisher auflösen können. Man denke sich eine Maschine von tausend Rädern, Seilen, Schnellfedern; von hunderttausend, wenn man will. Keines von diesen Stücken hat eigne Bewegung, und kann also auch in der Zusammensetzung keine haben. Immer wird man ein lebendes Wesen dazu denken müssen, das die Maschine erst in Bewegung setzt. Also zieht der Uhrmacher die Uhr auf, und der Besitzer der Uhr zieht sie wieder auf, wenn sie abgelaufen ist. — Keine Bewegung in einem leblosen Körper.

In der That ist alles, was wir sehn und fühlen, schwer, d. h., es drückt auf einen Körper, der es hält, und hebt sich in Ewigkeit nicht von selbst davon; dies alles kann sich also nie bewegen. Das Wasser fließt nur auf einer geneigten Fläche; d. h., es fällt von der

Höhe; es steigt aber nie zu ihr hinauf, und es steht, so bald es die Tiefe oder das Gleichgewicht erreicht hat. Wenn es in Dünsten hinaufsteigt, so ists das Wasser nicht, das steigt; sondern die Hitze löset es zu leichten Dünsten auf, die leichter sind, als die Luft, und diese drückt und treibt jene in die Höhe, so ohngefehr, als die schwere Schaale einer Waage die leichtere hebt, aus welcher man das Gewicht nimmt. Wenn diese Dünste eine ihnen gleich leichte Luft erreicht haben, so stehn sie eben so unbewegt, als das Wasser im Glase; bis daß der Wind sie treibt, oder bis die Kälte, oder eine andre Ursach, sie verdickt, und als Regen fallen läßt.

Die Luft hat eben so wenig eigne Bewegung, als das Wasser; sie bewegt sich nie anders, als wenn sie durch Hitze oder Kälte verdünnt oder verdickt, bald leichter, bald schwerer wird: alsdann fällt die schwere Luft in die leichte, und es wird windig.

Das Feuer selbst, unter allen Körpern unstreitig das beweglichste, ist ganz ruhig, bis etwa eine fremde Ursach, etwa die Hand des Menschen, oder heftiges Reiben, es in Bewegung setzt.

Also ist jeder Körper, alles Sichtbare, alle Materie gänzlich ohne eigne Bewegung. Wo ist also in dem menschlichen Körper, der doch nur aus flüssiger oder fester Materie besteht, die Ursach der Bewegung zu finden?

Vierter Abschnitt.

Geschichte der verschiedenen Zeiten des Lebens.

Erstes Kapitel.

Von der Kindheit.

Die Küchelchen pipen, laufen und wissen ihre Nahrung zu suchen, so bald sie aus dem Ey kriechen. Das Lamm, das Füllen stehn auf ihren Füßen in dem Augenblick ihrer Geburt, und laufen wenig Stunden nachher. Der Hund, die Katze, und andre vierfüßige Thiere, die blind gebohren werden, brauchen einige Tage, ehe sie gehn können. Die junge Schwalbe bringt ihre ganze Geschicklichkeit mit auf die Welt, und baut ihr Nest, so gut, wie ihre Mutter. Alle Thiere haben bald ihre Vollkommenheit erreicht, und einige werden ganz ausgebildet gebohren. Der Mensch hingegen braucht lange Zeit, zu den ersten Entwickelungen zu gelangen.

Das Kind ist bey der Geburt eine kraftlose, ungebildete Masse, die von der Zeit ihre Vollendung erwartet. Seine Züge sind verworren, seine Glieder haben kein Verhältniß, der Kopf ist von ungeheurer Größe. Es hat Füße, und kann weder gehn, noch stehn, noch

sich darauf stützen; seine Hände können nicht greifen, nicht fassen, nicht halten; es hat Augen und Ohren, sieht und hört aber nichts. Es hat nur zwo Kräfte, die ihm zu seiner Erhaltung nothwendig sind, die es aber verliert, so bald es einige Bildung erreicht; nemlich die Kraft zu schreyen, und die Brüste der Mutter zu saugen. Uebrigens muß man alles für dasselbe thun, es aufnehmen und hinlegen, es reinigen und füttern, und für alle seine Bedürfnisse sorgen. Und diese Bedürfnisse muß man errathen, denn es weiß sie nicht deutlich zu klagen. Ohne die aufmerksamste Sorgfalt würde es die ersten Tage seines Lebens umkommen; und es bleibt lange in diesem gänzlichen Unvermögen.

Die ersten Tage ist das Kind heftigen Bauchgrimmen unterworfen, die es schreyen machen, Hülfe verlangen, und es großer Gefahr aussetzen. Es scheint als wenn die Jungen der Thiere solche Schmerzen nicht hätten, und wir wissen nicht, ob die Kinder roher Völker sie leiden. Also kann man nicht wissen, ob es ein besonderes Uebel der gesitteten Völker, und eine Folge unsrer Einrichtungen, oder eine Eigenheit der menschlichen Natur ist. Die ersten Wochen gehn fast mit schlafen hin; nach und nach wird des Schlafens weniger, die Kräfte entwickeln sich, man bemerkt, daß das Kind zu sehn und zu hören anfängt. Zu Ende des zweyten, oder zu Anfang des dritten Monats wird es auf das Licht aufmerksam, es wendet den Kopf darnach, oder nach dem Schall. Aufmerksame Kinderwärterinnen hüten das Kind vor zu hellem Lichte, und folgen hernach der Bewegung seiner Augen, damit es nicht von der Seite sehn, und sich nicht das Schielen ange-

wöhne, oder über sich wegsehe und übersichtig werde. Die Kinder bringen mehr als ein Jahr hin, ehe sie die Entfernung erkennen; sie strecken die Arme aus, und greifen nach dem, was zehn Schritt von ihnen ist, nach dem Monde als wenn sies erreichen könnten. Sie müssen sehen, hören und fühlen, sowohl als gehen und sprechen lernen.

So bald die Mutter ihr Kind gebohren hat, füllen ihre Brüste sich mit Milch, der Nahrung des Kindes, der einzigen, die es genießen kann. Die ersten Versuche des Kindes zu saugen, sind der Mutter schmerzlich. Einigen schwächlichen Müttern fehlt es an Milch; solche nähren ihr Kind mit Brey, oder geben ihm eine Amme, wenn sie solche bezahlen können. Erstere müssen sich sehr in Acht nehmen, dem Kinde den Magen nicht zu überladen. Brey von Milch und Mehl ist gefährlich, verursacht Verstopfungen, woraus Schwäche, englische Krankheit, Auszehrung und Tod entstehn. Selbst von dem besten Brey, von Wasser und altem Brod, hat man eben diese übeln Folgen zu fürchten wenn man zu viel giebt. Lautere Milch, die nur aus der Brust ausgenommen, ist ihnen schwer zu verdauen, und man muß sie mit Wasser versetzen. Die mehresten Kinder finden bald nicht mehr in den Brüsten ihrer Säugammen eine hinlängliche Nahrung, und man muß den Mangel mit andern Nahrungsmitteln ersetzen. Man bereut es aber bald, wenn man sie nicht mit der größten Vorsicht zutheilt.

Da die Bequemlichkeit, Lohnammen an die Stelle der Mütter zu setzen, einmal gefunden ist, bedienen sich derselben gesunde, aber bequeme Mütter, die ihre

Bequemlichkeit mehr, als ihre Kinder, lieben, um sich dadurch von der Beschwerde, ihre Kinder zu säugen und zu warten, loszumachen; und die Freyheit zu genießen, nach Belieben auszugehn, und herumzulaufen. Nur Reiche können dergleichen thun. Solche Mütter setzen sich großen Gefahren aus, zumal bey einer ersten Niederkunft; weil die Milch, die immer doch in die Brüste tritt, sich darin aufhält, verhärtet, verdirbt; und Fieber, Geschwüre, die man öfnen, Krebsschaden, die man ausschneiden muß, verursacht. Man behauptet, daß die Milch der Lohnamme, die gemeiniglich schon ihr Kind gesäugt hat, dem neugebohrnen Kinde nicht so zuträglich ist, als die Milch der Mutter; weil die Milch der letzteren dünn, wenig nahrhaft, und dem schwachen Magen des Kindes angemessen ist; weil solche überdies eine abführende Kraft hat, und die Eingeweide des Kindes reiniget. Sie wird aber je älter, je dicker und nahrhafter, und deswegen für das neugebohrne Kind zu schwer, was eben so üble Folgen, als der zu dicke Brey, hat.

Die Mutter theilt dem Kinde in ihrem Schooß alle ihre Schwachheiten und Leidenschaften mit. Ihr Zorn, ihr Schrecken, sind die Quelle des Jachzornes und der Furchtsamkeit des Kindes. Sie überträgt ihm ihre Neigungen und Abneigungen. Als die Königin Maria Stuart schwanger war, erstachen einige schottische Großen ihren Sekretair vor ihren Augen. Der Sohn, den sie gebahr, Jakob, König von England, konnte nie einen bloßen Degen ansehn. Man behauptet sogar, daß die Gemüthsbewegungen der Mutter zuweilen auf dem Leib des Kindes sichtbare Spuren zu-

rücklassen. Sehr natürlich ists, daß die Mutter dem Kinde, das sie in ihrem Schooße trägt, ihre Gesundheit oder Krankheit, ihre Stärke oder Schwäche mittheile. Mit dem Säuglinge ists einerley; er nimmt Antheil an allen Gemüthsbewegungen und an allen Schwachheiten der Säugenden, es sey seiner Mutter oder einer Lohnamme.

Ich begegnete einstens in einem dritten Hause einem jungen Frauenzimmer. Es war eine hübsche, wohlgestaltete Brünette. Sie sprach, und ich erschrack. Sie redete aus der Nase, und so undeutlich, daß mans kaum verstehn konnte. Und die Ursach dieses Jammers war ihre Amme. Der Unhold hatte sich durch Liederlichkeit eine Krankheit zugezogen, die die ganze Masse des Blutes verdirbt, und vorzüglich Hals, Zapfen, Kinnbacken und Nase angreift. Das arme Kind hatte die Krankheit eingesogen, war mit Mühe gerettet worden, und hatte den Zapfen darin verlohren. Wird die Amme zornig, so verdirbt ihre Milch; der Säugling leidet, und nimmt diesen Fehler an, wenn es oft geschieht. Man will sogar sagen, daß der Säugling ein Schurke, ein Schwelger, ein Diener seines Bauches, blos deswegen werden kann, weil seine Amme mit diesen Fehlern befleckt ist; und daß er ein Dummkopf werden kann, wenn er die Milch eines einfältigen Tropfs saugt. Auch säugen die Mütter ihre Kinder selbst, wenn sie sie lieben und es ihnen möglich ist, und hüten sich sehr selbige einer Amme anzuvertrauen. Sie denken, daß eine Lohnamme, die ihr eigenes Kind verließ um ein fremdes zu säugen, und daher eine schlechte Mutter ist, nicht viel Liebe zu dem

fremden Kinde gewinnen kann, und es schlecht verpflegen wird. Allein die Mode hat es nun einmal den reichen und zumal den vornehmen Frauen zum Gesetz gemacht, auf alle diese Gefahren Ammen zu nehmen. Man würde sich sehr wundern, eine Frau von Stande ihr Kind selbst säugen zu sehen; und die reichen Bürgerinnen, die den Damen so gern nachahmen, nehmen Ammen, sobald sie nur können. Zu unsern Zeiten finden sich doch viele Frauen, die diese üble Gewohnheit verachten; und es scheint, als ob das bequemere Herkommen etwas von seinem Ansehn verlöhre.

Das Kind wird in Windeln und Tücher von aller Art eingewickelt. Die ersten Tage wickelt man ihm sogar die Arme ein. Man sagt, daß man es deswegen thut, um solche auszustrecken. Das würde ja wohl von selbst geschehn, wie man es auch nunmehr aus dem Beispiele vieler einsichtsvoller Familien sieht. Die Wilden in Asia, Afrika und Amerika, machen so viele Umstände nicht; sie legen ihre neugebohrnen Kinder auf Moos, Wurmmehl oder Lumpen. Den fünften oder sechsten Tag nach der Geburt eines Knaben gab der Vater seinen Freunden ein Gastmahl. Da sie zu Tisch sitzen, wird um Hülfe geschrieen, das Kind ist weg, es hat Verzuckungen, es stirbt; die Mutter fällt in Ohnmacht. Eine Frau aus der Gesellschaft nimmt das Kind, rüttelt, entwickelt es. Kaum sind die Bande los, so athmet das kleine Geschöpf wieder. Sein Wickelband erstickte es; einen Augenblick später war es todt.

Gegen das Ende des dritten Vierteljahres fangen die Vorderzähne an durchzubrechen. Wenn mehrere

auf einmal kommen, leidet das Kind viel und ist in Gefahr; es geschieht aber selten, und sie kommen gemeiniglich einzeln, einige Monate nach einander. Wenig Kinder kommen ohne Bauchgrimmen und ein wenig Fieber davon; einige haben sogar häufige und gefährliche Verzuckungen, und etliche sterben. Man hat berechnet, daß ein Viertel der Kinder im ersten Jahre das Leben verlieren. Was den armen Kindern große Lindrung verschaft, ist ihr häufiger Speichelfluß, und der Durchfall, den man befördern soll. Man ersetzt den Mangel des letztern durch abführende Arzneyen und Clystire. Im vierten Jahre haben die Kinder alle ihre Zähne, die vier letzten Backenzähne ausgenommen, die erst um das zwanzigste Jahr oder wohl noch später, ausbrechen.

Gegen das Ende des ersten Jahres fängt das Kind an, auf den Beinen zu stehen. Man trägt gemeiniglich die Kinder, bis sie gehn können. In dem Fall pflegen sie faul und ungeschickt zu werden, sie wollen immer auf den Armen sitzen und wissen sich nicht zu helfen. Die Armen pflegen ihre Kinder nach den ersten Monaten auf die Erde auf ein Tuch zu legen oder zu setzen, und überlassen sie früh sich selbst. Auch wissen diese sehr früh sich zu helfen, zu wenden und zu schleppen. Nur muß man sie an einen Ort setzen, wo sie nicht hart fallen können, oder sonst Gefahr laufen, als bey Wasser, Feuer oder unsicher stehenden schweren Sachen.

Sobald ein Kind einen Fuß vor den andern setzen kann, und es gehn lernen will, hilft man ihm vermittelst Rollwagen oder Leitzäumen. Alle diese Maschinen

haben den Nachtheil, daß sie die Brust drücken. Auch diese üble Gewohnheit ist nun meist verloren; und die Kinder, so wie von jeher die Kinder des gemeinen Volkes, und zumal der Landleute, lernen von selbst gehn. Furchtsame Eltern lassen ihre Kinder lange leiten, ob sie gleich recht gut gehn; sie geben vor, das Kind sey wild. Die Gefahr ist nicht groß; ein Kind fällt zwanzigmal in einem Tage, ohne Schaden zu nehmen, weil es nicht hoch fällt. Schwache Kinder, die allein gehn, sind furchtsam, und nehmen sich in Acht, so daß sie selten fallen. Wenn ein solches Kind im vollen Laufen ist, und es kommt an eine Schwelle oder ein anderes Hinderniß, so hemmt es seinen Lauf, und ergreift eine Stütze. Hingegen werden die Kinder, die man zu lange führt, unbesonnen, weil sie die Gefahr nicht kennen; sie fallen desto öfter und gefährlicher, sie wissen sich weder zu helfen noch vorzusehn. Je länger man sie hütet, desto plumper und unbesonnener werden sie, und desto härter wird ihr Fall; denn fallen werden sie doch. Eltern, die für ihre Kinder besorgt sind, dürfen ihnen nur sehr früh die Leitbänder abnehmen, oder gar keine anlegen.

Kaum können die Kinder gehn, so klettern sie. Hier ist wirklich Gefahr. Sie können im Fallen sich verletzen, Arm und Bein verrenken oder zerbrechen, oder wohl gar todt fallen. Kinder, denen man diese Uebung ganz versagt, werden ungeschickt und furchtsam. Die andern erhalten durch ihre Versuche Stärke, Muth und Geschicklichkeit. Vorsichtige Aufseher und Eltern mildern nur die Gefahr, versperren den Kindern den Zugang zu beträchtlichen Höhen, zu den Fenstern und

Dächern; allzu hohe Leitern setzen sie weg. Sie sind bey den Kindern, um ihnen im Nothfall zu helfen; sie sagen ihnen aber nichts, helfen ihnen weder zu klettern noch herunterzusteigen, und reichen ihnen die Hand nur, wenn jene sich gar nicht helfen können. Wenn sie sie in wirklicher Gefahr sehn, schreyen und schelten sie die Kinder nie; sondern sie suchen sich zu fassen, setzen sich in den Stand zu helfen, lassen die Kinder sich ganz sachte aus der Gefahr ziehn, und warnen sie, wann die Gefahr vorbey ist. Selten sieht man Kinder in einer vernünftigen Freyheit Schaden nehmen; das Unglück trift gemeiniglich nur solche, die man zu ängstlich zurückhält, und zu sorgfältig hütet; denen man immer hilft, und die nun, ohne Uebung und Geschicklichkeit, etwa der Wachsamkeit ihrer Aufseher entwischen. Ein geübtes Kind mißt sein Unternehmen nach seinen Kräften; es kennt und sieht die Gefahr, und braucht Vorsicht.

Die Oeffnung des Kopfes schließt sich im zweyten Jahre. Alsdann fängt auch das Haar an, den Kopf zu bedecken. Viele Leute bedecken sorgfältig den Kopf ihrer Kinder. Diese Gewohnheit schwächt Haut und Hirnschädel, und macht den weichlichen Kopf zu vielen Schmerzen geneigt; das ohngerechnet, daß diese beständige Wärme viel Blut nach dem Kopf zieht; denn das Blut häuft sich immer in die wärmsten Theile des Leibes; dies alles verursacht oft hartnäckige Flüsse, Augen-, Ohren- und Zahnschmerzen und Schnupfen. Einige hundert Jahre nach einer Schlacht zwischen den Persern und Egyptiern konnte man noch auf dem Wahlplatze die Schädel beyder Völker unterscheiden. Die

Schädel der Egyptier waren dick und hart, die der Perser aber dünn und weich. Das kam daher, daß die Egyptier den Kopf blos, und die Perser dicke Mützen trugen. Viele Leute, um ihren Kindern den Kopf zu stärken, und ihnen vorherbesagte Uebel zu ersparen, geben ihnen nur leichte Mützen, so lange der Kopf offen ist; und gar keine, sobald dieser sich geschlossen hat. Die Haare wachsen desto besser. Man muß zwar nicht ein Kind mit bloßem Kopf der brennenden Sonnenhitze aussetzen. Kalte, Schnee und Regen hingegen sind wenig oder gar nicht gefährlich. Kleine Kinder pflegen Ungeziefer auf dem Kopf zu haben, das aber leicht zu vertilgen ist. Manche Leute glauben, daß das Ungeziefer den Kindern heilsam ist, indem es dem Kopf die überflüssigen Säfte benimmt. Die Kinder haben fast alle von Zeit zu Zeit einen Ausschlag auf dem Kopf. Dieser bedeckt sich mit Schörfen, und wohl gar mit Geschwüren. Dieser Ausschlag, so eckelhaft er auch ist, ist dem Kinde heilsam; und wer ihn auf eine unrechte Art heilt, zieht seinem Kinde traurige Uebel zu; zuweilen verlieren die armen Kleinen das Gehör oder das Gesicht über diese Unvorsichtigkeit. Diese Ausschläge verlieren sich mit der Zeit von selbst, und sind gar nicht gefährlich, wenn man sie nur fleißig reiniget, oder wenn man, im Fall sie zu stark werden, die Haare abschneidet, damit keine Wunden entstehn, und der Eiter sich nicht sammle. Man hat vernachlässigte Kinder gesehn, denen der Eiter tiefe Wunden gefressen, die sich mit Würmern gefüllt haben.

Zweytes Kapitel.

Von den Kinderkrankheiten.

Wenig Menschen entkommen den Blattern. Es ist ein bald stärkerer, bald schwächerer Ausschlag, der sich in Gestalt kleiner rother Flecken, die sich nach und nach heben, zu Geschwüren werden, und sich mit Eiter füllen, über den ganzen Leib verbreitet. Diese Geschwüre brechen auf und werfen ihren Eiter aus; oder sie vertrocknen, ohne sich zu öfnen. Im Alterthum wußte man von dieser Krankheit nichts; in Amerika war sie unbekannt, bis die Europäer diesen Theil der Erde entdeckten, und ihm die Krankheit mittheilten. Mir deucht, daß sie im südlichen Afrika und in Indien wenig bekannt ist. Sie ist gemeiniglich epidemisch, und kömmt alle sechs oder sieben Jahre wieder. Sie ist auch ansteckend, zumal wenn die Blattern abtrocknen, und sehr tödtlich, denn wenn sie übel behandelt wird, rafft sie fast den zehnten Theil der Kinder hin, die sie anfällt. An den Kindern vergreift sie sich am häufigsten; greift aber auch Erwachsene an, und alsdann ist sie um desto schmerzlicher und gefährlicher, je älter die Person und je härter die Haut ist. Es ist ein Glück, daß sie den Menschen nur einmal angreift, wenigstens will man noch kein recht bestätigtes Beyspiel anerkennen, daß sie Jemand zweymal gehabt hätte, ob man doch starke Vermuthungen davon hat.

Die

Die Blattern äußern sich durch Uebelkeiten, Erbrechen, Kopfschmerzen, Fieber und Irrereden, das aber gar nicht gefährlich ist; eben so wenig als die Konvulsionen, die zuweilen den Ausbruch begleiten und befördern.

Je mehr man die Kinder erhitzt, auf welche Art es auch geschehe, desto stärker vermehrt man das Fieber, den Ausbruch und die Gefahr. Die armen Leute, die das nicht wissen, heitzen die Stuben übermäßig, bedecken die Kinder mit schweren Decken, geben ihnen Wein oder andre hitzige Dinge, und glauben es gut zu machen. Auf diese Weise gehn viele Kinder verlohren; und die, welche durchkommen, tragen oft üble Folgen davon, als böse Augen, einen hartnäckigen Ausschlag, Taubheit, ꝛc.

So viel als möglich muß man die Kinder bey dieser Krankheit aufheitern und, ausser ihrer gewöhnlichen Schlafzeit, vom Schlafe abhalten, sie müßten denn sehr schlecht seyn, und das Bett hüten. Die armen Kleinen sind mismüthig, schwer, schläfrig, man muß aber dieser Schläfrigkeit widerstehn. Die Aerzte verbieten, die Kranken in der Stube zu erhalten, und verordnen, daß man sie in der Luft, und sogar in der Kälte spielen lasse, wenn diese sie nur nicht zu sehr angreift. Sie verbieten das starke Heitzen der Stuben, und wenn das Fieber eintritt, auch das Fleisch. Man soll nach ihrer Vorschrift das Zimmer ein oder zweymal des Tages lüften, und mit Essig räuchern. Durch diese Vorsicht werden gemeiniglich die Blattern sehr gemildert.

Man hat noch ein anderes Mittel ersonnen, ihr Gift zu dämpfen; nehmlich, die Einimpfung. Dazu nimmt man ein wenig Blatterneiter auf der Spitze einer Lanzette, und bringt es durch ein leichtes Ritzen unter die Oberhaut. Diese Kunst kommt aus Circassien, wo sie schon seit einigen Jahrhunderten gebraucht wird, die Schönheit der Mädchen vor den Verwüstungen der Blattern zu verwahren, damit sie theurer verkauft werden. Es ist ausgemacht, daß die eingeimpften Blattern, auch bey gleich starkem Ausbruch, viel milder, als die natürlichen sind. Anhaltende Beobachtungen haben dargethan, daß bey der Einimpfung unter tausend kaum zehn, bey den natürlichen Blattern aber wol hundert sterben. Dieses Mittel findet zwar noch häufig Widerspruch; es scheint aber als ob es die Oberhand gewinnen wollte.

Man setzt der Einimpfung zweyerley entgegen.

1) Daß sie kein sicheres Verwahrungsmittel wider natürliche bösartige Blattern abgebe; weil man behauptet, es seyen Beyspiele da, daß Personen, denen diese Krankheit eingeimpft worden ist, solche nachmals doch natürlich bekommen und gefährlich daran gelegen haben. Die Vertheidiger der Inoculation läugnen diese Beyspiele.

2) Daß, allem Vermuthen nach, und weil wenige Menschen ohne die Blattern durchkommen, diese Krankheit zu der Oekonomie unsrer Constitution gehöre, und eine nothwendige Krisis der Natur sey, um unsre Organisation zur gänzlichen Vollkommenheit zu bringen. Wenn das ist, sagen die Gegner der Inoculation, so thut die Inoculation Schaden; denn die Krisis ge-

schieht nicht zur rechten Zeit, wenn es das Bedürfniß der Organisation fodert, und die Säfte und festen Theile dazu reif sind. Sie geschieht daher auch nicht so vollkommen, was denn der Augenschein beweiset; denn die eingeimpften Blattern brechen nicht auf, und werfen keinen Eiter von sich. Wenn vor tausend Jahren die Blattern nicht zu unsrer Oekonomie gehörten, so war auch unsre Oekonomie ganz anders beschaffen. Wie will man aber beweisen, daß unsre Oekonomie vor zweitausend Jahren anders als jetzt war?

Vor diesem mußten die Kinder einige sechs Wochen lang mit vieler Strenge zu der Einimpfung vorbereitet werden; man gab ihnen oft abführende Arzneyen ein, und hielt sie in genauer Diät. Alles Fleisch wurde ihnen gänzlich untersagt. Heut zu Tage halten viele Aerzte von der Vorbereitung gar nichts mehr, verordnen keine Diät, und erlauben das Fleisch bis zum Eintritt des Fiebers.

Wenn die Blattern häufig sind, können sie das ganze Gesicht verunstalten, die Haut mit Narben verderben, die Züge verändern, verwirren, gröber machen, so daß ein Kind, das vorher niedlich aussah, durch diese Krankheit verunstaltet, häßlich und unkenntlich gemacht werden kann. Und was noch betrübter ist: sie greift sogar die Seelenkräfte an, wenn sie heftig ist, und macht die Kinder dumm. Oft übt sie ihre Wuth an den Augen aus. Eingeimpfte Blattern thun diese betrübten Wirkungen nicht.

Die Masern sind auch eine Kinderkrankheit. Es ist ein Ausschlag in Gestalt rother Flecken, die aber nicht eitern. Ihre Folgen sind gefährlicher, als sie

selbst; oft setzt sich ihr Gift auf die edlern Theile, läßt traurige Ueberbleibsel, und vornehmlich Husten nach, und tödtet auch zuweilen. Sie erfordert Wärme, das Bett und Diät.

Fast alle Kinder haben Würmer. Wenn sie nur nicht zu häufig sind, und wenn die Kinder einige Kräfte erlangt haben, thut ihnen das nichts, sie werdens nicht einmal gewahr, und man glaubt nunmehr, daß sie zur thierischen Oekonomie gehören. Die Menge aber wird gefährlich. Es giebt viele Arten derselben.

Eine jede ansteckende Krankheit ist den Kindern gefährlicher, als den Erwachsenen. Je jünger sie sind, desto zarter sind ihre Theile, desto tiefer dringt das Gift hinein, und desto stärker wüthet es. Vorsichtige Leute entfernen so viel als möglich die Kinder von den Krankenstuben. Man glaubt sogar, daß alte Leute sie auszehren, wenn sie mit ihnen schlafen. Wenigstens laufen die Kleinen eine augenscheinliche Gefahr, nemlich erstickt zu werden, wenn die bey ihnen schlafende Person sich auf sie wälzt; schon manche sind auf diese Art umgekommen. Daraus sieht man, wie sehr ihr Leben in Gefahr ist. Deswegen denken kluge Eltern immer, daß sie ihre lieben Kinder verliehren können; sie brauchen alle ersinnliche Vorsicht, sie zu erhalten; allein, sie bedenken immer die Gefahr, damit sie sich nicht zu sehr betrüben, wenn ein Unglück geschieht. Wer diese Vorsicht nicht braucht, ist im Unglück untröstlich. Die Hälfte der Kinder stirbt vor dem dritten Jahre; und es ist etwas sehr seltenes, eine mäßig zahlreiche Familie zu finden die nicht mehrere Kinder begraben hätte. Man sieht Häuser, wo acht, zehn

Kinder immer klein wegsterben. Ein Augenblick kann ein gesundscheinendes Kind wegraffen.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte der Kindheit.

Kinder weinen und schreyen viel. Anfänglich haben sie kein ander Mittel, ihre Bedürfnisse, ihre Schmerzen und ihre Wünsche zu äußern. Oefters schreyen sie ohne daß man die Ursach davon entdecken, oder sie besänftigen kann. Viele haben eine gewisse Periode, wo sie ohne Aufhören, und, dem Anscheine nach, ohne Ursach, schreyen; das währt täglich eine oder mehrere Stunden, einige Monate hindurch immer zu derselben Zeit. Ist die Zeit um, so hört auch das Schreyen ohne anderweitige Ursach auf. Alles ist umsonst, sie vom Schreyen abzuhalten oder abzubringen. Mehrere Gelehrte *) sind der Meinung, daß dies Geschrey den Kindern heilsam ist, daß es ihre Lunge entwickelt, ihr Blut in Bewegung setzt, und ihnen statt eines Spazierganges dient. Sie schreyen immer weniger, je nachdem ihre Kräfte sich entwickeln; bis daß die Knaben, als Männer, das Vermögen zu weinen fast gänzlich verlieren. Das andre Geschlecht ist empfindlicher, und findet in jedem Alter Thränen. Die Kinderwärterinnen können die Kinder leicht zum Weinen und Schreyen gewöh-

*) Rousseau, und auch schon Aristoteles.

nen, wenn sie auf ihr Geschrey zu sehr merken, und sich zu viel Mühe geben, sie zu beruhigen.

Diese Schmerzen, dieses Geschrey, dieses Weinen der Kinder greift sie so nicht an, als Erwachsene bey ähnlichen Symptomen angegriffen seyn würden. Die Unwissenheit des Uebels, die Unachtsamkeit, der Leichtsinn, die Schwäche des physischen, vornehmlich der Mangel an moralischem Gefühl, und, vor allen Dingen, das frohe Gemüth und der Leichtsinn der Kinder, ersparen ihnen die Vorsicht und die Erinnerung des Uebels, und einen großen Theil des Schmerzes. Auch sind sie immer froh und lustig. Sobald das Kind einige bedeutende Töne hervorbringen kann, sobald es die Gegenstände unterscheidet, und einige Freiheit genießt, wird man in seinen Bewegungen, in seinem Gesichte, in seinem Ton eine große Lebhaftigkeit, und eine reizende Fröhlichkeit gewahr. Es tummelt sich, es plaudert, es legt Nachdruck in seinen Ton; man sollte denken, es verstände, was es sagt, es erzähle etwas, es zürne, es liebkose; es lacht, es schreyt auf, es hüpft, es will alles greifen, und greift alles mit einer drollichten Ungeschicklichkeit an, es trägt alles zum Munde, und endlich schmeißt es alles weg. Man muß ihm den Schaden, den es thut, nicht übel nehmen. Ein Zahlpfennig, oder ein kostbares Geschirr, alles ist ihm gleich; es wirft eins wies andre zur Erde; denn es kennt weder den Werth noch die Zerbrechlichkeit des Geschirrs. Wer seine Sachen erhalten will, muß sie vor den Händen der Kinder hüten. Lange Zeit bleiben die Kinder ungeschickt, allein ihre Ungeschicklichkeit steht ihnen gut. Der Leichtsinn verläßt sie auch nur spät; er folgt aus

dem Mangel an Erfahrung. Sie kennen das Uebel nicht, wie sollten sie vorsichtig seyn?

Die Kinder sind zornig; eine Verweigerung, die geringste Beleidigung erzürnt sie, sie schreyen aus vollem Halse, sie schlagen, sie stampfen mit den Füßen. Diese Leidenschaft wird durch das üble Betragen der Wärterinnen noch höher getrieben. Durch ihre Sorge, den Kindern jede unangenehme Empfindung zu ersparen, machen sie dieselben empfindlich und weichlich. Wer aber empfindlich und weichlich ist, wird leicht entrüstet, weil ihm alles weh thut. Man neckt die Kinder, lacht über ihren Zorn, den man gereizt hat; man lehrt sie schlagen, und belustigt sich mit ihrer Heftigkeit und ihren kleinen Gewaltthätigkeiten. So werden die Kinder gereizt und erbittert. Es giebt auch Leute, die einfältig genug sind, durch ihr Beklagen das Kind für seine Schmerzen oder empfangene Beleidigungen noch empfindlicher zu machen. Sie bürden dem Tisch, dem Hunde, die Unbesonnenheiten des Kindes auf, und lehren das Kind, seinen Zorn gegen diese unschuldigen Dinge auslassen; sie schlagen solche Dinge, um jenes zu trösten, oder ihm einen Zeitvertreib zu machen; lassen sich wohl gar selbst schlagen, und thun, als wenn sie darüber weinten. Ein Kind, dem man früh etwas versagt, und dessen Geschrey man nicht achtet, das man weder durch Schelten noch durch Liebkosungen zum Schweigen zu bringen sucht, lernt Verweigerungen ertragen; und dasjenige, auf dessen Klagen man nicht hört, lernt Schmerzen erdulden. Das Kind, das sich selbst helfen muß, dem man, wenn es fällt, nicht zu Hülfe eilt, lernt standhaft fallen und andre

kleine Zufälle leiden. Man kann die Kinder fast nach Belieben gewöhnen, wenn man sich nur die gehörige Mühe geben will.

Die Kinder scheinen von Natur zur Furcht nicht geneigt. Ein Kind, das früh im Finstern allein geschlafen hat, scheut die Finsterniß nicht; nur muß es in den ersten Monaten dazu gewöhnt worden seyn. Kinder greifen Hunde und Katzen an, und sie würden es mit Löwen und Tigern aufnehmen; sie kennen die Gefahr nicht, die die Erfahrung allein uns lehrt. Dennoch sieht man sehr furchtsame Kinder. Die Ursach davon ist, daß man sie niemals im Finstern gelassen hat; die Wärterinnen haben sie die Dinge und die Orte fürchten gelehrt, die sie nicht angreifen, und wo sie nicht gehn sollten; sie haben ihnen mit dem schwarzen Manne, mit dem großen Hunde ꝛc. gedroht, um sie zum Schweigen zu bringen; sie haben ihnen fürchterliche Geschichten, um sie zu vergnügen oder einzuschläfern, erzählt. Die armen Kleinen, die die Furcht nicht sowohl aus den unsinnigen Reden, als aus den ängstlichen Gebehrden und dem erschrocknen Tone der Erzählenden geschöpft haben, wissen die vermeinte Gefahr, von welcher sie keinen Begriff haben, nicht zu schätzen, und haben lauter Ungeheuer in ihrer erhitzten Phantasie ausgebrütet; sie dürfen nichts unternehmen, der kleinste Hund, ein Vogel, ein Schatten, setzen sie in Schrecken.

Diese Furchtsamkeit hat betrübte Folgen. Ein armes Kind hat, zumal in den langen Winterabenden, viel auszustehn; es darf sich nicht rühren, nicht die Schürze seiner Wärterin loslassen. Das geringste Ge-

räusch im Hause kündigt ihm Gespenster und Unholde an. Das Schrecken bringt es ausser sich, setzt sein Blut in Wallung, greift seine Gesundheit an. Ein übler Spaßmacher darf es nur erschrecken, und dazu gehört nichts weiter als ein Tuch, eine Larve oder eine rauhe Stimme; so fällt das Kind in Ohnmacht, in Jammer, in Verzuckungen, und es stirbt elendiglich; oder wenn es lebt, lebt es unglücklich und unbrauchbar; es fehlt ihm der Muth, es darf nichts unternehmen.

Verständige Eltern haben auf ihre Kinder und Gesinde ein wachsames Auge, damit diese, der üblen Folgen einer solchen Thorheit unwissend, erstere nicht durch alberne Mährchen verderben. Wenn sie merken, daß die Kinder vor einem unbekannten Dinge oder Geräusche erschrecken, lassen sie sie solches in der Nähe besehn und betrachten.

Kindern ekelt vor nichts; Spinnen, Würmer, Raupen, die ekelhaftesten Dinge, alles greifen sie an. Wenn sie immer so blieben, so würden sie mancher unangenehmen Empfindung überhoben seyn; allein ihre Kleider, ihre Sachen, und die Leute, die mit ihnen Umgang haben, würden darunter leiden. Allenthalben würde man sie verstoßen, weil sie Ekel erwecken würden. Daher bringen ihnen die Eltern früh einen Ekel wider die Unreinlichkeit bey, und lehren sie, sich reinlich halten. Verständige Leute hüten sich aber, ihnen Ekel gegen Spinnen, Raupen, oder andre Insekten einzuflößen, weil solches unnütz und unvernünftig ist.

Kinder hudeln gern Hunde, Katzen, Vögel, alle Thiere, die ihnen zur Hand kommen, und sogar ihre Kameraden. Es ist eine Folge von ihrer Thätigkeit;

sie wollen etwas thun, und wissen nicht was; und es giebt alberne Wärterinnen, die sich, den Kindern zum Zeitvertreib, von ihnen schlagen und zausen lassen. Vernünftige Leute verbieten gänzlich diesen Unfug, weil er für jene eine Qual, und für diese eine Uebung der Grausamkeit ist. Wenn aber Kinder Grausamkeit zu ihren Spielen machen, so wird ihr Zorn Wuth werden.

Die Kinder sind sehr neugierig; sie wollen alles sehn und alles untersuchen, und wenn ihre Augen und ihre Finger noch nicht geübt sind, stecken sie alles in den Mund, um zu sehn, obs nicht etwas zu naschen ist; das einzige, was sie jetzt angeht. Das ist natürlich, sie kennen noch nichts, und sollen unendlich vieles kennen lernen. Aus eben dem Grunde geschiehts, daß ein Kind auf der Gasse, oder beym Spatzierengehn, sich bey allem aufhält, jedes Steinchen, jedes Splitterchen Holz, jedes Blümchen aufnimmt. Diejenigen, die den Nutzen dieses Triebes kennen, wehrens ihnen nicht; sie entfernen aber die mit Gelb und Grün grob befleckerte Spielsachen, weil diese Farben Gift sind, die das Kind ablecken, und womit es sich schaden würde; und in Gärten und Feldern sehen sie, daß die Kleinen nicht etwa giftige Gewächse ergreifen.

Diese kleinen Geschöpfe hängen sich früh an die, die sie warten; erst kommt die Amme, hernach die mit ihnen spielen, oder die ihnen nach ihrer Art Gutes oder einen Gefallen thun; endlich haben kleinere Kinder ihre Aufmerksamkeit und ihre Liebe. Es ist ein Vergnügen, zwey kleine Kinder, die nicht zu einander gewöhnt sind, beysammen zu sehn. Alles übrige, zumal aber größere Kinder und Erwachsene, ist ihnen sehr

gleichgültig. Sie haben sogar zwey oder drey Perioden in ihrem Leben, wo sie scheu sind, und keinen Fremden sehn wollen. Das vergeht von selbst, und zwar bey den Kindern, die viele Leute zu sehn bekommen, sehr bald. Oft ist die Zuneigung der Kinder denen zur Last, die sie gewonnen haben. Die Kleinen wollen sie weder Tag noch Nacht verlassen, und keinen Dienst, keine Pflege, als von ihrer Hand, annehmen; überall wollen sie ihre Freunde begleiten, und weinen und haben sich ängstlich, wenn sie von ihnen getrennt sind. Dieses pflegt wohl nach einer Krankheit mit denen, die sie bedient haben, zu geschehn. Solche Anhänglichkeit ist gut, ist Freundscha , vielleicht Dankbarkeit; sie gränzt aber nah an Eigensinn. Dem zuvorzukommen, darf man nur das Kind zu mehreren Menschen, zu den Bedienten ohne Unterschied, auch wohl zu Fremden gewöhnen.

In der Kindheit und Jugend kann der geschmeidige Leib sich ausbilden und zu allem geschickt werden. Dies ist auch die Zeit, wo man die Anfangsgründe der Wissenschaften, die man in der Folge brauchen wird, am besten erlernen kann. Deswegen muß man die Jugend nicht ungenutzt vorbey gehn lassen. Aus der Ursach schicken die Eltern ihre Kinder in die Schule, und lassen ihnen den nöthigen Unterricht geben. Nun lernt man am leichtesten Schreiben, Instrumente spielen und tanzen. Wenn diese Zeit vorüber ist, lernt man nur mit vieler Mühe; es bleibt fast nichts mehr, als die Reue, nichts gelernt zu haben, übrig, und diese quält manche Erwachsene, die in ihrer Jugend Rath und Befehl in den Wind geschlagen haben. Nach dieser

Zeit ist es fast unmöglich, schreiben oder Klavier spielen zu lernen; weil die steifen Finger sich nicht mehr biegen wollen. Hingegen ist die Kindheit und Jugend auch die Zeit, wo man üble Gewohnheiten annimmt, die Geschmeidigkeit des Leibes und des Geistes neigt und gewöhnt sich zum Bösen, eben so wie zum Guten; und solche Verwöhnung, wenn man sie nicht bald ablegt, wird unüberwindlich, und bleibt das ganze Leben hindurch. Deswegen wachen die Eltern und Erzieher so sorgfältig über die Fehler der Jugend.

In der Jugend entstehn Laster und gute Eigenschaften, als Faulheit und Fleiß, Nachlässigkeit und Ordnung, Kleinmüthigkeit und Muth, Bosheit und Güte, Zorn, Rachsucht und Sanftmuth, Gefräßigkeit und Mäßigkeit. Es sind Gewohnheiten, die man annimmt.

Je älter und größer das Kind wird, desto mehr nimmt es an Kräften zu; desto fester wird seine Gesundheit, und desto vollkommener werden seine Sinne durch die Uebung.

Viertes Kapitel.

Von der Mühe der Eltern mit den Kindern.

Aus allem dem, was bisher von den Kindern gesagt worden, ist es einleuchtend, wie viele Sorgen und Mühe die Eltern, und insbesondre die Mütter mit ihnen haben. Die vielen Bedürfnisse der Kinder, die Pflege,

deren sie benöthiget sind, verursachen große Kosten. Wärterinnen halten, Arzt und Arzneyen bezahlen, in Schulen und Lehre erhalten — dies alles geschieht nicht ohne schweren Aufwand. Nahrung, Kleidung, Vergnügungen der Kindheit übergehe ich als Kleinigkeiten.

Ob dieses gleich, besonders bey einer zahlreichen Familie, von keiner geringen Bedeutung ist; so würde es den Eltern, wegen ihrer Liebe zu ihren Kindern, nicht beschwerlich fallen. Aber es giebt noch größere Sorgen und Leiden. Das Verzeichniß der Kinderkrankheiten ist groß, und die Gefahr, in welcher ihr Leben schwebt, dringend. Von ihrer Geburt an, bis gegen das siebente Jahr, und oftmals noch weiter hin, sind die Kinder einer Reihe von Unfällen unterworfen. Koliken, Zahnschmerzen, Blattern, Masern, Ritteln, Stickhusten, Ausschläge, Convulsionen drohen ihrem zarten Leben. Die geringste Gefahr setzt die Eltern in Angst und Schrecken. Die Unvorsichtigkeiten der Kleinen machen ihnen oft Noth und Verdruß. Bald zeigen sich kleine Unarten, welche vernünftige Eltern für die Zukunft besorgt machen. Oft müssen sie, wider ihren Willen, zu ernstlichen Vorstellungen, Drohungen und Strafen ihre Zuflucht nehmen. Niemals können gute, verständige Eltern ganz ruhig seyn.

Die Mütter aber leiden noch weit mehr. Sie fühlen, vermöge ihrer zarteren Empfindung und ihrer innigern Liebe zu ihren Kindern, alle Sorgen und Aengstlichkeit der Väter noch weit stärker, als diese. Ueberdies haben sie Beschwerden, die sie ganz allein tragen müssen.

Die Schwangerschaft währt neun Monate; fängt gemeiniglich mit Uebelkeiten, Ekel, Zahnschmerzen und andern Unpäßlichkeiten an. Nach und nach wird der Leib schwerer; zuletzt kann die Schwangere kaum gehen, sitzen oder stehen; jede Lage wird ihr beschwerlich.

Die Geburt geschieht mit heftigen Schmerzen, und sehr oft mit Gefahr des Lebens. Viele Gebährende kommen elendiglich um. Wenn die Geburt glücklich überstanden ist, haben die Gefahr und die Leiden noch nicht ihre Endschaft erreicht. Der Zustand der Mutter ist eine Zeitlang für sich selbst schon Krankheit; es stoßen aber noch manche Zufälle dazu, als Fieber, Frieseln; manche sogar verlieren auf gewisse Zeit Bewußtseyn und Verstand. Es ist wohl wahr, daß nicht die Natur den Müttern solche Last aufgelegt hat, und daß unsre verzärtelte Lebensart, oder auch unsre übel angebrachten Hülfsmittel und Künsteleyen, die Leiden der Natur sehr vermehren; denn bey rohen Völkern ist die Niederkunft der Mütter mit wenigeren Beschwerden und Gefahren verbunden; dem ohnerachtet aber müssen unsere Mütter diese Leiden ertragen, sie mögen kommen, woher sie wollen.

Die Mutter soll ihr neugebohrnes Kind säugen. Sie mag es thun oder nicht, so hat sie Schmerzen. Thut sie es nicht, so drückt sie die hervordringende Milch, die manchmal heftige Fieberanfälle erregt. Thut sie es, so saugt ihr das Kind die Brüste wund, und verursacht ihr durchdringende Schmerzen. In beyden Fällen sammelt sich die Milch, und erzeugt nicht selten Entzündungen und Geschwüre in den Brüsten, die viele Wochen lang die Leidende quälen.

Die Pflege der Kinder, die ekelhaften Geschäfte dabey, unruhige, schlaflose Nächte, angstvolle Tage, das unangenehme Geschrey der Kinder, sind unausbleibliche Begleiter der mütterlichen Pflichten.

Aus diesem Grunde hat man von einem Kinde, das seine Eltern nicht liebt, und seine Mutter nicht verehrt, wenn es die Liebe und Sorgen derselben kennt; einen schlechten Begriff, und macht sich von einem solchen wenig Hofnung.

Fünftes Kapitel.

Jünglingsalter.

In der Zeit zwischen dem sechszehnten und zwanzigsten Jahre pflegt die Jugend ihre völlige Größe zu erreichen; die Jünglinge bekommen den Bart, und ihre Stimme wird rauh und tief. Junge Mädchen erreichen gemeiniglich früher ihren Wuchs.

Erster Artikel.

Wahl der Bestimmung.

Die Jugend ist die Zeit zur Wahl eines Standes und der eigentlichen Vorbereitung dazu. Die Jünglinge lernen Handwerke, Künste, Wissenschaften. Aus diesem Grunde ist dieses Alter von großem Einfluß auf das ganze Leben. Wer sichs zu Nutzen macht und

eine nützliche Arbeit erlernt, hat in der Folge sein ehrliches Auskommen; wer aber diese Zeit versäumt hat, führt ein elendes Leben in Noth und Verachtung.

Die Wahl zwischen den verschiedenen Bestimmungen ist von großer Wichtigkeit, und davon hängt oftmals das Glück des ganzen Lebens ab. Denn, wer ein Geschäft unternimmt, zu welchem er entweder keine Kräfte oder keine Geschicklichkeit hat, dem gelingts nicht, er kann sein Brod nicht verdienen und lebt in Noth und Kummer. Die Jugend ist nicht wohl im Stande selbst zu wählen, wenn sie nicht etwa schon in verschiedenen Arbeiten sich versucht hat. Die mehresten Knaben pflegen nach einigen Dingen, die ihnen in die Augen fallen, zum B. nach der Schürze, nach dem Hammer, oder dem Maasstab, welche einige Handwerker tragen, oder nach einem Aufzuge und den Fahnen einer Gilde, ihre Wahl zu treffen. Viele Eltern bestimmen ihre Söhne zu Gelehrten; sie sehen, daß der Prediger geehrt wird, daß der Schreiber ziemlich gekleidet ist; sie wünschen ihre Kinder zu solcher Ehre, zu solchem Wohlstande zu erheben; sie halten ihren lieben Sohn für tüchtig und nennen ihn einen guten Kopf, weil er vielleicht seinen Katechismus und seine Sprüche mit einiger Leichtigkeit auswendig lernt, oder ziemlich lesen kann. Sie bringen ihn auf Schulen, wo er ihnen viel Geld kostet, wo er sich etwas dünken lernt; er hilft sich durch die Universität und die ersten Examen durch, und glaubt nunmehr, daß es ihm an Ehre und Brod nicht fehlen kann und daß er eine wichtige Person geworden ist.

Allein

Allein die Täuschung kann nicht lange währen: er meldet sich zu Aemtern; allein die besten sind vergeben, und zu den geringen sind schon so viel Competenten, die lange auf eine Versorgung gewartet haben, daß er auch von diesen keines erhaschen kann. Endlich wird der, welchem seiner Erwartung nach eine schöne Stadtpfarre oder doch eine gute Dorfkanzel nicht entgehen konnte, mit einer armseligen Küsterstelle oder einer noch magerern Dorfschule vorliebnehmen müssen, und Gott danken, daß er sie gegen sein vierzigstes Jahr erhielt. Wie viele der sogenannten Gelehrten, Candidaten, welche in zerrissenem schwarzen Kleide ihren Eltern zur Last liegen oder sich in den Städten umherschleppen ohne zu wissen woher sie das tägliche Brod nehmen sollen? Glücklich wären sie, wenn sie statt der gelehrten Bücher, die Axt, den Hobel, den Hammer, den Spaden oder den Pflug hätten brauchen gelernt.

Viele Jünglinge, die vielleicht einige Anlage haben, wählen sich, was man die freyen Künste nennt, lernen Musik, Zeichnung, Malerey, Tanzen. Diese Geschäfte sind nicht so sauer, wie ein Handwerk; und Mancher verdient damit viermal mehr als ein guter Handwerker verdienen kann. Gute Künstler werden geschätzt, kommen in vornehme Gesellschaften, sind wohlgekleidet und haben ein bequemes Leben. Es sind aber nur die besten. Stümper, mittelmäßige Künstler haben kein Brod, kein sichres Auskommen, viele betteln um ihren Hunger zu stillen und schleppen ihre Lumpen in den Städten und auf den Landstraßen.

Andre lernen Handwerke, die manchen geschickten Arbeiter gut ernährt haben, als das Handwerk des

Stickers, des Goldschmiedes, des Juwelieres, des Friseurs und andre mehr, die man auch wohl unter die Künstler zählt. Allein auch hier haben nur die Geschicktesten Brod, die andern leiden Hunger; die Mode vergeht, die meisten Friseurs sind in der tiefsten Noth, weil man sich nicht mehr so viel wie sonst frisirt. Alle diese Kunstwerke sind kein Bedürfniß; so bald die Mode vergeht, bleiben auch die Geschickten halb müssig, und die, welche vorhin einen schönen Verdienst hatten, sind jetzt ums Brod bekümmert. Besser wäre es gewesen, sie hätten Schuhe, Leinewand oder gemeines Tuch machen gelernt.

Die ganz armen Leute halten es für ein Glück, wenn ihre Kinder in Dienste als Laquaien, Vorreiter, Läufer, Köche, Kammerdiener u. dergl. kommen können. Diese sehn freylich mit ihrer Kleidung wie kleine Herren aus und haben manchmal gutes Leben und niemals viele Arbeit. Aber auch dieses Glück hat seine schlimmen Seiten. Erstlich müssen diese Leute einen Dienst finden; ohne Herrn können sie nicht leben. An Müssiggang und an Wohlleben gewöhnt, ohne eine Arbeit gelernt und fortgeübt zu haben, taugen sie zur Arbeit nichts; und dann, wenn sie alt werden, will Niemand sie im Dienst haben und sie verhungern.

Das sicherste für den armen Jüngling ist, sich in Arbeitsamkeit zu üben, ein Handwerk und zwar ein gemeines, ein solches zu lernen, das man nicht entbehren, das die Mode nicht vertreiben kann; Schuhmachen, gemeine Zeuge weben, Schmieden, Holzarbeiten und dergleichen.

Zweyter Artikel.

Gefahr der Jugend.

Das Jünglingsalter ist auch die gefährlichste Zeit im Leben, die Zeit der ungestümen Leidenschaften, des Zorns, der Lüste, der Unmässigkeit, der gewagten Unternehmen, des blinden Zutrauens zu sich selbst und zu andern. Die Jugend fühlt die ersten Kräfte eines entwickelten Verstandes; man fängt an, ihr als den Erwachsenen zu begegnen, und ihr Achtung zu bezeugen. Oefters geben ihr die Eltern viel Freyheit, oder sie ist sich wohl gar selbst ganz überlassen. Nun dünkt sie sich auf einmal Mann geworden zu seyn, und giebt nur ihren Einfällen Gehör; es fehlt ihr an Erfahrung, ihr Verstand ist noch unreif, und sie weiß sich weder zu führen, noch führen zu lassen. Unglücklicherweise lockt ihre Unvorsichtigkeit, ihr blindes Zutrauen, ihre Empfänglichkeit, die Verführer herbey. Verlohrne Jünglinge, zu Grunde gerichtete Männer, alte Schurken, ehrlose Weiber, alles stürzt auf den Jüngling zu, der der Aufsicht entsprungen ist. Diese lehren ihn schwelgen, und sich der Schwelgerey rühmen; andre thun auf seinen Beutel Angriff. Freylich ist nur der Reiche dieser Gefahr ausgesetzt; es lohnt die Mühe nicht, einen armen Burschen zu verführen. Es findet sich wohl dann und wann ein Taugenichts von niederer Gattung, der mit einer Kleinigkeit vorlieb nimmt; das ist aber selten, und der Pöbel entrinnt gemeiniglich der Gefahr. Es pflegt auch wohl bey dem Saufen stehn zu bleiben, zumal in der Provinz; in der Hauptstadt und unter

Leuten von Bedeutung geht man weiter. Dies geht nur gesittete Völker an; bey den rohen Völkern findet sich kein Verführer.

Ein Jüngling, der das Unglück hat, in die Schlingen solcher Bösewichter zu fallen, verliert die kostbaren Jugendjahre, richtet sich in Ansehung des Vermögens, so viel er kann, und in Ansehung des Leibes, der Seele und der Sitten vielleicht unwiederbringlich zu Grunde. Er vernachläßiget die Bildung seines Verstandes, gewöhnt sich zu Unordnung und Laster, und bereitet sich fürs dreyßigste Jahr ein hinfälliges Alter.

Die Mädchen bereiten sich ein noch traurigeres Schicksal, wenn sie der Verführung unterliegen. Das geringste Unglück für sie, ist ein Leben voller Schande und Verachtung.

Die Jugend ist die Zeit der übereilten Freundschaft. Diese ist bald geschlossen, weil das Mistrauen, eine späte Frucht der Erfahrung, sie nicht hindert. Aufrichtigkeit und ein gänzliches Vertrauen machen sie gemeiniglich sehr lebhaft; und wenn einige Gewöhnung zu einander, und eine gewisse Gleichheit tugendhafter Neigungen sie befestigt, pflegt sie wohl Zeitlebens zu dauern. Diese Neigung zur Freundschaft ists, die den jungen Menschen dem Verführer in die Hände spielt.

Jetzt entwickeln sich schleunig alle Empfindungen; man wird auf einmal ein ganz andrer Mensch; Tugendliebe und Religion sind in ihrer größten Stärke.

Bisher hat die Jugend von Almosen gelebt, denn sie hat noch nichts durch eine nützliche Arbeit verdient. Alle ihre bisherigen Geschäfte waren nur Vorbereitungen zu ihrem wirklichen Leben. Sich selbst und den

andern unnütz, hing sie bisher von der Gnade ihrer Eltern und der Gesellschaft ab; und diese haben sich mit Vergnügen ihrer Schwachheit angenommen, in der Hofnung, daß sie ihnen einst wieder dienen wird. Nun ist die Zeit da, wo sie selbst für sich sorgen, und der Gesellschaft ihre Schuld durch nützliche Arbeit bezahlen soll. Der Ackermann, der Handwerker fangen früher an ihre Schuld abzutragen, als diejenigen, die sich der Wissenschaften befleissen, oder Aemter vom Staate erwarten *). Letztere müssen lange Lehrjahre aushalten, ehe sie im Stande sind, Bedienungen, die immer wichtig sind, zu erhalten. Durch ihren bisherigen Fleiß haben sie weiter nichts, als die ersten Anfangsgründe erlernt **); nun müssen sie ihre Kenntnisse erweitern, und die Reife des Verstandes mit den Jahren abwarten, ehe ihnen die Verwaltung der Gerechtigkeit, des Staates und seiner Einkünfte, oder der Unterricht der Jugend und des Volkes anvertraut werden kann.

*) Ein junger Edelmann, der mit seinem Führer reisete, kam an einen Ort hin, wo er viele Kinder arbeiten und ihr Brod verdienen sah. Mit diesen kleinen nützlichen Geschöpfen verglich er sich selbst, und fand, daß er tief unter ihnen stünde. Dieses machte ihn traurig, und erregte in ihm den Wunsch, auch bald, da er schon die männlichen Jahre erreichte, etwas zur Vergeltung der vielen Wohlthaten thun zu können, die er in weit reichlicherem Maaße, als jene armen Kinder, genossen hatte. Das war ein braver Jüngling!

**) Die jungen Leute, die nunmehr ihre Schuljahre zurückgelegt haben, denken ganz anders; sie meinen, sie seyen nun auf den Gipfel alles Wissens und aller Klugheit gelangt.

Bey den rohen Völkern ist ein junger Mensch alles, was er werden kann, sobald er eine Heerde zu weiden, ein Stück Landes zu bauen, ein Wild zu jagen oder einen Fisch zu fangen weiß. Nun ist er Mann, läßt sich häuslich nieder und wird Hausvater. Was das andre Geschlecht betrift, so ist seine Bestimmung in allen Landen, das Haus zu regieren und die Kinder zu erziehn; es ist viel eher als die Männer im Stande, seine Bestimmung zu erfüllen.

Sechstes Kapitel.

Von dem männlichen Alter.

Die Zeit der größten Kraft ist zwischen dreyßig und funfzig Jahren. Alsdann hat sich der Ungestüm der Leidenschaften gelegt; die Erfahrung hat den Verstand zur Reife gebracht, der Leib ist durch die Jahre fest geworden, ohne zuviel von seiner Beweglichkeit und Gelenkigkeit verlohren zu haben. Dies ist die Zeit der Arbeit und der Nutzbarkeit.

Die Kräfte sind verschieden, je nachdem der Mensch von starken, oder weichlichen, oder wohl gar von kränklichen Eltern gebohren ist; nach seiner Erziehung, d. h. nachdem er ein thätiges, oder sitzendes Leben geführt, nachdem er ist simpel oder weichlich gehalten, genährt und gekleidet worden; nach dem Gewerbe, das er treibt, und hauptsächlich, nachdem er sich gut oder schlecht aufführt. Der Ackermann, der Handwerker, der ein

schweres Handwerk treibt, als z. B. der Schmid, armer Leute Kinder, die wenig gepflegt, simpel gespeist werden, die viel umher laufen, und denen man wenig hilft, werden stark und dauerhaft. Wenn sie Männer geworden, halten sie lang bey schwerer Arbeit aus, und tragen ungeheure Lasten. Reicher Eltern Kinder hingegen, die man sorgfältig gepflegt, lecker gespeiset, denen man überall geholfen, die alle mögliche Erleichterung in Krankheiten erhalten, die keine schwere Arbeit gethan haben, sind weit schwächer; so wie auch die, welche ein eingezogenes sitzendes Leben führen, viel lesen oder schreiben. Die Eltern pflegen oft ihren Kindern ihre Schwachheit mitzutheilen; z. B. wenn Vater oder Mutter hektisch ist, so steht sehr zu befürchten, daß es die Kinder einstens auch werden, das Podagra pflanzt sich von Eltern auf Kinder fort. Wer aber am mehresten zu beklagen, am schwächsten und kränklichsten ist, ist derjenige, der seine Jünglingsjahre in Schwelgerey zugebracht hat; solcher pflegt schon gegen das dreyßigste Jahr die Schwachheiten des Alters zu empfinden, sein Leib ist abgenutzt, seine Kräfte sind verlohren.

Das Kind ist lustig, der Jüngling feurig, der Mann gesetzt und ernsthaft, klug und vorsichtig; bedenkt sein Unternehmen, ist standhaft bey seinem Entschluß, und führt ihn anhaltend aus. Ein jeder Mann aber ist nicht Mann. Mancher ist im vierzigsten Jahr leichtsinnig, unvorsichtig, unbesonnen, wandelbar und träge. Der nemlich, der in seiner Jugend seine Vernunft zu brauchen nicht gelernt hat; der Reiche, der alle seine Wünsche immer befriedigt hat; derjenige, der

mit Schmeichlern umgeben, dienstfertige Nothhelfer an ihnen findet, die seine Thorheiten decken und beschönigen, ihn der Strafe seiner Fehler überheben, für ihn denken und handeln. Ein reicher Knabe, der einen armen Kameraden bezahlt, seine Ausarbeitungen in der Schule für ihn zu machen, wird unfehlbar vom Manne nichts als die Gestalt haben; er wird die Kenntnisse und den Verstand eines Knaben behalten. Ein andrer, der sich dem Laster ergeben, bleibt lasterhaft, und erreicht nie die männliche Weisheit; er bleibt faul, wie ein Kind, das die übeln Folgen der Faulheit nicht kennt; lecker, jachzornig, und des Putzes beflissen, wie ein Unmündiger; je nachdem er sich verwöhnt hat.

Den Jüngling, wenn er vernünftig ist, hört man mit Vergnügen und Gefälligkeit; man liebt ihn, wenn er sich wohl verhält. Wenn er sich vergißt, verlacht und verachtet man ihn. Zürnt er, so erwecken seine Drohungen Mitleiden, denn man weiß, daß Kraft und Standhaftigkeit, seine unbedachten Drohungen auszuführen, ihm fehlen. Der weise Mann wird geschätzt und geehrt; alle, die ihn kennen, schenken ihm ihr Zutrauen, man frägt ihn um Rath, man giebt ihm Gehör, seine Rede hat Nachdruck, weil sie vernünftig und durchgedacht ist, und weil Alter und Erfahrung ihr Gewicht geben. Er zürnt nie ohne Ursach, oder um Kleinigkeiten; aber sein Zorn ist furchtbar, weil er gerecht ist, weil der Mann standhaft in Erfüllung seines Vorhabens ist, und Ansehn und Macht hat. Er ists, der die ungehorsamen Kinder, und das widerspenstige Gesinde zur Pflicht anhält, der Ruhe im Hause schafft, und der Frechheit der Frie-

densstörer Einhalt thut. Nie verspricht er etwas, ohne die Billigkeit des Versprechens und die Möglichkeit der Erfüllung erwogen zu haben; was er aber verspricht, das hält er. Er ist standhaft in der Ausübung seiner Pflicht und der Ausführung seines Vorhabens; er weiß sein Vergnügen aufzuopfern, und dem Anliegen zu widerstehn. Nicht die Bitten der Freunde; die Vernunft nur und die Billigkeit sind seine Richtschnur. Er ist arbeitsam; denn er weiß, daß das Wohl seines Hauses auf ihm beruht. So soll der Mann seyn; es finden sich solche, aber viele scheinen Männer, und sinds nicht.

Das Weib ist von einem ganz andern Karakter. Geduld, Sanftmuth, Güte und Gefälligkeit sind die Grundzüge seines Charakters. Man erwartet von ihm nicht Muth, sondern Güte. Man fürchtet es nicht; man liebt und ehrt es, wenns verständig ist; zu ihm nimmt man seine Zuflucht, wenn man etwas erhalten will.

Wenn aber alle Männer nicht Männer sind; so sind auch alle Weiber nicht Weiber. Man findet Thörinnen, die auf nichts als Putz bedacht sind; kindische Weiber, die weiter nichts thun als plaudern, Stadt- und Hausneuigkeiten zusammenraffen, und mit ihren Zusätzen ausstreuen. Solche werden verachtet, weil es unverständige Weiber sind, die nichts nützliches oder ernsthaftes zu thun wissen; man haßt sie wohl gar, weil sie die Geheimnisse der Familien auszuforschen suchen, die keiner bekannt gemacht wissen will; weil sie erfinden, errathen, fast lauter Unwahrheiten reden, viel Verdruß und Verwirrung, zwar nicht vorsetzlich, aber aus

Dummheit verursachen. Endlich giebt es wütende Weiber, die die größten Bosheiten ausüben, die ihren Zorn gegen ihre Männer durch zanken und schelten auslassen; die ihr Gesinde und ihre Kinder mishandeln. Man hat bemerkt, daß ein solches Weib gefährlicher ist, als ein Mann, und daß es viel weiter geht; weil die Weiber überhaupt empfindlicher sind, und also weniger über ihre Empfindungen herrschen, als die Männer. Man findet auch welche, die männlichen Ernst und Standhaftigkeit besitzen; das ist aber eben so selten bey ihnen, als die männliche Stärke.

Siebentes Kapitel.

Vom hohen Alter.

Gegen das Ende dieser Periode fängt man an, die Schwachheiten des Alters zu empfinden; man verliert die Gelenkigkeit, die Kräfte schwinden, die Empfindung erkaltet, der Leib krümmt sich, das Haar wird weiß, die Glieder, die Augen, der Geschmack, alles wird schwach, das Gehör hart, die Finger steif; und diese Gebrechen nehmen immer zu, bis zum Tode.

Die Leidenschaften sind schwach, und die Thätigkeit sehr vermindert; der Verstand macht sich aber diese zu Nutzen, und wächst durch die Erfahrung. Klugheit, Weisheit und große Kenntniß machen dieses Alter ehrwürdig, und es wird von allen Verständigen geehrt.

Das Alter ist eben nicht zu einer Arbeit aufgelegt, die Thätigkeit erfordert; desto geschickter ist es aber, andre anzuführen, und zu rathen. Zuweilen machen es seine Schwachheiten mürrisch, und die Befreyung von heftigen Leidenschaften streng; seine Liebe zur Ruh entfernt es von der brausenden Jugend. Man findet aber doch muntere und nachsichtsvolle Greise, die die Gefälligkeit haben, die Jugend zu dulden, und das Vergnügen derselben zu befördern; solche werden sehr geliebt. Mit dem weiblichen Alter verhält es sich eben so.

Wer ein zügelloses Leben geführt, sich den Leidenschaften oder der Faulheit ergeben hat, erreicht das hohe Alter nicht, oder er ist elend. Schmerzen plagen ihn; er hat keinen Verstand, er bedauert die Vergnügungen, die er nicht mehr genießen kann, beneidet den Genuß der Jugend, und rächt sich durch bittern Tadel an ihr. Nie hat er die Achtung der Menschen erhalten, und die Verachtung begleitet ihn nebst seiner Thorheit und seinen Schmerzen, bis ihnen der Tod ein Ende macht.

Das hohe Alter ist traurig; es ist mit ihm aus, man muß es hüten und pflegen, wie ein Kind. Die Zähne sind weg, es genießt nur noch etwas flüssige Speise, und schmeckt sie nicht; die Hände sind schwerfällig und zitternd, die Zunge stammelt, kaum sehen die Augen noch das Licht, und der Verstand selbst ist geschwächt. Alsdann wird der Mensch furchtsam, argwöhnisch, eigensinnig; er ist zu nichts mehr nütze.

Von jeher, besonders aber im Alterthume bei den Griechen und Römern, stand das Alter in großem Ansehn, und die Jugend bezeigte ihm bei allen Gele-

genheiten große Ehrerbietung. Kein Jüngling würde sitzen geblieben seyn, wenn ein alter Mann hereintrat. Wann er sprach, schwiegen die Andern und hörten ihm zu, und keiner würde ihn unterbrochen haben. In der That, die Jugend muß von dem Alter lernen; das Alter hat viel erfahren, viel gehört, viel nachgedacht. Wenn nicht alle sitzen können, so ists anständig daß der Jüngere stehe und der Alte sitze, weil dieser nun schwach, und jener stark ist. Diese Ehrfurcht der Jugend für das Alter kann jene vor manchen Verirrungen schützen. Deswegen befleissigen kluge Eltern und Erzieher sich, der Jugend Ehrerbietung für das Alter einzuflößen.

Achtes Kapitel.

Vom Tode.

Endlich endigt der Tod die Freuden und die Leiden des Lebens. Er erwartet aber nicht immer das hohe Alter. Es ist kein Lebensjahr, wo nicht viele Menschen sterben; und die ersten sind in der größten Todesgefahr; je weiter es hinkömmt, desto fester wird der Körper, und desto mehr hat man Ursach, ein langes Leben zu hoffen, wenn man nur Gesundheit und Kräfte hat. Es giebt viele Krankheiten, die einen jungen Menschen schleunig tödten, denen aber bejahrtere widerstehn. Vor dreyßig Jahren ist Hektik bald tödtlich; nach diesem aber kann man sich viele Jahre damit schleppen. Das

männliche Alter ist darum nicht sicher; heftige Krankheiten raffen es öfters unvermuthet hin. Man hat sogar bemerkt, daß starke Leute bey gewissen heftigen Krankheiten in größerer Gefahr als Schwächere sind. Vermuthlich kommts daher, daß letztere, die ihre Schwachheit behutsam macht, vorsichtiger leben, und die Gefahren vermeiden, worin Muth und Vertrauen jene stürzen. Es kann auch seyn, daß der weiche Bau der Schwächern von einer heftigen Krankheit nicht so gewaltig erschüttert wird, als der feste und nervichte Bau der Stärkern. Das Rohr biegt sich, bricht aber nicht. Die Eiche steht; wenn aber der Sturm zu heftig wird, bricht oder fällt sie. Aus dem Grunde kann das weibliche Geschlecht gewisse Krankheiten besser ertragen, als die Männer.

Man hat Leute das hunderte, hundertzwanzigste hundertdreyßigste, ja gar das hundertfunfzigste Jahr, erreichen gesehn. Das ist selten. »Unser Leben währet siebenzig, und wenns hoch kommt, achtzig Jahr« *).

Der Tod kömmt zuweilen plötzlich und ohne Vorbothen. Junge Leute und Greise sterben bey voller Gesundheit; der Eine schläft nach dem Essen ein, während daß er sich anzieht, um auszugehn; ein Andrer, als er Abends von einer frohen Mahlzeit nach Hause kommt; ein Dritter, da er sich ins Bett legen will und sich auskleidet. Mit einem Wort:

»Kein Augenblick in unserm Leben
»Verbürgt den folgenden.«

*) Psalm 90.

Die Ursachen des Todes sind verschiedene Unfälle, Krankheiten, Thorheiten, und das Alter. Es giebt auch Selbstmörder; die Engländer sollen es leicht werden; allein Deutsche und Franzosen ahmen ihnen nach; ich habe selbst einen Knaben von siebenzehn Jahren gesehn, der sich an einem Abend mit einem Pistolenschuß das Leben nahm, ohne daß man die Ursach davon erfahren konnte. Er war gesund, wurde von seinen Eltern geliebt. Er hatte aber Bücher gelesen, in welchen man mit Lobeserhebungen die Geschichte einiger Menschen erzählte, die sich erschossen hatten, und er folgte dem Beyspiel. Man fand einen Zettel von ihm, mit den Worten: »Ich habe als ein braver Mann »gelebt; ich will als ein englischer Held sterben.« Sein Leben als ein braver Mann bestand darin, daß er in der Schule lateinisch decliniren gelernt hatte.

Vor diesem bestrafte die Obrigkeit solche That. Der Leichnam des Selbstmörders wurde dem Nachrichter übergeben, und mit Schimpf zur Erde bestattet. Der Schimpf fiel aber auf die Familie, die schon durch den schauderhaften Tod ihres Mitgliedes gebeugt war; der Verbrecher fühlte die Strafe nicht. Heutiges Tages mischt sich die Obrigkeit nicht mehr darin; die Familie wird bedauert, und man sieht den Selbstmörder als einen unglücklichen Thoren an. Schwerlich wird man einen vernünftigen und tugendhaften Mann sich entleiben sehn; vielleicht sind Brutus und Cato die einzigen Beyspiele dieser Art. Sie tödteten sich, um nicht Zeugen des Unglücks ihres Vaterlandes zu seyn. Diejenigen aber, die sich das Leben rauben, thuns meistentheils, um sich dem Elende, den Schulden, der Schmach

ihrer Vergehen, den Schmerzen oder der Ahndung der Obrigkeit zu entreissen. So sind unsre englischen Helden beschaffen. Junge Leute ermorden sich aus Verdruß, daß sie nicht alles nach ihrem Sinn einrichten können; weil sie sich der Arbeit und Ordnung unterwerfen müssen, wenn sie in der Welt fortkommen wollen; weil sie ein Mädchen, dem sie unter dem Vorwande der Liebe nachstellen, und das die wachsamen Eltern ihren Nachstellungen entziehn, nicht verführen und mit Schande bedecken konnten.

Ein Unglück, ein Fall, ein Brand, das Wasser können uns des Lebens berauben. Von den Krankheiten werde ich nachher reden. Es giebt Menschen, die andre unglücklicherweise tödten, oder sie in der Wuth, oder um sie zu berauben, ermorden. Einige nordamerikanische Völker schlagen ihre Eltern im hohen Alter aus Mitleid todt, um sie von den Mühseligkeiten des Alters zu befreyen. Räuber brechen zur Nacht ein, stehlen und ermorden die, die sich widersetzen, oder passen auf den Heerstraßen den Reisenden auf, und plündern und ermorden sie. Solche sind Taugenichtse, die in der Jugend sich der Faulheit ergeben haben; sie können und wollen nichts thun, es fehlt ihnen an Vermögen und Gewöhnung zur Arbeit, und leben wollen sie doch; also legen sie sich aufs Stehlen. Wenn die Obrigkeit es erfährt, läßt sie ihnen nachstellen, und sie werden spät oder früh ergriffen und bestraft.

Nur allzuoft muß die Obrigkeit Uebelthäter, als Mörder, Straßenräuber, Mordbrenner, zum Tode verurtheilen; alsdann werden sie auf mannigfaltige Art hingerichtet.

Die Trunkenheit giebt zu Zänkereyen Anlaß, darauf folgt Schlägerey, und ein unbesonnener Schlag hat oft getödtet. So erschlug Kain seinen Bruder. Zorn und Wuth sind so gut als Trunkenheit. Ein solcher Elender hat nicht die Absicht, so weit zu gehn; die Wuth aber blendet ihn. Man hat Leute gesehn, die ihre Verwandten umgebracht haben, um von ihnen zu erben.

Wenn Edelleute in Streit gerathen, pflegen sie die Sache mit dem Degen oder der Pistole auszumachen. Die Gesetze verbieten solches; der Zweykämpfer ist einem schmählichen Tode, wenigstens dem Verlust aller seiner Güter ausgesetzt; allein Stolz, Vorurtheile und Herkommen verachten das Gesetz. Freylich geht das Gefecht nicht immer bis aufs äußerste, manchmal wird kein Tropfen Blut vergossen; wenn aber die Streiter eifrig sind, so entstehn böse Wunden, und wohl gar Todtschlag. Allein, das heißt: seine Ehre vertheidigen. Dieser Gebrauch kommt von den Galliern und Germaniern zu der Zeit ihrer Barbarey; die alten gesitteten Völker haben ihn nie gekannt. Ein athenienfischer General hatte einstens im Kriegsrath mit seinem Collegen einen Streit. Letzterer drohete ihm in der Hitze mit dem Stock; das verdroß ihn aber nicht einmal: Schlag zu, sagte er, aber höre mich. Wenn die Japaneser einen Streit haben, tödten sie sich selbst, um ihren Muth zu zeigen und ihre Ehre zu retten.

Die tödtlichen Krankheiten sind insgemein wenig schmerzhaft, weil sie den Leib schwächen, und weil die Schmerzen in Verhältniß mit den Kräften stehn. Gries, Stein, Gicht, Zahnweh sind sehr schmerzlich, ob sie

gleich

gleich nicht tödten; und die tödtliche Schwindsucht endigt sich ohne Schmerzen. Der Tod selbst ist nichts, der Kranke schlummert gemeiniglich zuletzt, oder die Krankheit beräubt, oder entkräftet ihn. Die Zuckungen, das Röcheln in den letzten Zügen empfindet der Zuschauer nur; der Sterbende fühlt sie nicht.

Dennoch fürchten die Menschen sich vor dem Tode, als vor dem größten Unglück. Viele möchten mit Gries und Gicht, und Elend und Verstümmlung ihr Leben erkaufen. Wenn die Krankheit lang und beschwerlich ist, wünscht sich doch mancher den Tod, und manchem wirds wieder leid, wenn die Erfüllung seines Wunsches bevorsteht. Der Weise wünscht und fürchtet den Tod nicht.

Wir begraben die Todten, andre verbrennen sie, die Egyptier balsamirten sie ein; einige Amerikaner verzehren sie, die Eingebohrnen zu Madera stellten sie in eine Felsenhöhle, gaben ihnen einen Stock in die Hand, und einen Topf mit Milch. Hierin aber sind alle Völker eins geworden, die Leichenbestattung zu einer Gelegenheit zur Pracht zu machen. Einige Neger verkaufen nach dem Tode des Vaters oder des Mannes all sein Vermögen, um bey seiner Beerdigung seine Freunde und Nachbarn, welche sich fleißig bey den Trauernden einfinden, mit Fleisch und Brandtwein zu bewirthen. Die alten Egyptier verwandten große Summen auf die Einbalsamirung ihrer Todten; die Japaneser und Indianer verbrennen die ihrigen auf Scheiterhaufen von kostbarem Holz, worauf sie wohlriechendes Oehl gießen. Die Alten hatten silberne und goldene Aschenkrüge, und prächtige Grabmäler. Heut

zu Tage beladet man die Leichname mit reichen Zeugen und kostbaren Juwelen; man hat metallene Särge mit vielen Verzierungen, die ledig bleiben. Die Leichenbegängnisse der Reichen geschehn des Nachts mit brennenden Fackeln; eine Menge mit schwarzem Tuche behangener Kutschen folgen dem Leichenwagen, als wenn die ganze Stadt dabey wäre; die Kutschen sind aber leer; die Herrschaften sitzen zu Hause, und die Menge Bedienten leuchten nur Pferden und Wagen. Es werden Glocken geläutet, Zimmer mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, und, öfters ist dies alles leere Ceremonie; öfters fault der Leichnam schon in der Erde, weil man ihn der Verwesung wegen wegschaffen mußte, ehe die Anstalten zu seinem Begräbnisse fertig waren; und man trägt mit allem Pomp einen leeren Sarg hin. Es giebt Häuser, die sich durch die Beerdigung ihrer Todten an den Bettelstab bringen.

Die Neger am Senegal eilen zu dem Sterbehause auf das Klagegeschrey eines gemietheten Weibes. Einer nach dem andern nähert sich dem Verstorbenen, macht ihm Complimente und überläßt einem andern den Platz. Bey vielen Völkern werden Weiber zum weinen bestellt und bezahlt. Man giebt dem Todten schöne Kleider, Waffen u. dergl. mit. Viele ordnen sogar selbst mit Sorgfalt ihren Putz und Leichenbegängniß. Diogen wurde einst gefragt, was man mit seinem Leichnam thun sollte. Werfet ihn auf das Feld! Sollen euch denn die Raben fressen? Nicht doch, gebet mir nur einen Stock in die Hand; ich will sie schon wegjagen. Ihr werdet es ja nicht fühlen. Ey nun, was verschlägts mich dann, ob mich die Raben fressen

oder nicht? Eben diese Frage wurde auch dem Sokrates vorgelegt. Wie ihr wollt, war die Antwort, wenn ihr meiner nur habhaft werden könnt, und ich euch nicht entrinne; womit er zu verstehn gab, daß er, Sokrates, nicht der Körper war, den man bald als einen Leichnam dahingestreckt sehen würde. Die Japaneser haben eine seltsame Gewohnheit, sie verbrennen auf dem Scheiterhaufen die besten Waffen und das schönste Pferd des Verstorbenen. Das thaten die alten Germanier auch; den Indianern ist dies noch nicht genug, die geliebteste Frau verbrennt sich mit ihres Gemahls Leichnam, und die Wittwen streiten mit einander um diesen Vorzug; öfters müssen Richter die Sache schlichten. Die den Sieg davon trägt, frohlockt, schmückt sich mit ihren prachtigsten Kleidern, und springt ins Feuer unter Gesang und Tanz. Die übrigen gehn traurig und beschämt nach Hause. Alle diese Aeußerungen mögen manchmal erkünstelt und von der allgemeinen Sitte erzwungen seyn. Man sagt, daß dieser Gebrauch nach und nach abkommt.

Dies gilt nur von den Reichen, wie man sichs leicht vorstellen kann; die Nichtreichen aber ahmen diesen allenthalben, und zuweilen über Vermögen nach; sie stecken sich in Schulden, um Leichenbegängnisse zu machen. Und manche darben im Leben, um nach dem Tode mit Pracht begraben zu werden.

In allen Landen haben die Priester dabey ihre Rolle; man glaubt ihre Amtsverrichtungen, ihre Gebete, ihre Ceremonien seyen dem Verstorbenen nöthig, wenigstens heilsam, und die Trauernden erwarten von ihnen Trost. Oefters noch dienen sie blos der Eitelkeit

der Familie, und machen, wie die Fackeln und Kutschen, einen Theil des Leichenzuges aus. Es giebt sogar Gegenden, wo sie dem Verstorbenen eine Leichenrede halten müssen; und dabey ist ihnen nichts als Lob erlaubt, wenn sie auch lügen sollten.

Die Trauer ist von dem höchsten Alterthum, und über der ganzen Erde ausgebreitet. Sie ist nach Zeit und Umständen verschieden. Bey uns trägt man Schleyer, Franzen, schwarzes wollichtes Zeug, Flöre, Kleider ohne Knöpfe, schwarz überzogene Stöcke und Degen; man braucht zu Briefen schwarz eingefaßtes Papier, und schwarzen Lack. Anderswo, oder zu andern Zeiten ists weiß, oder eine andre Farbe, je nachdem die Mode ist. Bey einigen Völkern währt die Trauer nur einige Tage, und bis zur Bestattung des Leichnams zur Erde; anderswo einige Wochen. Bey uns richtet sie sich nach den Personen. Für Vater und Mutter und Frau ein halbes Jahr, ein Vierteljahr für Bruder und Schwester; eine Wittwe betrauert ihren Mann ein Jahr. Man hat tiefe, halbe Trauer und mehrere Stufen. Für ein Kind unter zwölf Jahren wird nicht getrauert. Alle diejenigen, die Landesbedienungen haben, und der Adel, müssen für den regierenden Herrn und seine Familie trauern. Die Gesetze bestimmen hierin alles, um, wo möglich, den schädlichen Ausschweifungen vorzubeugen.

In Rücksicht auf den drückenden Aufwand der Trauer, welcher oftmals die Familie in Sorgen und Noth stürzt, hat man schon lange den Gedanken und den Wunsch unter uns gehegt, die Trauer abzuschaffen. Auch haben einige wohlhabende Familien den Muth

gehabt, zum Besten der Minderbegüterten, das Beyspiel zu geben. Sie haben sich dem Tadel ausgesetzt, und unter sich ausgemacht, einander nicht durch Kleidung zu betrauern.

In außerordentlichen Fällen bitten sich die Aerzte von der Familie die Erlaubniß aus, den Leichnam öfnen zu dürfen, um die Ursach und den Sitz der Krankheit zu untersuchen. Ihre Absicht ist, sich in den Stand zu setzen, diejenigen, die eben solche Krankheit haben möchten, zu heilen. Sie zergliedern auch die Leichname derer, die in gewissen Krankenhäusern sterben. Vor diesem konnten sie keine solche Erlaubniß erhalten, und sie mußten mit großen Kosten die Leichname von den Kirchhöfen oder Galgen stehlen. Wenns das Volk merkte, verfolgte es sie mit Verwünschungen und bei Gelegenheit mit Mishandlungen. Heutiges Tages ist man so schwierig nicht; man weiß, daß es zur Kenntniß des Körpers, der Krankheiten und der Heilungsmittel nützlich und nothwendig ist. Doch giebts noch viele Leute, die das, weder für sich noch ihre Familie, erlauben wollen.

Es ist nun aber das Mittel, sich vor dem entsetzlichsten Unglück, vor der lebendigen Beerdigung, zu bewahren; denn manchen hat man begraben, ehe er todt war. Die Todtengräber haben oftmals Leichname auf dem Bauch liegend gefunden; ein Beweis, daß sie lebendig in die Erde gekommen, weil man die Todten allemal auf den Rücken in den Sarg legt. Man erzählt, daß ein Küster die Kleinodien einer Dame, die in ein Gewölbe beygesetzt worden war, stehlen wollte. Als er ihr den Ring nicht abnehmen konnte, fieng er

an in den Finger zu schneiden. Der Schmerz weckte die Todte auf; der Küster entfloh, die Frau folgte ihm in ihrem Leichenputze, und gieng zu ihrem Mann. Lange Zeit wollten ihr die Bedienten nicht aufmachen, weil sie sie für ein Gespenst hielten. Die Juden sind der Gefahr, öfters Lebendige zu begraben, ausgesetzt; denn sie tragen ihre Todten sogleich weg, als sie gestorben zu seyn scheinen. Ein gleiches geschieht bey vielen Völkern, theils aus Unwissenheit der Gefahr, und theils, weil sie einen Leichnam für etwas unreines und abscheuliches ansehen, das man, je eher je lieber, wegschaffen muß. Eine Ohnmacht kann alle Zeichen des Todes haben, den stockenden Puls, keinen merklichen Athemzug, eine über den ganzen Leib ausgebreitete Kälte; und dieser Zustand kann einige Tage währen. Eine kranke Frauensperson fiel einstens in solchen Zustand; kein Zeichen des Lebens, kein Puls, nicht die geringste Bewegung in den Zügen, in den Fingern, in den Augen. Aber sie sah, sie hörte, sie fühlte; sie sah, daß man das Leichentuch an ihre Füße legte, daß man sich anschickte, sie als Leiche zu waschen, zu kleiden, in eine Kammer zu legen. Welche Angst! und doch konnte sie keinen Wink, keinen Laut von sich geben. Der Verfasser hat diese Anekdote von der Person selbst. Das einzige recht merkliche und untrügliche Zeichen des Todes ist die Verwesung, die sich durch den Geruch äußert. Auch werden im Sommer die Leichen nur nach dem zweyten oder dritten Tage, und im Winter noch später begraben.

Neuntes Kapitel.

Von der Gesundheit und Krankheit.

Der gewöhnliche Zustand des Menschen ist die Gesundheit, die aber selten ganz vollkommen und ohne alle Unpäßlichkeit ist. Allein diese Unpäßlichkeiten sind des Erinnerns nicht werth. Wer von einer Krankheit genesen, findet, daß die Gesundheit ein edles Ding ist; ohne Schmerzen seyn, den freyen Gebrauch seiner Glieder und Sinne haben, mit Vergnügen essen und trinken, ruhig schlafen, nach Belieben ausgehn können, die Schönheit der Natur und den Umgang mit Menschen genießen, nützliche und angenehme Arbeit thun, keine Langeweile haben, das sind die Vortheile der Gesundheit. Wer aber nie krank gewesen ist, empfindet sie wenig.

Vergangenes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren;
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich *).

Die besten, oder vielmehr die einzigen Mittel, die Gesundheit zu erhalten, sind mäßig genossene Bewegung, Ruhe und einfache Speisen; die Herrschaft über die Leidenschaften, über Furcht, Traurigkeit, Zorn und Freude.

Krankheiten unterbrechen zuweilen die Gesundheit. Wer von weichlicher, zärtlicher Leibesbeschaffenheit ist, wer in Unmäßigkeit lebt oder gelebt hat; wer Unvor-

*) Haller.

sichtigkeiten oder Ausschweifungen begangen; wer sich zu ängstlich einhüllt, ist am meisten in Gefahr. Man sieht Leute, die fast immer krank sind; andre sinds niemals.

Einige Krankheiten schwächen, erschöpfen, zehren den Kranken aus, setzen ihn außer Stand, etwas zu thun, ohne ihm Schmerzen zu machen; andre hingegen sind sehr schmerzlich. Einige sind tödtlich, andre ohne Gefahr; einige vorübergehend, andre langwierig, und noch andre unheilbar, ob sie gleich nur nach langen Jahren tödten; letztere heißen chronische, d. h dauernde Krankheiten. Einige fallen plötzlich an; es sind gemeiniglich die heftigsten; andre kommen langsam, stufenweise, nachdem sie lange gedroht haben. Sie sind nach Gegenden, Alter, Jahreszeiten, und selbst nach dem Jahrhundert unterschieden. Im Alterthum herrschten Krankheiten, die jetzt unbekannt sind, und wir entdekken neue. Im Frühjahr giebt es Entzündungen, im Sommer und Herbst faule Krankheiten; der Winter macht gemeiniglich allen Epidemien ein Ende. Man hat innre und äußerliche Krankheiten; letztere sind Verrenkung und Bruch der Glieder, Geschwulst, Geschwür, Entzündung und Verletzung der Haut und des Fleisches, Eindringen fremder Körper, als Splitter, ꝛc. Diese sind die Sache des Wundarztes. Alle übrige werden innre Krankheiten genannt, ob sie gleich öfters auf der Haut erscheinen; als Pocken, Petechien, Krätze, Pest ꝛc. weil sie im Blut entstehn. Der Arzt besorgt sie.

Man kann diese Krankheiten alle auf eine einzige Ursach, nemlich verdorbenes Blut, zurückführen;

dieses Verderben ist aber, wie seine Ursachen, mannigfaltig. Das Blut wird durch schlecht verdaute Speisen verdorben, wenn der Magen durch Hunger, Begierde oder Leckerhaftigkeit geschwächt wird. Allzu nahrhafte Speisen, wenn sie auch gut verdaut werden, beschweren das Blut mit überflüssigen Säften. Aus diesen Ursachen entstehn Magenhusten, Erbrechen, Ausschlag, Faul-, Fleck- und Wechselfieber, Petechien ꝛc Wenn starke Getränke, Gewürze, Leidenschaften, Nachtwachen, das Uebermaaß der Arbeit oder des Vergnügens, das Blut in Wallung bringen, erhitzen, austrocknen, entstehn Entzündungskrankheiten, als Schnupfen, Husten, Bräune, Pleuresie, Geschwüre in der Lunge, Hektik, hitziges Fieber, Auszehrung und Wassersucht. Die Ausschweifungen aller Arten raffen eine Menge junger Leute in der Blüte der Jahre hin, und vergällen den Rest ihres kurzen Lebens.

Es giebt erbliche Krankheiten; ich habe schon davon gesprochen. Die Leidenschaften richten in dem Körper schreckliche Zerrüttungen an. Der Ekel oder der Schreck vor einer Krankheit kann einen Gesunden anstecken. Der Zorn erregt hitzige und Gallenfieber, Irrereden, Gelbsucht, Schlagfluß, Epilepsie und einen schleunigen Tod. Ein Mädchen fiel in ein plötzliches hitziges Fieber, bey dem Anblick eines ihr verhaßten Menschen. Eine andre bekam durch Neckerey die fallende Sucht. Schrecken bringt Konvulsionen und Tod. Ein unbesonnenes Mädchen spielte das Gespenst, um seine Gespielinnen, die sich ein Vergnügen machten, zu erschrecken. Viele dieser armen Kinder fielen in Ohnmacht; sie erholten sich schwer, und einige wurden krank

Die Traurigkeit raubt Schlaf und Appetit, führt zu beständiger Siechheit, zur Gelbsucht und langsamen Tode. Uebermäßige Freude verwirrt den Verstand und tödtet plötzlich. Da jenes Geschlecht zärtlicher ist, als wir, so ists auch den Zerrüttungen der Leidenschaften mehr unterworfen.

Eine Ursach vieler Krankheiten, oder vielmehr einer beständigen Schwäche und Weichlichkeit, eines wesentlich siechen Zustandes, und einer immerwährenden Geneigtheit zur Krankheit, ist die ängstliche Sorge für die Gesundheit. Gewisse Leute scheinen kein ander Geschäft zu haben, als sich wohl zu befinden, und von ihrer Gesundheit keinen andern Gebrauch zu machen, als ihre Gesundheit zu bewachen. Aus Furcht krank zu werden, brauchen sie ihre Kräfte nicht, damit sie sich nicht erhitzen; sie gehn nicht aus, sie kleiden sich recht warm, damit sie ja keinen Schnupfen kriegen; sie dürfen nie ihrem Geschmack folgen, alles was sie essen, muß zart und schmelzend seyn; im Sommer trinken sie warm; mit einem Worte, sie sind Sklaven und Märtyrer ihrer Gesundheit. Sie haben ihre gewisse Zeiten, wo sie einnehmen, zur Ader lassen, den Brunnen trinken. Das heißt Präservative. Und eben diese Personen sind schwächlich und kränklich, haben weder Kraft noch Gesundheit, sondern immer Husten, Schnupfen, Bauchgrimmen, Magenschmerzen. Ihre Furcht, ihre Vorsorge stürzen sie in die Krankheiten, die sie vermeiden wollen. Man kann sie mit denen vergleichen, die vor einem Pferde zittern. Eine Kutsche kommt getrabt; sie laufen, und treffen eben dahin, wo jene hinlenkt. Nun übernimmt sie die Angst;

den Wagen nur sehn sie, den Stein nicht; sie laufen und stürzen unter die Räder. Wer ohne Furcht ist, steht, beobachtet den Lauf des Wagens, thut zwey Schritt zur Seite und ist sicher. Hier ist die Lehre eines berühmten Arztes *):

»Der Gesundheitszustand und die Kräfte mögen »seyn, wie sie wollen, so ist der Aderlaß schädlich, sobald »er nicht nöthig ist. Wenn er oft geschieht, schwächt »und entnervt er, und macht alt, hemmt den Umlauf »der Säfte; macht fett, schwächt noch mehr, verdirbt »die Verdauung und erregt Wassersucht, bringt die »Ausdünstung in Unordnung, woraus Anlage zum »Schnupfen entsteht. Die Nerven erschlaffen, darauf »folgt Hypochondrie, d. h. Erschlaffung der Eingeweide. »Diese übeln Folgen verspürt man nicht gleich, hin»gegen findet man sich leichter. Der Schade ist aber »zuverläßig. Umsonst sagt man, daß man einige Tage »darauf mehr Blut hat, als vorher, d. h. daß man »träger ist, und daß also das Blut sich bald ersetzen »läßt. Das ist richtig; beweiset aber zugleich, daß die »natürlichen Ausleerungen schlecht vonstatten gegangen »sind, und daß manches im Körper geblieben ist, was »heraus sollte. Dieselbe Menge von Blut ist da, aber »das Blut ist schlechter.

»Das unnöthige oder wiederholte Abführen hat »eben die schädlichen Wirkungen; es verdirbt die Ver»dauung, der Magen thut seine Dienste nicht, die Ein»geweide erschlaffen, man ist heftigen Bauchgrimmen »unterworfen; dem Körper fehlt die Nahrung, und er

*) Tissots.

»dünstet nicht recht aus; es kommen Flüsse, Nerven»krankheiten, man siecht, und wird lange vor der Zeit »alt. Es ist ein allgemeines Vorurtheil, daß man was »einnehmen muß, wenn man keinen Appetit hat; und »sehr oft ists falsch, a's z. B. wenn dieser Mangel des »Appetits von der Schwäche des Magens herrührt. »Die mehresten Ursachen dieses Mangels kann eine ab»führende Arzney nicht heben, und einige werden da»durch gestärkt. Diejenigen, die viel Schleim in dem »Magen haben, glauben durch solche Mittel sich zu hel»fen; in der That finden sie anfänglich Linderung; sie »ist aber kurz und betrieglich. Die Ursache des Schleims »ist die Schwäche des Magens, und die Arzney ver»mehrt die Schwäche. Ob sie gleich also einen Theil »des vorhandenen Schleims abführt, so macht sie doch »die Ursach desselben wirksamer; nach einigen Tagen ist »mehr als vorher vorhanden; und durch Wiederholung »der Arzney wird das Uebel bald unheilbar, und die Ge»sundheit geht verlohren. Man kann öfters die Arzney »entbehren, selbst wann sie nöthig zu seyn scheint, wenn »man sich nur eine Mahlzeit täglich auf einige Zeit, »nebst den nahrhaften und fetten Speisen entziehen »will, viel kaltes Wasser trinkt, und sich etwas mehr »als gewöhnlich Bewegung macht. Weil der Magen »bey einem abführenden Mittel immer mitgenommen »wird; so muß man sich einige Tage vor vielen und »vor harten Speisen hüten.

»Das sicherste Vorbeugungsmittel ist die Ver»meidung aller Ausschweifungen. Man ißt überhaupt »mehr, als zur Gesundheit nöthig ist. Man hat sichs »nun einmal angewöhnt; wenigstens aber sollte man

»nur nach Appetit essen. Die Mäßigkeit allein ist im »Stande, fast unheilbare Krankheiten zu heben, und »die zerrüttetste Gesundheit wieder herzustellen.

»Den Kindern thut man durch unzeitige Abfüh»rungen den größten Schaden. Man hindert dadurch »ihr Wachsthum, ihr Zunehmen an Kräften, und ver»dirbt ihnen die Zähne.

»Diejenigen, die oft den Schnupfen oder Husten »haben, glauben sich recht warm halten zu müssen. Die»ser Irrthum richtet vollends ihre Gesundheit zu »Grunde. Diese Neigung zu Schnupfen hat zwo Ur»sachen; die leicht verhinderte Ausdünstung, und die »Schwäche des Magens, oder der Lunge. Die erste »Ursach wird durch das beständige Warmhalten und »Schwitzen vermehrt. Diese laue Feuchtigkeit schwächt »den Leib und vornehmlich die Lunge: die Säfte finden »darin einen zu schwachen Widerstand, und häufen sich »daselbst an. Die Haut, die beständig gleichsam in ei»nem lauen Bade ist, wird weich, und kann ihre Dienste »nicht thun. In solchem Zustande hemmt die geringste »Ursach die Ausdünstung, und es entstehn daraus eine »Menge schleichender Krankheiten. Der Kranke ver»wahrt sich immer mehr vor der Luft, und seine Vor»sorge ist ein wirksames Mittel, seine Gesundheit noch »mehr zu schwächen; und dieses Mittel ist desto wirk»samer, je mehr die Furcht vor der Luft den Kranken »inne hält, wodurch das Uebel immer ärger wird. Das »laue Getränk verdirbt vollends alles. Ein einziges »Mittel zur Genesung ist da, nemlich mit der freyen »Luft bekannt zu werden, die warmen Stuben zu mei»den, sich immer leichter zu kleiden, im Kalten zu

»schlafen, nichts als Kaltes zu essen und zu trinken, »(selbst Eisgetränke ist heilsam); sich viel Bewegung zu »machen, und endlich, wenn das Uebel eingewurzelt ist, »kalt zu baden. Diese Kur ist auch denen heilsam, deren »Krankheit ursprünglich von der Schwäche des Magens »oder der Lunge herrührt.

»Viele Leute, die schon seit mehreren Jahren den »ganzen Winter hindurch den Schnupfen hatten, nicht »ausgiengen und warm tranken, haben die beschriebene »Kur gebraucht, und sich sehr wohl darnach befunden.« Eben derselbe Arzt erzählt, daß er verfrorne Hände bekam, als er einmal einen Muff brauchte.

Ein gewisser reicher Mann, von einer guten Leibesbeschaffenheit, lebte als ein Reicher, d. h. er aß gut, verschlief die Hälfte seines Lebens, und die andre Hälfte brachte er in Vergnügungen zu. Schon im drey und vierzigsten Jahre hatte er einige Anfechtungen vom Schlage, und alle Jahr eine tödtliche Krankheit ausgestanden. Sein Vermögen gieng verlohren, und nun mußte er sein Brod durch Arbeit verdienen. Alle Morgen stand er um vier Uhr auf, und oft hatte er nichts als Wasser und Brod. Alle seine Krankheiten verschwanden, und er erreichte in guter Gesundheit das fünf und siebenzigste Jahr.

Es giebt Leute, die gar keine Arzneyen brauchen wollen. Sie sagen, daß die Natur selbst ihren Verlust, zu ersetzen, und die Ordnung wieder herzustellen weiß. Sie behaupten ferner, daß die Aerzte unsern Bau nicht hinlänglich kennen, weil seine Theile viel zu fein, viel zu sehr zusammengesetzt sind, und daß es daher unmöglich ist, zu wissen, wo die Unordnung

steckt. Wahr ists, daß die Aerzte manchmal irren, und eine Krankheit für die andre ansehn. Wahr ists, daß sie nicht immer über Krankheit und Heilungsart einig sind. Sie ändern ihre Kurart oft; das kann von neuern Beobachtungen, die sie eines Bessern belehren, herkommen. Wahr ists aber auch, daß die Kunst eines geschickten Arztes dem Kranken helfen und wohl gar das Leben retten kann. Wer aber die Arzney ganz verwirft, befindet sich dabey besser, als wer sie misbraucht; wenigstens zieht er sich durch Arzneyen keine neue Krankheit zu. Wenige Menschen haben dazu Muth genug.

Viel mehrere verwerfen die Hülfe des Wundarztes; und die Ursache davon ist die Furcht vor seinen Operationen. Sie scheinen zu denken, daß der Wundarzt an schneiden und zerfetzen Vergnügen habe, und sie erschrecken vor einem Lanzettenstich. Auch sieht man viele, die Finger oder ein ander Glied verlieren, weil sie sich selber schlecht verbunden haben.

Endlich giebts Leute, die bey gesunden Tagen, oder um einer kleinen Unpäßlichkeit willen, weder Arzt noch Arzney brauchen; die aber in schweren Krankheiten die Hülfe der Kunst anwenden, und alsdann pünktlich die Verordnung des Arztes befolgen. Diesem folgen sie aber allein; von keinem andern mögen sie Rath oder Arzney annehmen.

Eine Menge Leute theilen Rath und Arzneyen aus; man hat auch allerley Hausmittel, die man die Kreuz und Queer braucht. Was diese guten Leute irre führt, ist der Glaube, daß die Arzney, die in einem Falle geholfen hat, in allen ähnlichen Fällen helfen

muß. Sie wissen nicht, daß ähnliche Schmerzen aus ganz verschiedenen, auch wohl gar entgegengesetzten Ursachen kommen können; und daß die Arzney also, die der einen Ursach abgeholfen, die entgegengesetzte wirksamer machen muß. Man kann eine Ohnmacht vor Erschöpfung, aber auch vor Ueberfüllung haben. Können der Schmachtende und der Völler auf eben dieselbe Art hergestellt werden? Zahnschmerzen entstehn entweder von Beinfraß der Zähne, oder von Entzündung des Zahnfleisches. Ein Aderlaß heilt diese, jene aber nicht. Das beste Mittel gegen verdorbene Zähne ist, sie auszuziehn; das würde aber bey der Entzündung schrecklich werden. Freylich sind viele Leute bey dem Gebrauch der Hausmittel gesund geworden; aber sie mochten von ungefehr recht angebracht seyn, oder die Kräfte des Kranken reichten zu, die schädliche Wirkung zu hindern oder zu überwinden.

Alte Weiber, Schäfer und Henker treiben heimlich die Arzneykunst, und Marktschreyer versprechen, alle Uebel mit ihrem Kram zu heben. Sie rühmen sich, dem Blinden das Gesicht, dem Tauben das Gehör wiederzugeben, schwache Augen zu stärken, den Magen, die Lunge in guten Stand zu setzen, Gries und alle eingewurzelte Uebel, die die geschicktesten Aerzte für unheilbar erkennen, zu heilen; und zwar in kurzer Zeit, mit wenigen Kosten. Der unwissende Haufe giebt ihnen Gehör, weil sie viel versprechen, weil sie sich rühmen, Wunderkuren gethan zu haben, und weil sie das arme Volk mit einem unaufhörlichen Schwall von Worten und einer unerschütterlichen Unverschämtheit zu betäuben wissen. Das Glück kömmt ihnen zu Hülfe,

und

und heilt zuweilen, wo nicht durch ihre Arzneyen, doch unter ihren Händen, einige schwere Krankheiten. Da es Unwissende sind, die weder von dem Bau und den Triebfedern des menschlichen Körpers, noch von der Kraft der Arzneyen, die sie brauchen, die geringste Kenntniß haben, so kanns nicht anders seyn, als daß sie viel Unheil anrichten. Auch müssen sie heimlich zu Werke gehn, damit sie der Polizey nicht in die Hände fallen.

Endlich giebt es noch eine Art Menschen, die alle Krankheiten heilen wollen, und zwar ohne Arzney, blos durch gewisse heimliche Operationen, die sie mit dem Blute, dem Schweiß, dem Speichel oder andern Auswürfen des Kranken vornehmen. Sie nennen dies durch Sympathie kuriren. Es klingt ohngefehr so, als wenn man einen Mann prügeln wollte, der in Amerika wäre, indem man auf sein Bild, oder ein altes Kleid, das er zurückgelassen hätte, losschlüge. Die Menge läuft zu solchem Wundermann; es ist ja so angenehm, von verzweifelten Krankheiten, ohne Arzney und ohne Kosten, zu genesen! Vor einigen Jahren kam ein solcher in eine gewisse Stadt. Kranke von allerley Alter und Ständen liefen herbey. Die Obrigkeit versagte dem Wundarzt den Eingang in die Stadt. Nun kam er nicht mehr herein, die Kranken aber giengen und schickten hinaus. Man sprach von nichts, als von Leuten, die er geheilt hatte; wahre Wunder hatte er gethan. Nun muß man wissen, daß unser Arzt ein Gärtnergeselle war, dessen ganze Gelehrsamkeit auf graben und Kohl pflanzen sich einschränkte. Dies wußte ein jeder. Dabey spielte er den Andächtigen, und verlangte von seinen Patienten den christlichen Glauben;

weil der Unglaube, seinem Vorgeben nach, die Kraft seiner Operationen vernichtete. Die Verblendung dauerte einige Monate, nach diesen sprach man von seinen Kuren nicht mehr. Der Schaden kam wieder, oder war nicht geheilt worden. Was einen solchen Menschen begünstigt, ist, außer der Leichtgläubigkeit des Volkes, erstlich, daß wirklich einige Kranken unter seinen Händen genesen, und zweytens, daß fast alle Patienten eine Veränderung empfinden, indem sie die Kurart verändern.

Es ist ausgemacht, daß unter hundert Kranken neunzig durch die bloße Hülfe der Natur genesen. Stehn nun die hundert auf dem Verzeichniß eines beliebten Arztes, so wird diesem die Genesung zugeschrieben. So gehts mit den wahren Aerzten auch; die Natur thut immer mehr, als sie und ihre Arzneyen. Das gestehen die verdienstvollesten Aerzte selbst. Ein Quacksalber verlangt gleich, daß seine Patienten, im Vertrauen auf ihn, aller Hülfe der Aerzte entsagen. Nun ist ein Mann, der lange, und vielleicht manche unrecht angebrachte und schädliche Arzneyen gebraucht, eine strenge und wohl gar übel verstandene Diät beobachtet, auf einmal, auf Verordnung des Quacksalbers, von Diät und Arzney befreyt; da muß er ja wohl eine große, und zuweilen vortheilhafte Veränderung empfinden. Man denke nun noch die Freude, die Hoffnung einer baldigen Genesung, nach dem verwegenen Versprechen des Betrügers; was Wunder, daß einige glückliche Genesungen geschehn?

Eine andre Ursach, die das Ansehn eines jeden unwissenden Betrügers bey dem Volke erhöht, ist, daß

er in der That manche Uebel geschwind heilt, die in den Händen des Arztes in die Länge ziehn; oder wohl gar nie heilen. Von dieser Art sind Wechselfieber, alte, von selbst entstandene Wunden, Husten, Schnupfen, Ausschläge auf dem Kopf oder dem Leib, heftige Ausleerungen, als Diarrhee und Ruhr, ꝛc. Gemeiniglich ists leicht, allen diesen Beschwerden ein Ende zu machen. Es ist aber nicht gut, es zu thun, denn es sind mehrentheils Wege, die die Natur eingeschlagen hat, überflüssige oder verdorbene Säfte wegzuschaffen; und man kann die Natur nie ungestraft in ihren Verrichtungen stöhren. Ein zu schleunig gehobenes Fieber zieht eine schlimmere Krankheit nach sich Der Durchfall, die Ruhr verursachen Faul- oder Entzundungsfieber, wenn man sie allzu früh stopst. Der Arzt, der die Gefahr kennt, hütet sich ein kleines Uebel zu hemmen, damit er nicht ein größeres erzeuge. Das unwissende Volk wird ungeduldig, der Marktschreyer kömmt, lacht über das Unvermögen des Arztes, verspricht baldige Genesung, und hält Wort. Nun ist er weit über die geschicktesten Aerzte erhoben, er hat das Vertrauen des armen Volkes, und belohnt es mit Zerrüttung der Gesundheit und Todtschlag. Umsonst warnt der Verständige, umsonst zeigt er die Gefahr; man setzt ihm diese und jene Erfahrung entgegen, und sieht auf die Folgen nicht. Aus diesem Grunde entstehn die Klagen, die man täglich gegen die Aerzte führen hört. Man beschuldigt sie, die Krankheiten in die Länge zu ziehn, und man will geschwind genesen.

Die Aerzte verordnen Arzneyen zur Heilung der Kranken, sie finden aber hierin viel Widerspruch. Noch

mancher will von Aderlassen, von Klystiren, von Brechmitteln nichts wissen. Es ist ausgemacht, daß ein Aderlaß zur rechten Zeit bey einer Entzündungskrankheit das Leben retten kann. Man hat freylich auch solche Kranken ohne diese Hülfe genesen sehn. Ein erfahrner und verständiger Wundarzt gieng einstens zum Vergnügen aufs Land. In dem Hause, wo er einkehrte, fand er ein altes siebenzigjähriges Mütterchen, das am Seitenstechen schwer danieder lag; die Pleuresie war aufs höchste gestiegen. Der Arzt räth zum Aderlaß, bemüht sich die Kranke zu überreden, und sagt ihr die Todesgefahr. »Nein, antwortet diese, noch habe ich kein Blut gelassen, und will auch keines lassen.« Kurz, der Mann gieng unverrichteter Sache wieder nach Hause. Etwa vierzehn Tage darauf kam eine Bäurin, die ihm eine Flasche Milch zum Geschenk brachte; und diese Bäurin war — jenes alte kranke Mütterchen, das ohne Aderlaß genesen war. Die Klystire thun eine sehr schnelle und heilsame Wirkung. Oft ist ein Brechmittel der abführenden Arzney vorzuziehn, weil diese die Unreinigkeiten, die sie wegschaffen soll, durch den ganzen Darmkanal führen muß, so daß davon viel ins Blut übergeht, das dadurch verdorben wird; das Brechmittel hingegen wirft sie gleich hinaus, ohne daß sie ins Blut kommen.

Die Hauptsache ist die Diät. Oft reicht sie allein zu, wichtigen Krankheiten vorzubeugen, oder abzuhelfen. Ueberdies ist sie den Genesenden nöthig, gefährliche Rückfälle zu verhüten. Hier versteh ich unter Diät das ganze Verhalten des Kranken, Essen und

Trinken, Schlaf, Bewegung, Wärme und Kälte, Kleidung, ꝛc.

Die mehresten glauben, wenn sie krank oder unpäßlich sind, oder eine Krankheit befürchten, daß sie sich durch den Schweiß helfen werden; sie nehmen etwas hitziges ein, als Wein, Gewürze, Brandtwein, brauchen schwere Decken und heitzen die Stube übermäßig. Dieses Verhalten ist schädlich. Eine jede fieberhafte Krankheit, sagen die Aerzte, verdickt und trocknet das Blut aus. Der Schweiß aber nimmt dem Blut die wenige Feuchtigkeit, die es übrig hat, dörrt es vollends aus, und vermehrt auf diese Art die Krankheit. Dazu ist noch die Art, den Schweiß zu treiben, schädlich, weil sie mehr erhitzt, als den Schweis treibt, und also das Fieber verstärkt. Kühle Luft erquickt gemeiniglich den Kranken; alle hitzigen Getränke und Gewürze sind beym Fieber schädlich.

Freylich heilt der Schweis einige Krankheiten in ihrem Anfang, ehe das Fieber das Blut entzündet; man muß ihn aber nicht durch übermäßige Kleidung und Decken, durch heiße Stuben, durch hitzige Getränke und Gewürze treiben; sondern durch Thee von Fliederblüthe, oder durch laues Wasser, mit ein wenig Essig vermischt, befördern.

Der heilsame Schweis kommt gemeiniglich von selbst; und diesen muß man befördern, nicht durch übermäßiges Bedecken und Erhitzen; sondern dadurch, daß man sich vor Entblößung und Verkältung hütet. Ein starker Jüngling von siebenzehn oder achtzehn Jahren hatte eine hitzige Krankheit; der Schweis trat ein und hätte ihn vermuthlich gerettet; allein er wollte ihn nicht

aushalten, und entblößte sich beständig. Plötzlich geschah ein Absatz auf die Lunge, der ihn nach dreyßig Stunden hinraffte.

Man besorgt, daß der Kranke Hungers sterbe, und man zwingt ihn, wider Willen zu essen. Ein schädlicher Gebrauch. Ein Kranker verzehrt nichts, weil er still liegt; und er kann Wochen lang ohne Nahrung seyn. Uebrigens ists umsonst, daß man ihm Speisen in den Magen pfropft. Nicht was man ißt, sondern was man verdaut, giebt Nahrung; und der Magen verdaut nicht, wenn er durch das Fieber verdorben, verunreinigt und geschwächt ist; also kann die Speise, die der Kranke niederschluckt, ihn nicht nähren; sie verfault nur in seinem Leibe, verdirbt das Blut und vermehrt das Uebel. Auch bemerkt man, daß ein Kranker nach dem Essen gemeiniglich schlechter wird. Also muß er nicht eher essen, als bis er Lust dazu empfindet. Sein Ekel ist eine Warnung vor der Gefahr des Essens, und war bestimmt, ihn davor zu hüten. Hauptsächlich aber muß er Fleisch und Fleischbrühe, Wein, Eyer und Kuchen, so lange das Fieber währt, meiden. Keine heiße Stube, keine schwere Decke; und wenn er auf seyn kann, muß er nicht zuviel im Bette liegen. Reifes, und vornemlich wäßrigtes Obst, und Getränke von Obst, sind insbesondre bey Ruhren, Durchfällen und Verstopfungen, der entgegengesetzten Vorurtheile ohnerachtet, sehr heilsam, und sogar ein Verwahrungsmittel vor der Ruhr. Vormals wurden sie aufs strengste verboten; allein die Erfahrung hat den Irrthum entdeckt.

Viele Kranken rufen den Arzt, lassen sich Arzney und Verhalten verordnen; lassen aber jene stehn, und verabsäumen dieses. Der Arzt muß es aber ja nicht wissen; man sollte glauben, daß Unordnung nicht schader, sobald sie nur der Arzt nicht weiß. Freylich werden dabey viele Leute gesund. Ganze Völker wissen von Arzt und Arzney gar nichts. Auch ändert sich die Heilungskunst. Vor diesem vermied man das Obst bey der Ruhr, und man brauchte erhitzende Sachen, wie auch bey den Blattern und andern Krankheiten. Brechmittel und China wurden als äußerste und gefährliche Mittel angesehn. Jetzt ists gerade umgekehrt. Vor diesem genasen und starben die Kranken unter den Händen der Aerzte; heute genesen und sterben sie noch. Die Kunst rettet und tödtet nicht alle, die bey ihrem Gebrauch genesen und sterben. Die Frage wäre, bey welcher Methode die mehresten genesen; wahrscheinlich sollte es bey der neuern seyn, weil man desto mehr wissen kann, je weiter man kömmt; man hat die Erfahrung der Vorgänger und seine eigne vor sich.

Die Aerzte sind zu ängstlich, sagt man; deswegen ists nicht nöthig, sich so genau an ihre Vorschriften zu binden. Das ist gewiß, die Aerzte richten ihre Verordnungen nach der möglichsten Gefahr ein; das müssen sie thun, weil man doch am Ende nicht wissen kann, was geschieht. Sie haben gesunde Leute gesehn, die ein geringes Versehn in tödtliche Krankheit gestürzt hat; freylich nur selten, es ist aber ihre Pflicht, uns zu warnen, und ihre Verordnungen darnach einzurichten. Wer sich daran nicht kehrt, wagts, in die äußersten Fälle zu gerathen. Das sicherste ist also, ihnen immer pünkt-

lich zu folgen. Irrt der Arzt, was wegen der Verwickelung unsers Baues und der Krankheiten nur allzuoft geschieht; so wird nothwendig derjenige noch mehr irren, der davon gar keinen Begriff hat.

Bey vielen unwissenden und rohen Völkern sind die Priester zugleich Aerzte; weil die Priester die einzigen sind, die einige Kenntniß haben, oder haben wollen. Ihre Kunst besteht gemeiniglich in Gebeten, abergläubischen Gebräuchen, Amuleten, in vermeinten heiligen Worten. So sah es ohngefähr im Alterthum aus; und so ists noch häufig zu unsrer Zeit. Viele gute Leute glauben jetzt noch, daß man das Fieber durch gewisse Worte oder Schriften vertreiben kann; daß durch ähnliche Künste Warzen und Rose vergehn; und geben vor, Beyspiele solcher Genesungen zu kennen. Darüber muß man sich nun nicht wundern, weil die Natur allein manche Genesung bewirkt, die man auf die Rechnung des angewandten Mittels schreibt. Allein diese Künste können auch zur Heilung beytragen. Wie? Die Einbildung erzeugt wahre Uebel, und macht sie ärger. Dieser glaubt, er ist krank, und ists nicht; jener bildet sichs ein, und wirds wirklich; noch ein andrer ist krank, er wird unruhig, denkt, er sey in Gefahr, die Furcht ängstigt ihn, erhitzt sein Blut, und macht das Uebel ärger. Ein Mensch bildete sich ein, sagt man, daß er lebendige Frösche im Leibe hätte. Alle Arzneyen waren vergeblich, weil die Frösche nur in seinem Kopfe steckten. Einem Bedienten fiel es ein, Frösche in seinen Nachtstuhl zu werfen; der Kranke glaubte solche von sich gegeben zu haben, und ward gesund. Zween Männer wurden von einem Hund ge-

bissen. Der eine reiset weg, und kömmt erst nach zwanzig Jahren wieder. Er erkundigt sich nach jenem, und erfährt, daß er von einem Hundebiß toll geworden und gestorben ist. Dieser vergleicht die Zeiten, und findet, daß jener Hund eben der ist, der auch ihn selbst gebissen hat. Das fällt ihm auf, er wird toll, und stirbt elendiglich. Ohne diese Nachricht würde er gesund gelebt haben, denn nach zwanzig Tagen ist der Biß eines tollen Hundes nicht mehr gefährlich. Ein jedes Mittel also, das die Einbildung beruhigt, erzeugt Hofnung zur Genesung, erheitert das Gemüth, und kann eben dadurch sonderbare Genesungen bewirken. Man hat viele Leute in den Niederlanden vor der Tollheit blos dadurch bewahrt, daß man ihnen ein Stückchen vermeint geweiheten Zeuges aufgelegt hat.

Man muß aber auch bemerken, daß die rohen Völker, welche keine andre Heilmittel, als Charlatanerien haben, weit weniger, als wir, zu Krankheiten geneigt sind. Ihre Lebensart, Luft und Wetter, denen sie oft ausgesetzt sind, der Fischfang, die Jagd, der Krieg, die Einfachheit ihrer Speisen und Getränke, lassen ihnen nur die von der menschlichen Natur unzertrennbaren Schmerzen. Der Tartar, der nur Wasser und Pferdemilch hat, kann sich Magen und Blut nicht so, wie wir, verbrennen, die wir Wein und abgezogene Wasser haben. Der Appetit des Grönländers, der durch kein Gewürz, keine Menge von Gerichten gereizt wird, verursacht ihm die Unverdaulichkeiten nicht, die uns tödten.

Wenn von einer Seite unsre Geschicklichkeit gefährliche Speisen, Kleidungen, Wohnungen und Be-

quemlichkeiten bereitet, so weiß sie auf der andern Seite uns vor manchem Uebel zu bewahren. In unsern Gegenden kennt man die Pest, die den Orient alle Jahre heimsucht, nur dem Namen nach. Vor diesem wurden Brand und Krebs für unheilbare Krankheiten gehalten, man fängt jetzt an sie zu heilen, manche andre Krankheit hat ihre tödtliche Kraft verlohren, die Blattern wüthen nicht mehr so schrecklich, als ehmals.

Die Krankheiten sind nicht ohne Nutzen, sie lehren uns die Mäßigkeit. Wer schwere Krankheiten ausgestanden, ist gemeiniglich vorsichtiger und behutsamer, er läßt sich so leicht nicht, als der, der nie gelitten hat, zur Ausschweifung am Tische und bey Vergnügungen verleiten. Daher kömmts vermuthlich zum Theil, daß man zarte Personen lange leben, und starke Leute früh sterben sieht. Daher die Unbehutsamkeit der Jugend, weil sie gemeiniglich noch nie die Folgen der Unvorsichtigkeit gefühlt hat. Man hat bemerkt, daß kränkliche Kinder, überhaupt genommen, verständiger als gesunde Kinder sind. Jene reden und urtheilen beynah wie Männer, nur schade, daß sie bald sterben.

Die Krankheiten haben uns zur Zergliederungs- und Scheidekunst, zur Kräuterkunde und mehreren vortreflichen Wissenschaften geführt. Wenn der Mensch keinen Schmerz leiden dürfte, würde er z. B keine Wahl der Speisen treffen; die erste beste Frucht, die ihm in die Hände fiele, wäre gut. Da es aber einigen übel bekommen ist, eine unbekannte Frucht zu essen; so hat ihr Unglück die andern behutsam gemacht; man hat sich also bemüht, die Früchte kennen und unterscheiden zu lernen. Andre haben bemerkt,

daß sie von ihren Schmerzen befreyt worden sind, nachdem sie gewisse Früchte oder Kräuter gegessen hatten; nun ist man auf diese heilsamen Gewächse aufmerksam geworden, und man hat sie kennen gelernt. Man ist begierig gewesen, die Natur der Krankheiten zu wissen, man hat Leichname geöffnet, zergliedert und untersucht. Wer würde, ohne diesen Beweggrund, es auf sich genommen haben, den Ekel vor Leichnamen zu überwinden? wer würde diesen übeln Geruch vertragen? So haben wir, durch Hülfe oder Antrieb unserer Leiden, einen Theil des großen Reichthums der Natur, und die Wunder unsers Baues kennen und bewundern gelernt.

Es giebt Leute, welche die geringste Unbequemlichkeit verdrießt und ungeduldig macht; sie erheben sogleich Klagen, als wenn sie schwere Leiden hätten. Andre wieder sind mitten unter heftigen Schmerzen ruhig und wohl gar heiter, und dies beweißt, daß unsre Leiden nicht sowohl von den Schmerzen, als von der Art sie zu ertragen abhängen.

Die Kranken haben manchen Trost und manche Erleichterung. Bey vielen Krankheiten verfällt man in einen fast beständigen Schlaf, wo man nichts weiß noch fühlt. Eine jede Erleichterung ist so angenehm, daß sie fast die schmerzlichen Augenblicke vergütet. Man macht sichs zur Pflicht, die Kranken zu besuchen, mit ihnen zu sprechen, und sie, so viel es ihre Kräfte zulassen, zu unterhalten. Das ist den armen Leidenden sehr angenehm, und macht sie einige Augenblicke ihre Schmerzen vergessen. Man eilt, ihnen auf alle ersinnliche Arten zu dienen und Erleichterung zu verschaffen.

Man bequemt sich nach ihren Wünschen, und sogar nach ihren Einfällen und ihrem Eigensinn. Bey der Genesung erbietet sich ein jeder, ihnen angenehme und gesunde Speisen zu verschaffen. Selbst unbekannte verweigern ihnen nicht, etwa guten Wein, den man bey dem Kaufmann nicht haben kann, oder sonst etwas seltenes, und auch wohl kostbares.

Das andre Geschlecht hat vorzüglich eine bewundernswürdige Geduld bey Abwartung der Kranken; die guten Geschöpfe wachen bey den Betten, pflegen die Patienten, und sind dabey unermüdet. Zehn Männer würden nicht leisten was ein Frauenzimmer thut. Ihre Güte und Gefälligkeit, ihre Besorgniß wegen der geringsten Kleinigkeit, die Sorgfalt, womit sie den Kranken berühren, macht, daß sie zu dieser traurigen und unangenehmen Bedienung vollkommen geschickt sind. Man sieht sie öfters bey einem Krankenbett mehrere Nächte nach einander wachen, sich selbst und Essen und Trinken und Schlaf über die Verpflegung des Kranken vergessen, und sich daraus ein Vergnügen machen, vornehmlich, wenn es einen Mann, einen Vater, ein Kind oder einen Bruder gilt.

Die Genesung ist ein unaussprechlich angenehmer Zustand. Alsdann fühlt man, wie gut es ist, nichts zu leiden, den freyen Gebrauch seiner Glieder und seine vollen Kräfte zu haben, die Schönheit der Natur zu sehn, und den Wohlgeschmack der Speisen zu empfinden. Dieses fühlt man nach einer langen Gesundheit wenig; man empfindet es aber recht inniglich, nachdem man dessen, durch Krankheit, beraubt gewesen ist.

Der Zustand der Genesung erfodert Behutsamkeit; Anstrengung, die Luft, besonders bey Kälte oder Regen, muß man vermeiden. Ein Mann genas von einem hitzigen Fieber; in den ersten Tagen gieng er einen Augenblick in der schönen Mittagssonne aus; es war gegen das Ende des Brachmonats, er fiel wieder zurück, und starb einige Tage darauf. Mit dem neuen Appetit muß man sich am meisten in Acht nehmen; es ist sehr gefährlich zu viel zu essen; und man ist sehr dazu geneigt, denn nach einer Krankheit ist man hungrig.

Fünfter Abschnitt.

Von der Seele und ihren Kräften.

Erstes Kapitel.

Von den Verstandeskräften.

Wenn man den Menschen mit den Thieren vergleicht, scheints beym ersten Blick, daß er, nach Verhältniß seiner Größe, das schwächste unter allen lebendigen Geschöpfen ist. Der Bär, der Löwe, der Wolf, der Hund, und sogar die Katze, können ihm furchtbar werden. Dies hat zwo Ursachen. Jedes Thier hat seine Waffen, Zähne, Klauen, Huf oder Hörner. Der Mensch hat keine, seine Zähne sind schwach und sein Mund klein, seine Nägel sind weder krumm, noch spitz, noch stark. Alle Thiere haben eine dicke harte Haut, und einige sind gar schußfest, wie der Elephant, das Flußpferd, das Rhinoceros, und der alte Eber. Keines fürchtet einen Faustschlag. Die Haut des Menschen ist zart, empfindet alles, alles dringt durch. Also ist er gegen die Thiere ohngefähr in dem Verhältniß, als ein Wehrloser gegen einen Bewaffneten und Bepanzerten.

Diese Blöße hat ihn gezwungen, sich Waffen und Wehren von aller Art zu machen. Stock und Stein

waren die ersten. Man erfand die Schleuder, um weiter zu werfen, der Stock wurde mit einer im Feuer gehärteten, knöchernen Spitze, mit einer Fischgräte, oder einem scharfen Stein versehn. Das sind noch die Waffen der rohen Völker. Darauf ist der Bogen gefolgt, hernach der Spieß, der Wurfspieß, der Degen, die Lanze, die Maschinen, welche centnerschwere Steine warfen, man deckte sich mit Panzern, Schilden und Helmen, mit ganzen eisernen Rüstungen, um sich vor Wunden zu schützen. Endlich ist das Pulver, und mit ihm viele neue Künste des Angrifs und der Gegenwehr entstanden. Die furchtbarsten Thiere, und die Kunst, sie zu überwinden, zu bändigen oder zu vertilgen, sind nunmehr ein Spiel für den Menschen, das er blos zum Vergnügen treibt, zum ernsten Geschäft ist es ihm zu wenig.

Man will doch behaupten, daß der Mensch wirklich die größte Kraft nach Verhältniß der Größe besitzt. Er kann sie durch Uebung vermehren. Ein Mensch, der zärtlich genährt und erzogen ist, und der keine schwere Arbeit thut, ist ziemlich schwach. Allein der Ackermann, derjenige, welcher ein schweres Handwerk treibt, wird stark, und bekommt eine harte Haut. Der Schmid hält ein Eisen, das wir nicht, ohne uns zu verbrennen, anrühren dürften. Der Lastträger hebt Pferdelasten, und Reisende erzählen noch erstaunenswürdigere Dinge von den rohen Völkern. Ein Läufer läuft ein Pferd müde, und der Amerikaner holt den Hirsch ein.

Die Geschicklichkeit giebt dem Menschen einen großen Vorzug. Er ist viel behender, als die Thiere; diese haben keine Hände zum greifen und halten, und

können zu ihrer angebohrnen Geschicklichkeit wenige hinzu erwerben. Der Mensch lernt auf allerley Art sich bewegen, auf Bäume klettern, mannigfaltige und schnelle Bewegungen machen. Man erzählt, daß es Menschen giebt, die es auf die Faust mit Hund und Wolf aufnehmen können, und daß Einige Bären zu Boden geworfen, und in ihren Armen erstickt haben. Von der Behendigkeit der Finger haben wir schon gesprochen.

Stärke und Behendigkeit hängen fast gänzlich von uns ab. Ein gesunder Mensch kann diese Eigenschaften dnrch Uebung und Arbeit erwerben, durch Unthätigkeit und Nachlässigkeit in Schwäche und Stumpfheit versinken lassen. Muth und Lust erhöhen die Kräfte, Zaghaftigkeit schwächt.

Es scheint, daß der Mensch, selbst der rohe Bewohner von Afrika und Indien, mehreren Schmerzen, als die Thiere, unterworfen ist, er besitzt aber auch die Kunst, sich Linderung zu verschaffen.

Der Mensch hat Kräfte, die von den Kräften der Thiere ganz verschieden sind, nemlich die Kräfte des Verstandes.

Wir unterscheiden die Dinge, die uns nahe liegen, und wir können sie uns in unserm Verstande, in ihrer Abwesenheit, vermittelst der Einbildung vorstellen, und das Gedächtniß erkennt sie wieder.

Man wird gewahr, daß die Thiere diese Kräfte auch besitzen. Der Hund kennt seinen Herrn, unterscheidet die Fremden, stellt sich die Jagd im Traum vor, und erinnert sich des Unterrichts und der Schläge, die er bekommen hat.

Die

Die Einbildung bleibt bey der Vorstellung des Gesehenen nicht stehn, sie bildet sich, durch Zusammensezzung, neue Bilder; sie stellt sich ein geflügeltes Pferd vor, dem Mahler die Züge eines Zornigen, dem Tonkünstler die Stimme eines Betrübten, und dem Dichter die Rede eines Bittenden. Dies kann kein Thier.

Unsre Vorstellungen haben nicht immer einerley Klarheit und Bestimmtheit. Man weiß wohl, daß man etwas gesehn hat; man stellt sich auch das Ding vor, allein nur dunkel, und so ohngefähr, als wenn man es bey Nacht sehn würde; man weiß nicht, was es ist. Man glaubt, etwas hier gesehn zu haben, und es war dort. Man weiß nicht, ob der Mensch, dem man begegnet ist, braunes oder blondes Haar, ein grünes oder graues Kleid, eine kurze oder lange Nase hatte; ob jenes Haus drey Stockwerk, und vier oder sechs Fenster in der Breite hat. Man hat ein Kraut gepflückt, und man weiß nicht, ob sein Stengel rauh oder glatt war, ob diese Blume ein langes Laub, und sechs oder acht Blätter hat. Man kann deswegen doch mehrentheils die Dinge selbst erkennen. Wer weiß z. B. genau die Zahl seiner Knöpfe, der Blätter einer Nelke, eines Lacks, oder einer Rose? Man weiß auch nicht mehr, wer es war, der in einer zahlreichen Gesellschaft dies oder jenes gesagt hat. Man hat mehrere Anekdoten gehört, man verwechselt die Personen und die Erzähler, und man bringt die Züge einer Geschichte in die andre.

Dies geschieht aus Mangel an Aufmerksamkeit, oder weil die Gegenstände in zu großer Menge sind. Es ist immer unmöglich, alles auf einmal zu sehn, zu

hören und zu beobachten, weil man immer eine Menge Gegenstände vor sich hat. Ich sehe, z. B. einen Menschen, man sollte sagen es wäre nur ein Gegenstand; es sind aber einige Tausende. Seine Gestalt, d. h. seine Größe, die Dicke seines Bauches, die Breite seiner Schultern, die Höhe seiner Brust, die Gestalt seiner Beine, seiner Füße, seiner Arme, die Länge und das Verhältniß seiner Finger, die Breite seiner Hand, die Farbe und Stärke seines Bartes und seiner Augenbraunen, die Länge seines Haares, die Farbe, die Aktion, die Größe seiner Augen, die Oefnung seines Mundes, die Größe und Gestalt seiner Nase, die Höhe seiner Stirn, ꝛc. Nun kommen seine Bewegungen, sein Gang seine Geschicklichkeit, seine Sprache, seine Kleidung; dieses alles besteht aus einer unendlichen Menge von Theilen; Tage lang gehörten dazu, dies alles zu betrachten, und man hat es nur einen Augenblick gesehn. Es waren hiermit zugleich Millionen Gegenstände da. Die Zusammenkunft geschah in einem Garten, da sah man Himmel und Wolken, da fühlte man Wind, Regen oder Sonnenhitze, es dufteten tausend Blumen; Gras, Bäume, Früchte, Gartengewächse boten sich zugleich dar; die Vögel sangen, eine beschwerliche Fliege stach, eine Bremse summte um die Ohren. Oder es war in einer Stube; da beschäftigte Hausgeräth, die Tapete, das Bett, das Canapee, eine Uhr, Schildereyen, Vorhänge unsre Augen; Reinlichkeit oder Schmutz, Ordnung oder Unordnung, Wohl- oder Uebelgeruch machten Eindruck; Hitze, Licht oder Finsterniß, die Aussicht auf die Straße oder auf den Garten theilten die Aufmerksamkeit. Wars möglich, auf

dies alles zu merken, alles zu betrachten, und sich von allem einen deutlichen und richtigen Begriff zu machen?

Dennoch können die Sinne durch die Uebung und Gewohnheit sehr geschärft werden. Der Tonkünstler unterscheidet alle Töne eines Concerts, der Mahler faßt ein ganzes Gesicht, eine ganze Lage des Körpers, eine ganze Leidenschaft, weil er geübt ist, alle Züge des Gesichts, und die Lage eines jeden Gliedes, in jeder Bewegung, zu unterscheiden.

Da die mehresten Menschen diese Schwierigkeit, richtig zu sehn und zu hören, niemals bemerkt haben, beobachten sie nicht mit der gehörigen Sorgfalt. Sie sehn und hören obenhin, erzählen und betheuren, was sie gehört und gesehn zu haben glauben, weil die Sache in ihrer Gegenwart vorgieng. So geschiehts oft, daß sie Unwahrheiten sagen, ob sie gleich von der Wahrheit ihrer Rede überzeugt sind; und für Lügner oder Unbesonnene gehalten werden können. Unterrichtete und verständige Leute merken auf das, was sie wichtig genug glauben, um gesehn und behalten zu werden, und übersehn das übrige, weil man nicht alles fassen kann; und wenn ihnen etwas entwischt ist, wenn sie davon nicht recht versichert sind, so schweigen sie. Solchen glaubt man aufs Wort.

Die Einbildung kann uns abwesende Gegenstände, oder wohl gar ihre eigene Phantasien, so lebhaft vorstellen, daß wir sie einen Augenblick für die Wahrheit, d. i. für wirkliche und gegenwärtige Dinge halten, so daß wir nie ohne Mühe aus dem Irrthum kommen. Dies ist der Fall der Träume, der Phantasien der Kranken und der Wahnwitzigen.

Ein Mensch sieht im Traum Abwesende, oder wohl gar Verstorbene; er spricht mit Königen und Fürsten; findet große Summen, spaziert in bezauberten Gefilden, plötzlich befindet er sich in entfernten Gegenden, fliegt durch die Luft, sieht Ungeheuer, die ihn verschlingen wollen. Mit dem Kranken ists ohngefähr einerley.

Der Wahnwitz ist nichts anders, als eine irrige Vorstellung, welche die Einbildung so lebhaft ausmahlt, daß sie sich an alle andre heftet und über sie herrscht. So fantasirt der eine, er sey König oder Fürst; ein andrer, er werde gehaßt, verfolgt, er schwebe in der äussersten Gefahr. Beyde handeln nach ihrer Vorstellung. Jener spricht mit Stolz, ertheilt Befehle, putzt sich mit Lumpen oder Papierschnitzen aus, die er seine Tressen, sein Ordensband, seinen Stern nennt. Dieser ist ängstlich, sieht sich schüchtern um, ob nicht Häscher hinter ihm sind; geht leise und in Eile, versteckt sich, und gukt sich nach allen Seiten um, ehe ers wagt wieder hervorzutreten. Ein solcher ist, wie ein andrer, verständig, so lange man den Punkt seiner Schwärmerei nicht trift. Man pflegt diese armen Menschen einzusperren, damit sie nicht beschwerlich fallen, und macht sie unglücklich.

Es giebt eine Art Wahnwitz, die nur einen Augenblick währt; nemlich wenn die Einbildung, stark von einem Gegenstand eingenommen, uns denselben vergegenwärtiget. So können Manche, wenn sie stark an einen Abwesenden oder Verstorbenen denken, ihn den Augenblick, sogar bey hellem Tage sehn. Die mehresten erschrecken über solche Erscheinungen, wenden die Augen weg, und versichern, daß sie etwas gesehn haben.

Daher so viele Gespenstergeschichten. Verständige Leute aber, die bey Sinnen geblieben sind, haben genau zugesehn, untersucht, und erkannt, daß das Gespenst in ihrem Gehirn war. Daß die Einbildung Krankheiten machen und heilen kann, ist schon gesagt worden.

Die Wallung des Blutes erhitzt die Einbildung. Wer im Schrecken oder Zorn schreit, sich bewegt, kann dadurch die Leidenschaft bis zur Ohnmacht, zur Verzukkung und Raserey erheben. Wer das weiß, hütet sich davor, und wird viel eher ruhig. Diese Macht des Blutes und der Einbildung machts, daß man durch eine bloße Vorstellung, ein Gemälde, eine Erzählung, durch den Ton der Musik betrübt, niedergeschlagen, erschrokken, erzürnt werden kann. Durch diese Künste werden die Gebehrden, die Sprache, der Ton des Zürnenden, des Betrübten, des Erschrockenen nachgeahmt; Zuschauer und Zuhörer sind auf die Vorstellung aufmerksam, die Phantasie erhitzt sich, und die Sache selbst wird vergegenwärtiget.

Das Gedächtniß ist getreu, wenn es uns die Dinge so erinnert, wie wir sie gekannt haben; wenn es aber solche verändert, heißt es ungetreu; es ist stark, wenn es lange etwas behält, und schwach, wenn es leicht vergißt. Manches Gedächtniß kann vieles fassen; selten aber hat eines alle diese Eigenschaften zusammen. Wir vergessen, wir verwechseln die Gedanken, zumal wenn diese sich häufen. Wer diese Fehler des Gedächtnisses nicht kennt, verläßt sich auf dasselbe, glaubt eine Sache zu wissen, weil er sie vormals gewußt; spricht, entscheidet, erzählt verkehrt. Auch diese können für

Lügner oder Unwissende gehalten werden.' Die Uebung stärkt das Gedächtniß; wenn wir eine Klage dawider haben, so ists gemeiniglich unsre Schuld. Krankheiten können es erstaunlich verderben; man hat Leute gesehn, in einer Krankheit, die Namen der gemeinsten Dinge, ja selbst ihren eignen Namen vergessen. Das hohe Alter thut dieselbe Wirkung.

Die Vorstellungen, die wir durch die Sinne, nemlich durch das Gesicht, den Geschmack, den Geruch, das Gehör und das Gefühl erhalten, machen nicht unser ganzes Wissen aus. Wir verschaffen uns noch intellectuelle Begriffe, d. h. solche, die man gar nicht vor die Sinne stellen kann, und die man nur denken muß, als, z. B. der Begriff von der Güte. Man sieht wohl ein Ding, das gut ist; das Gute, das es wirkt, sieht man auch, als, z. B. ein gutes Messer, und daß es leicht schneidet; oder Brod, und das Vergnügen, es zu essen, seine gute Wirkung, die Nahrung, dies alles sieht oder fühlt man, die Güte aber nicht. Eben so ists mit dem Nutzen, der Unordnung, Tugend und Laster, Klugheit und Thorheit ꝛc.

Wir sehen Brod, das gut ist, ein Messer, das gut ist, ein Kleid, das gut ist; alle diese Dinge haben eine gewisse Aehnlichkeit, die darin besteht, daß sie Dienste leisten, oder gut sind. Nun betrachten wir diese Aehnlichkeit allein, und ohne die Dinge, in welchen sie sich befindet, und nennen sie die Güte, die wir hernach in verschiedenen Dingen wieder finden, und mit demselben Namen belegen. So entstehn intellectuelle Begriffe.

Alle Worte der Sprachen bedeuten in ihrer Unbestimmtheit solche Begriffe. So heißt: der Mensch: nicht Dieser oder Jener, sondern alle, die den Nahmen führen, weil sie eine gewisse Aehnlichkeit haben, die man die Menschheit nennt. Ente; bedeutet ebenfalls die Aehnlichkeit zwischen gewissen Wasservögeln. Das Gehen, seh ich nicht, aber wohl Einen, der da geht. Die Worte dieser und dies bedeuten auch nur eine Aehnlichkeit; nemlich die Gegenwart eines Gegenstandes, den ich zeige, denn es bedeutet bald Peter, bald Jakob, bald einen Hund, bald ein Pferd, bald einen Baum, bald ein Haus und bald einen Felsen oder jedes andre Ding. Die Aufmerksamkeit auf unsre Gedanken, wodurch wir diese Aehnlichkeiten fassen, heißt Nachdenken, oder auch Reflexion.

Diese Kraft, die Aehnlichkeiten von den Dingen abzusondern, und zusammen zu bringen, um einen Begriff daraus zu machen, scheint den Thieren gänzlich zu fehlen; und daher kommts, daß sie keine Sprache haben. Freylich wissen sie sich mit denen von ihrer Art zu verständigen, doch aber nur durch Laute, welche Schmerz, Freude, Zorn oder Furcht ausdrücken, nicht aber durch Worte, die Begriffe bedeuten. Ein Hund giebt zu verstehn, daß er leidet; kann uns aber mit seinem Winseln nicht erklären, ob er geschlagen, gebissen, gebrannt worden ist, oder Bauchgrimmen hat. Er liebkoset seinen Herrn und erweiset ihm Liebe; er kann aber nicht ausdrücken, ob es Gewöhnung oder Dankbarkeit ist. Einige Vögel sagen Worte, sprechen aber nicht, d. h. sie drücken keine eignen Gedanken aus, und wissen die Bedeutung der Worte nicht. So sa-

gen der Papagey, die Elster, ꝛc.: guten Morgen; Morgens und Abends, und: Semmel; ohne welche zu verlangen, oder zu mögen ꝛc.

Wir sind so gewohnt, die Dinge von ihren Eigenschaften zu trennen, daß wir sie immer als getrennt betrachten, und sie nachher durch das Nachdenken wieder verbinden; wir sagen, z. B. nicht: Brod gut, sondern: sondern: das Brod ist gut. Woraus man sehen kann, daß wir den Begriff Gut, und den Begriff Brod, jeden allein denken, beyde vergleichen, und letzterem den Begriff gut, den wir anderswo hergenommen haben, zuschreiben. Das heißt urtheilen. Urtheilen heißt also, einem Dinge eine Eigenschaft, die wir darin entdecken, zuschreiben. Der Unachtsame irrt sich, und urtheilt unrichtig.

Es giebt Dinge, die uns nicht zur Hand sind, als die Gestirne, entfernte Gegenden, Menschen und Thiere, außer dem Fleck der Erde, in welchem wir uns befinden, Dinge, die in der Erde oder tief im Meer verborgen liegen. Es giebt auch in den Dingen, die wir sehn, verborgene Eigenschaften. Alsdann urtheilen wir von den entfernten Dingen, aus gewissen Aehnlichkeiten mit den uns naheliegenden, die wir darin wahrnehmen; und von den verborgenen Eigenschaften, aus gewissen Zeichen, die wir bemerken. Wir sehn weder die Größe noch die Entfernung der Sonne, des Mondes, der Sterne. Von ihrer Entfernung urtheilen wir folgendermaßen. Man sieht einen Menschen weiter, als einen Hund, weil jener höher ist. Einen Baum sieht man noch weiter, und noch weiter einen Thurm; diesen aber verliert man eher aus den

Augen, als einen Berg. Wir haben daraus geurtheilt, daß man ein Ding desto weiter sehn kann, je höher es ist, und daß es desto höher ist, je weiter man es sehn kann. Nun wissen wir, daß man dieselben Gestirne tausend Meilen von uns zu gleicher Zeit mit uns sieht; so weit kann man aber keinen Thurm, keinen Berg, keine Wolke sehn; daraus ziehn wir den Schluß, daß die Gestirne weit höher seyn müssen. Nach und nach ist man durch Kunst dahin gekommen, diesen Abstand ohngefehr zu bestimmen; und aus dem Abstand haben wir auf ihre Größe geschlossen, die unendlich den Anschein übertrift; und diese Größe lehrt uns die Kunst ungefehr auch aus dem Grunde bestimmen, daß ein Ding desto kleiner scheint, je weiter es entfernt ist.

In den Urtheilen, wovon die Rede vorhin war, sind nur zwo Gedanken; z. B. das Brod ist gut; Brod und Gut; ich vergleiche den Gedanken Brod mit dem Gedanken gut, und verbinde sie. Hier aber sind die beyden Begriffe Gestirn und Entfernung nicht zureichend, weil ich die Entfernung nicht deutlich sehe. So muß ich also zu einem dritten Begriff meine Zuflucht nehmen: Je höher ein Ding steht, desto weiter sieht mans. Ich mußte diese Eigenschaft der Gestirne, daß man sie weit sieht, kennen lernen, um daraus schließen zu können, daß sie sehr hoch über uns, oder sehr weit von der Erde entfernt sind. Von ihrer Größe konnte ich auch nicht eher urtheilen, als bis ich ihren Abstand wußte. Diese Art zu urtheilen heißt schließen.

Wir schließen auch, wann wir von Dingen aus ihren Eigenschaften oder ihren Zeichen, aus ihren Ur-

sachen oder Wirkungen, oder aus ihren Aehnlichkeiten urtheilen. Mit einem Wort, jedes Urtheil, welches seine Begriffe nicht unmittelbar vergleicht, ist ein Schluß. Also schließen viele Leute aus dem Lichte und der Hitze der Sonne, daß sie Feuer ist, weil das Feuer beyde Eigenschaften hat. Andre zweifeln daran, daß sie Feuer sey, weil sie andre Aehnlichkeiten sehn, woraus sie ihre Schlüsse ziehen. Man sieht einen gesunden Menschen, der sich gut aufführt; man schließt, daß er lange leben und gesund bleiben wird. Zwey Menschen sind gegen einander aufgebracht. Dem einen stößt ein Unfall zu. Wird ihm jener helfen? Der eine urtheilt: Nein, weil jener aufgebracht ist; Andre aber wissen, daß er gewöhnlich gütig ist, leicht vergiebt und Mitleid empfindet; diese urtheilen: Ja. Dies sind Schlüsse aus Ursachen und Wirkungen; hier sind welche aus Zeichen. Man sieht aus einem Dach einen starken Rauch aufsteigen; daraus schließt man, daß ein großes Feuer da seyn muß, und man befürchtet eine Feuersbrunst. Die Luft ist stickend und mit Wolken beladen, da erwartet man ein Ungewitter. Schlüsse, welche sich auf die Aehnlichkeiten der gegenwärtigen mit den uns schon bekannten Dingen gründen, heißen analogische Schlüsse; weil die Aehnlichkeit Analogie heißt.

Diese Aehnlichkeiten sind immer sehr unvollkommen, und deswegen führen sie uns oft irre. Viele tausend Jahre hat man die Sonne und andre Gestirne gesehn, ohne ihren Abstand und ihre Größe zu vermuthen. Es ist nicht viel über zweytausend Jahre her, daß ein Weltweiser mit großer Ehre belegt wurde, weil

er gesagt hatte, die Sonne sey größer, als ganz Morea. Feuer glänzt und leuchtet, das thun auch der Phosphorus, faules Holz, die Schuppen und Eingeweide gewisser Fische, die Augen vieler Thiere, die Johanniswürmchen und ein amerikanischer Käfer. Alles, was glänzt, ist also nicht Feuer. Holz, Steine, Metall erhitzen sich, wenn man sie heftig reibt, und es ist doch kein Feuer zu sehn. Also kann Hitze ohne sichtbares Feuer seyn. Der Rauch ist ein Zeichen des Feuers; nicht immer. Mist, Kalk, wenn man ihn löscht, kaltes Wasser im Winter geben Rauch. Man kann auch für Rauch ansehn, was nicht Rauch ist, als Dunst, Staub, einen Mückenschwarm, der weit entfernt ist. Dies macht die Kenntniß der Krankheiten, und die Anwendung der Arzneykunst so unzuversichtlich, weil man die Krankheiten nicht sieht, sondern davon nur aus öfters zweydeutigen Zeichen urtheilen kann. Die Urtheile, über das vermuthliche Thun oder Lassen der Menschen, sind vielleicht noch ungewisser. Was sie hundertmal in ähnlichen Fällen gethan haben, werden sie vielleicht heute nicht thun; entweder, weil sie sich anders besonnen haben, oder weil unmerkliche Ursachen sie anders bestimmen. Selbst vom Vergangenen kann man nicht mit Sicherheit urtheilen. Ein Mensch wird vor dem Richter oder andern Personen, die er ehrt, eines Vergehns beschuldigt, und scheint furchtsam und beschämt. Nun verurtheilt man ihn auf seine Bestürzung. Vielleicht hat man Recht; vielleicht irrt man sich aber auch. Das Erstaunen, der Schmerz über die Verläumdung, können ihn bestürzt machen, und ihm die Zuversicht rauben, die ihm seine Unschuld geben sollte. Ein an-

drer äußert Zuversicht; man kann daraus noch nicht auf seine Unschuld schließen, vielleicht ist er nur frech.

Wir haben drey Mittel, Kenntnisse zu erlangen. 1) Die Sinne, oder die Erfahrung. Die Sinne lehren uns, was außer uns vorgeht; die Empfindung, was in uns ist, den Schmerz, das Vergnügen, das Denken ꝛc. 2) Das Nachdenken, das unsre Gedanken beobachtet, ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten bemerkt, neue Begriffe daraus bildet, und uns Dinge lehrt, die unsre Sinne nicht erreichen. Von diesen beyden, und von ihren Irrungen haben wir gesprochen. 3) Den Unterricht, oder die Mittheilung der Kenntnisse andrer Menschen. Diese hat große Vorzüge. In unserm Zustande brauchen wir eine unendliche Menge von Kenntnissen. Ein Mensch, der in den Wäldern lebt, darf nur seine Nahrung auf den Bäumen oder auf der Erde finden, seine Speise von einigen geschmacklosen, oder schädlichen Pflanzen zu unterscheiden, sich vor dem Wetter in eine Felsenkluft, oder in einen hohlen Baum zu verbergen, und vor den wilden Thieren, die sich um ihn finden möchten, zu schützen wissen. Das ist seine ganze Wissenschaft. Wir aber müssen auf eine nützliche und angenehme Art arbeiten können, damit uns die andern an ihrer Arbeit Theil nehmen lassen mögen, und diese Arbeit muß mit Kunst und Anmuth prangen. Wir müssen mit den Menschen zu leben wissen: d. h., vor der List und Gewalt der Uebelgesonnenen uns verwahren, uns in den Geschmack und Eigensinn Aller schicken, um ihr Wohlwollen zu erwerben; bey der Menge und Verschiedenheit von Gütern die schädlichen Dinge und Misbräuche

vermeiden. Irrthum ist uns gefährlich, nicht so dem Huron und Feuerländer. Es ist uns also sehr wichtig, die Wahrheit zu kennen, und viele genaue Kenntnisse zu erwerben. Unmöglich könnte ein jeder durch Erfahrung oder Nachdenken alle diese Kenntnisse sammeln, er würde mitten unter seinen Versuchen sterben, und seine Erfahrungen würden ihm den Tod bring n.

Also ist diese Mittheilung sehr nützlich, und sogar nothwendig. Dadurch nützet ein jeder die Erfahrungen und das Nachdenken Vieler, ja gar der Vorgänger und der verflossenen Jahrhunderte. Die Schriften der Alten lehren uns ihre Wissenschaften, und in den Künsten werden uns von einem Geschlecht zum andern di Erfindungen, die Werkzeuge und die Handgriffe, deren Nützlichkeit und Leichtigkeit bewährt ist, überliefert.

Leicht und kurz ist dies Mittel. Theuer müssen wir die Lehren der Erfahrung bezahlen: denn wir können nie den Irrthum entdecken, und das Nützliche erkennen, ohne den Schaden des Irrthums und der Fehler zu empfinden. Man kann aber ohne Gefahr lernen und behalten, was uns andre von dem Guten und Bösen, Nützlichen und Schädlichen lehren. Man sagt uns, daß solches Betragen, solches Ding Diesem oder Jenem Schaden gethan hat, wir aber empfindens nicht, wenn wir die Lehre annehmen und nutzen wollen.

Der Weg der Erfahrung ist lang. Ich kann diese oder jene Speise nur alsdann versuchen, wann ich hungrig bin, was höchstens zwey bis dreymal täglich geschieht. Ich kann auch nur immer einerley auf einmal versuchen, damit ich nicht etwa der einen Speise den Schaden zuschreibe, den mir jene gethan hat. Wenn

ich nun einige Beschwerde nach dieser oder jener Speise empfinde, so weiß ich noch nicht, ob diese Speise daran Schuld ist, oder ob es an dem Zustande meines durch andre Ursachen geschwächten oder verdorbenen Magens liegt. Das Nachdenken kommt auch gemeiniglich erst nach schädlichen Irrungen und Fehlern, die uns warnen, uns in Acht zu nehmen. Es geht in seinem Vergleichen langsam, und man muß schon sehr geübt seyn, um zu wissen, was man beobachten soll, und was man übersehn kann. Gesetzt, ein junger Mensch soll auf seine eignen Erkenntnißmittel beschränkt, durch Nachdenken lernen, wie es anzufangen ist, das Wohlwollen eines Mannes zu erwerben, von welchem er sein Glück erwartet. Ehe er sich sagen kann: Ich will des Mannes Gewogenheit gewinnen, muß er erst wissen, daß man solche zuweilen nicht hat, und daß ein Mann nicht sogleich sein Zutrauen und seine Liebe hingiebt. Und wie wird er dies lernen? Nicht anders, als durch die Bemerkung, daß er schon jemandes Zuneigung verfehlt hat. Hat er nun dieses entdeckt, so ist die Frage: wie gewinnt man die Zuneigung, d. h. wie macht man sich Andern angenehm? Er wird schon weit seyn, wenn er bemerkt hat, daß man ein schönes Gesicht gern sieht, daß Reinlichkeit und Schicklichkeit der Kleidung angenehm sind, daß Geschicklichkeit und ein gutes Verhalten Achtung erwerben, und daß man denjenigen liebt, der höflich und gefällig ist. Was ihm aber gefällt, wird das auch jenem Gönner gefallen? Noch zweifelt er daran nicht, und gewiß irrt er sich. Denn ein ernster Mann achtet die Schönheit des Gesichts wenig, und verachtet den Putz.

Was für einen jungen Menschen Geschicklichkeit ist, ists für einen erfahrenen Mann noch nicht; und die simple und treuherzige Höflichkeit, die unserm Jüngling gefällt, ist nicht die ehrerbietige Höflichkeit, die er für einen Mann im Amte haben muß. Das weiß unser Jüngling noch nicht; er handelt nach seinen Einsichten, und verstößt. Nun weiß er nicht, woran er ist; er sieht mit Bestürzung, daß er den Zweck verfehlt, daß er zurückgekommen ist. Was ist an diesem übeln Erfolg Schuld? Er wird lange nachsinnen, ehe es ihm einfällt, daß er das Betragen derjenigen beobachten muß, die die Kunst zu gefallen besitzen. Endlich hat er diese Entdeckung gemacht; er legt von neuem die Hand ans Werk; er beobachtet. Eine Menge Menschen stehn mit seinem Gönner in Verbindung. Er sieht, daß der eine dem Gönner Zutrauen beweist, weil er sein Freund, sein Verwandter ist, oder weil er ihm wesentliche Dienste geleistet hat. Unser Jüngling sieht das Zutrauen, weiß aber das übrige nicht. Er sieht andre, die fast vertraut mit dem Manne umgehn, und willkommen sind; es sind Jünglinge, wie er, das weiß er aber nicht, daß dieses die Söhne der Vorgesetzten des Mannes sind. Er sieht Andre, die unterthänig, dienstfertig sind, und nichts erhalten. Das weiß er nicht, daß diese den Gönner abgeneigt gemacht haben. Wem wird er nun nachahmen? zuverläßig den begünstigten. Da irrt er wieder; und vielleicht wird er niemals seinen Irrthum entdecken, wenn ihm nicht jemand hilft.

Das Nachdenken kann nur immer auf einen Fall, wie er vorfällt, angewandt werden. Dieser Gang ist langsam, wie man aus obigem Beyspiel ersehn kann.

Viele Erfahrungen, und viele Betrachtungen Andrer können in wenigen Augenblicken mitgetheilt werden. Dieser Weg ist unendlich kürzer. Die Bequemlichkeit des Unterrichts macht, daß mancher dabey stehn bleibt, ohne selbst zu beobachten und nachzudenken.

Der Unterricht geschieht auf verschiedene Art. Die Künste und Handwerke, welche Sammlungen von Beobachtungen und Versuchen über gewisse Dinge sind, werden mehr durch Uebung als mündlichen Unterricht gelehrt. Ein Mann, der seine Kunst versteht, und Meister heißt, nimmt Jünglinge in seine Werkstatt, läßt sie unter seinen Augen arbeiten, und zeigt ihnen, wie sies machen sollen. Diese Lehrart hat den Vortheil, daß sie zugleich mit dem Unterricht die Gewöhnung verbindet. Der Lehrling weiß nicht, warum er dieses oder jenes thut, er lernt es aber leicht und geschwind thun; er weiß die Handgriffe nicht zu wählen, man lehrt ihn nur die, die für die besten gehalten werden. Viele Meister wissen selbst weiter nichts. Dies heißt mechanisch arbeiten, und ist der Fall der meisten Handwerker, die selten etwas mehr, als die erlernten Handgriffe wissen, und selbige nur aus dem Grunde thun, weil man sie so abgerichtet hat. Wenn man von ihnen etwas verlangt, das sie noch nie gemacht haben, sind sie in großer Verlegenheit. Es giebt aber weiche, die weiter gehn; solche werden geschätzt und geehrt, und haben reichliches Brod.

Ein andrer Unterricht geschieht in den Schulen, oder besondern Lektionen. Ein Lehrer lehrt die Jugend, was er von Andern, oder durch eigne Erfahrung gelernt hat. Dies geschieht entweder durch Unterredung,

wenn

wenn er z. B. etwas aus der Staats- oder Naturgeschichte erzählt; oder durch Uebung, als wenn er sie zeichnen, schreiben, tanzen, reiten lehrt.

Die Bücher sind bestimmt uns zu lehren, was die Entfernten und Verstorbenen gedacht und erfahren haben. Auf diese Art wissen wir die Gedanken und Wissenschaften derer, die einige tausend Jahre vor uns gelebt haben.

Erfahrene Leute geben ihren Freunden und der Jugend Rath, und man theilt in der Unterredung einander die Kenntnisse mit.

Freylich haben alle diese Lehrarten Fehler, die sie unvollkommen machen. Alle Lehrer der Künste oder Wissenschaften, diejenigen, die Bücher schreiben, die Erfahrenen, — alle können irren, können unrecht gesehn und gehört haben, und das geschieht oft. Es ist ausgemacht, daß ihre Irrthümer sich in ihren Unterricht einschleichen, und auf ihre Schüler sich fortpflanzen. Wir finden auch in Büchern eine Menge Lehren, deren Unrichtigkeit offenbar ist. Die Alten redeten in der Naturgeschichte von Einhörnern und vom Phönix, sie stellten das Nilpferd wie ein Pferd vor. Die Schüler und Leser trauen gemeiniglich dem Lehrer oder dem Buche, nehmen ihre Lehren ohne Mistrauen und ohne Prüfung, und zugleich ihre Irrthümer an. Wenn das Buch aus dem Alterthum ist, so ist die Ehrfurcht noch größer; und geht wohl so weit, daß man seine eignen Sinne, Erfahrungen und Einsichten, die dem Buche widersprechen, verwirft. So wollten die Aerzte des vorigen Jahrhunderts den Umlauf des Bluts, den tausend Erfahrungen bestätigen, durchaus nicht annehmen;

weil die Aerzte des Alterthums nichts davon gesagt hatten. So lehren noch viele gelehrte Leute, daß die Erde von Gott verflucht sey, weil man dies vor diesem lehrte, und widerstehn hartnäckig der Erfahrung, die sie täglich von ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit haben. Es ist billig, die Alten zu ehren, aber jene Verehrung ist der gerade Weg zum Irrthum; da untersteht man sich nicht, zu ihren Lehren zuzusetzen, und solche weiter auszuarbeiten, da man doch die Vorgänger natürlicherweise übertreffen müßte, wenn man immer zu ihren Erfahrungen und Betrachtungen die seinigen hinzu thäte. Oefters wird der Unterricht schriftlich und mündlich mit vieler Nachlässigkeit ertheilt. In den gemeinen Unterredungen ist man noch nachlässiger, man giebt sich wenig Mühe nachzudenken, und deswegen kann man noch mehr irren. Auch stecken eine Menge Irrthümer in unsern Kenntnissen.

Man kann ohne die geringste Aufmerksamkeit lesen, oder dem Unterricht beywohnen. Oefters liest man einige Seiten eines Buches, ohne ein Wort davon zu wissen, weil man unterdessen an etwas ganz anders denkt. Noch leichter ists einer Rede nicht zuzuhören. Es ist klar, daß hierbey kein Unterricht statt findet. Die Jugend ist zu dieser Zerstreuung sehr geneigt, weil sie die Wichtigkeit des Unterrichts nicht kennt; sie hat noch nie die Schädlichkeit des Irrens und Fehlens empfunden, und was man ihr davon sagt, rührt sie nicht. Die Erfahrung muß dem Unterricht den Weg bahnen, sonst bedeutet dieser nicht viel. Es ist ausgemacht, daß man aufmerksam seyn muß, wenn man

den Unterricht nutzen will. Hierin ist die Erfahrung vortreflich, sie erlaubt keine Zerstreuung.

Mehrentheils kann die Jugend den Unterricht nicht begreifen. Man sagt ihr, z. B., daß der Reichthum seinen Besitzer nicht glücklich macht. Wie kann sie das begreifen, sie, die eine Kleinigkeit erfreut, die so sehr zum Vergnügen geneigt ist, und die da sieht, daß man mit Geld jede Phantasie befriedigen kann? Noch nie ist sie Mann gewesen, und kann also nicht wissen, daß der Mann etwas anders als das Kind wünscht, daß er weniger zur Fröhlichkeit aufgelegt ist, und was er eigentlich Glück nennt. Oder sie verfällt ins andere Extrem, und glaubt, wie Cyrus, daß der Wein Gift sey Fast immer thut der mündliche Unterricht zu wenig oder zu viel, selten paßt er recht.

Vortreflich, vollkommen ist er aber für den, der aus Erfahrung den Werth der Lehre kennt, darauf merkt, sie recht begreift, bestimmt, und durch Nachdenken entwickelt. Wer das thut, hat von dem Unterricht einen großen Nutzen. Die Jugend kann hierin etwas thun, das männliche Alter aber ist die rechte Zeit zum Lernen. Auch sieht man, daß alles Fleißes, den man auf den Unterricht der Jugend und Kindheit wendet, ohnerachtet, diese höchstens sich zum lernen und wissen vorbereitet.

Es giebt Menschen, die lebenslang unfähig sind, nachzudenken und Kenntnisse, welche einige Anstrengung kosten, zu erlangen Man nennt sie stumpfsinnig, oder dumm. Fast alle Menschen können leicht dieses oder jenes lernen, und begreifen etwas anders nur schwer. Dieser, z. B., lernt leicht die Geschichte, die Geogra-

phie und Sprachen, kann aber im Rechnen und in der Meßkunst nicht fortkommen. Mit einem Andern ists umgekehrt.

Die Vortheile, welche wir von den Wissenschaften haben, sind unglaublich groß. Die Naturkenntniß setzt uns, z. B. über manche Schrecken hinweg, die den Unwissenden hart quälen. Der Unwissende ist bange vor Hexen, Gespenstern, Donner, vor Kröten, vor Schlangen, vor Eidexen, das geringste kann ihm Schrecken und Angst einjagen; und Angst und Schrekken sind gar keine angenehme Empfindungen. Der Naturgelehrte fürchtet kein Gespenst, keine Hexe, weil er weiß, daß es keine giebt; er fürchtet keine Eidexe und keine Kröte, weil er weiß, daß sie kein Gift haben und keinen Schaden thun können; unter den Schlangen weiß er welche giftig sind und hütet sich davor, die andern läßt er in Ruh hinkriechen und sieht mit Vergnügen auf ihre künstlichen Bewegungen. Den Donner fürchtet er wenig, und wenn er will, weiß er sich davor zu schützen. In der Naturgeschichte und Naturlehre lernt man die Schädlichkeit und Brauchbarkeit der Dinge kennen, so daß der Gelehrte sich vor manchen Schaden hüten, manche Vortheile erwerben kann, von welchen ein andrer nichts weiß. Der Verfasser hat einen gelehrten Landmann gesehen, der aus alten Pferden, die kein Mensch weiter zu brauchen wußte und die man für drey oder vier Mark verkauft, noch zehn Reichsthaler zu machen weiß; er weiß alles zu nützen, Haut und Haare, wie jedermann; aber auch, wie kein andrer, die Knochen, die Eingeweide, das Fleisch, das Horn am Hufe; nichts geht bey ihm ver-

lohren. Denselben Fleck Landes, wo der gemeine Ackermann kaum drei Thaler gewinnt, weiß der gelehrte Ackermann zu fünf, zu acht, zu zehn Thalern und drüber zu nützen. Der Gelehrte weiß sich vor Krankheiten besser als der Ungelehrte zu schützen, er weiß sich besser zu erhalten; er weiß sich besser und leichter von Krankheiten zu befreyen. Der Handwerker, der Kenntnisse hat, kann seine Arbeit besser, leichter, schöner als kein andrer machen; wird mehr Kunden bekommen und mehr Geld verdienen. Ueberall sind die Wissenschaften nütze, wenn man nur aus der Menge derselben den Theil, den man brauchen kann, zu wählen, recht zu fassen und gründlich durchzudenken weiß. Denn Wissenschaften helfen nichts, sie schaden vielmehr, wenn man sie nicht richtig faßt, gehörig durchdenkt und an dem rechten Ort anwendet; und sie sind viel zu weitläuftig als daß ein Mensch sie ganz umfassen könnte. Den Dummen machen die Wissenschaften zum Narren; wie eine nahrhafte Speise einen schwachen Magen krank macht, der ohne diese Speise gesund seyn würde.

Zweytes Kapitel.

Von dem Willen.

Wir entschließen uns, wir nehmen uns etwas vor, wir verwerfen gewisse Dinge. Es wird uns, z. B., ein Vergnügen vorgeschlagen; gern würden wir es geniessen, allein, wir haben Geschäfte, das Vergnügen ver-

ursacht Aufwand; ein kranker Freund hat uns gebeten, ihm Gesellschaft zu leisten. Nun untersuchen wir, was wohl zu thun sey. Vergnügen ist angenehm; das ist eine Ursach es zu wählen. Allein die Arbeit muß fertig gemacht werden; dies ist ein Grund, bey der Arbeit zu bleiben, und das Vergnügen fahren zu lassen. Wir können nun dies oder jenes wählen, und nach getroffener Wahl derselben gemäß handeln; d. h. wir gehn dem Vergnügen nach, oder wir bleiben bey der Arbeit, unserm Entschluß zufolge. Dies Vermögen zu wählen, und der Wahl gemäß zu handeln, heißt die Freyheit; die wählende Kraft, der Wille, und die Ursachen, warum wir wählen, Beweggründe.

Allemal richtet sich unsre Entscheidung nach unsern Begriffen vom Guten und Bösen. Das Gute wählen, und das Böse verwerfen wir. Also richtet sich unser Wille nach unsern jedesmaligen Kenntnissen; sind diese richtig, kennen wir das Gute und Fehlerhafte der Dinge, so wählen wir allemal das Gute, und verwerfen allemal das Böse. Wer aber für gut oder böse hält, was es nicht ist, der irrt nothwendig in seiner Wahl, verwirft das Gute und wählt das Böse, so oft er irrt. Aus diesem Grunde ists so sehr wichtig, viele richtige Kenntnisse zu erwerben; deswegen ist der Irrthum so gefährlich. Es giebt freylich gleichgültige Irrthümer, die sowohl als die entgegengesetzten Wahrheiten, weder nützen noch schaden. Was ist daran gelegen, ob ich mich irre, indem ich einen Habichtsnasigten für einen Stumpfnasigten, ob ich Alexandern von Macedonien für einen König von Sparta halte, oder Frankreich nach dem Morgen verlege? Der Reisende

aber könnte ungestraft in letzteren Irrthum nicht verfallen. Ein Mädchen darf nicht, ohne hart bestraft zu werden, sich in dem Charakter desjenigen, der sie zur Ehe verlangt, irren, und ihn für einen verständigen und gesitteten Menschen halten, da er ein lasterhafter Schwelger ist.

Die Menschen irren über das Gute und Böse selbst nicht so sehr, als über das Maas von beyden. Man sieht, z. B., wohl, daß der Reichthum gut ist, d. h. daß er Vergnügen verschafft, weil man durch denselben allerley Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten erwerben kann. Man weiß aber nicht sogleich, in welchem Maas er gut ist, und was er für Mängel und Beschwerden hat. Man bildet sich ein, daß der Reiche immer das Vergnügen empfindet, das ein Armer empfinden würde, wenn man ihn plötzlich zum reichen Mann machte. Man weiß nicht, daß die Gewöhnung jenen gegen seine Vortheile gleichgültig macht, so wie der Arme gegen die seinen gleichgültig ist; daß der Reiche, der gewohnt ist, allerley Einfälle zu haben, und sie auszuführen, immer mehr Einfälle hat, als er ausführen kann; und eben sowohl, als der Arme, eitele Wünsche hegt, und Mängel empfindet. Man weiß nicht, daß derjenige, der große Reichthümer besitzt, auch mit vielen Sorgen und Unruhen, Furcht und Verdruß geplagt wird; daß er verliert, und daß der Verlust ihn mehr schmerzt, als sein Reichthum und sein Gewinn ihm Vergnügen geben.

Kinder pflegen die Erwachsenen zu beneiden. Sie sehn daß es gut ist, erwachsen zu seyn, sie irren sich aber in den Vorzügen des reifen Alters, und in dem

Maas seines Glücks. Sie bilden sich ein, die guten Kleinen, daß die Erwachsenen nach Belieben handeln, und mit dem Ihrigen thun können, was sie wollen, weil kein Aufseher da ist, der ihnen die Zügel hält. Das ist nun aber sehr falsch; denn es ist kein Mensch in der Welt, den seine Bedürfnisse, seine Familie, seine Pflichten nicht einschränken sollten; der sich nicht öfters manches Angenehme versagen müßte. Er hat freylich mehr Freyheit, als ein Kind, aber seine Freyheit ist doch sehr eingeschränkt. Der Vorzug der Erwachsenen besteht also nicht in der Freyheit, ihren Einfällen zu folgen; sondern in der Klugheit, solche einzuschränken, in einer reifen Vernunft, in einer Menge angenehmer Kenntnisse, in der Kunst, mit den Menschen umzugehn, und sich ihre Liebe zu erwerben.

Ein junger Mensch, den sein Geschmack, oder die Verführer in Ausschweifungen, in die Trunkenheit z. B. stürzen, irrt zwiefach. Nicht, als ob es kein Vergnügen wäre zu trinken, oder als wenn er die Trunkenheit als etwas angenehmes ansähe; seine Hofnung des Vergnügens ist gegründet, und die Gefahr ist ihm bekannt. Hier ist aber der Irrthum, er stellt sich das Vergnügen viel zu groß, und die Gefahr viel zu klein vor. Er bildet sich ein, daß er immer mit vielem Vergnügen trinken wird, er kennt oder achtet für nichts den Ekel eines überladenen Magens; er schmeichelt sich, der Trunkenheit zu entkommen, oder wenigstens, daß sie von keiner üblen Folge seyn wird; er rechnet auf seinen festen Bau, oder wohl gar auf die Vorsicht, die er bey seiner Schwelgerey brauchen will, und wirft die traurigen Folgen der Trunkenheit, die er vor Augen

hat, auf die Leibesschwäche dieser Elenden, oder auf ihre Unvorsichtigkeit, die er gewiß zu vermeiden sich verspricht.

Die Welt ist ganz voll solcher Irrthümer, woraus eine unsägliche Menge schädlicher Fehler entstehn. Andererseits mahlt man sich gewisse Uebel, als Krankheit, Armuth, Tod, die Beschwerden des hohen Alters, gewisse Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens aufs schrecklichste.

Niemals hat der Mensch die Wahl zwischen lauterem Wohl oder Uebel; weil kein lauteres Wohl oder Uebel existirt. Alles ist nach verschiedenen Verhältnissen mit Gutem oder Uebelm vermischt. Die größte menschliche Weisheit besteht also nicht darin, daß man alles Uebel zu vermeiden, und lauter Gutes zu geniessen, sondern darin, daß man in jeder Lage das mehreste Gute zu empfinden, und das geringste Uebel zu leiden weiß.

Da der Mensch frey ist, hat er das Vermögen, das größte Uebel zu meiden, und das Beste zu wählen, in allen Fällen, wo Wahl statt findet. Wo nur eins zu thun ist, da ist keine Wahl und keine Freyheit. Einen solchen Fall hat es aber wohl niemals gegeben. Die Freyheit kann nur durch die Kenntniß der verschiedenen wählbaren Fälle bestehn. Sie erfordert also einen geübten Verstand, Aufmerksamkeit und Nachdenken. Der Unwissende und Unachtsame haben keine Freyheit; jener, weil er nicht wählen kann, und dieser, weil er nicht zu wählen weiß.

Viele Menschen wissen keinen Entschluß zu fassen, und erholen sich Raths, d. h., sie verlangen, daß man

ihren Entschluß für sie fasse. Dies thun sie, entweder, weil sie die wählbaren Fälle nicht kennen, und dann thun sie vollkommen recht, Belehrung darüber zu suchen; oder, weil sie sich selbst nicht genug kennen, um zu wissen, ob dieses oder jenes für sie ist; oder, weil sie suchen, was unmöglich zu finden ist, etwas vollkommenes; und da sies nicht finden, ihre Wünsche in unvollkommnen Dingen nicht einzuschränken wissen, und den Muth nicht fassen können, die damit verbundenen Beschwerden willig zu übernehmen, oder diejenigen nicht zu wählen wissen, wofür sie die mehresten Kräfte haben. Wer aber nachzudenken gewohnt ist, prüft genau die Vorfälle und seine eignen Kräfte; wenn er sie nicht genugsam kennt, so wendet er sich zu Andern, sich belehren zu lassen; alsdann entschließt er sich selbst, ohne Rath zu verlangen, d. h. ohne von einem andern zu fordern, daß er für ihn wähle.

Wer Rath verlangt, geht einer von folgenden Gefahren entgegen; nemlich, daß derjenige, an welchen er sich wendet, entweder nicht hinlänglich unterrichtet, oder von ganz anderer Gemüthsbeschaffenheit, als er, der Fragende, sey Ein guter Pächter hält um Louisen an; sie frägt ihre Pathin um Rath, weil sie keine Mutter hat. Die Alte liebt sie, und erschrickt über die Beschwerden der Landwirthschaft, über den Haufen Gesinde auf einem Gute, über die Sorge für die Milchkammer, die Küche, den Garten; und solche Unruhe ist ihre Sache ganz und gar nicht. Louise aber ist thätig, und wohl ein wenig unruhig; der Vorschlag wäre ganz für sie; allein sie schlägt den Antrag aus Folgsamkeit gegen den Rath ihrer Pathin aus. Man

kann von einem andern nicht verlangen, daß er für uns die Sachen untersuche, wenn wir zu bequem sind, es selbst zu thun; und man muß immer voraussetzen, daß ein Andrer unsre Angelegenheiten nicht so gut kennt, nicht so genau untersuchen wird als wir selbst. Was hätte er für Nutzen davon? Doch sind viele, die Rath verlangen, und noch mehrere, die ihn geben, ohne daß man sie darum bittet.

Was die Freiheit am meisten beschränkt, sind die Gelüste, die Neigungen und die Leidenschaften. Die Lüste sind ein vorzüglicher Hang zu einem gewissen Gegenstande, der doch die übrigen nicht ausschließt. Die Neigung ist eine bestimmte und herrschende Lust, als etwa zur Schmauserey, zu starken Getränken, zum Spiel, zum Tanz. Der Widerwille gegen etwas heißt Abneigung; so haben einige eine Abneigung gegen gewisse Speisen, gewisse Gesichter, gewisse Farben, ꝛc.

Diese Neigungen und Abneigungen werden Gewöhnungen; wenn solche böse sind, heißen sie Laster. Wenn die Neigung oder Abneigung so stark ist, daß die Gegenwart ihres Gegenstandes die Gemüthsruhe des Menschen stöhrt, nennt man sie Leidenschaft. Jede Lust und jede Neigung kann zur Leidenschaft werden.

Sehr mannigfaltig ist die Lust. Dieser zieht eine Speise, und Jener eine andre vor; Einige lieben gewisse Farben, und Vielen behagt die Musik; Andre ziehn das Lesen, und noch Andre gewisse Arbeiten, Mahlen, Sticken, vor. Diesen gefällt solches Zeug, Andern ein anders. Dieser liebt die Vögel, Jener die Hunde, ein Dritter die Katzen, und ein Vierter die Mäuse. Es giebt ganz ausserordentliche Lüste. Man

hat Leute gesehen mit Vergnügen Raupen und Spinnen essen, das Gequäcke der Frösche, oder Mauen der Katzen hören. Solche sind der Spötterey ausgesetzt; allein manche setzen sich darüber weg, und folgen ihrer Lust. Die Lust läßt sich nicht durch Vorstellungen ändern; alle mögliche Ermahnungen können nicht machen, daß Jemand süß finde, was ihm sauer schmeckt.

Die Haupt- und Grundneigung des Menschen ist die Selbstliebe, und der Wunsch nach Wohlseyn. Diese Neigung ist unüberwindlich und unveränderlich. Sie ist von einem unendlichen Nutzen, oder vielmehr, es fließt alles Gute aus derselben; denn alle Arbeit, alle Bemühungen der Menschen zielen dahin ab, sich angenehme Empfindungen zu verschaffen, und das unangenehme zu vermeiden. Eben diese Neigung ists aber auch, die alles Böse erzeugt, was der Mensch thut. Der Säufer sucht im Saufen das Vergnügen, der Dieb im Stehlen Reichthum; die Selbstliebe treibt sie zu diesen Ausschweifungen, weil sie das Gute und Böse, und ihr Maas nicht genug kennen. Wer das Böse für gut hält, wählt dieses Böse, und leidet darunter. Wer das Mittelmäßige fürs beste ansieht, verliert das Beste, und hat nur das Mittelmäßige. Wenn man einem Manne zwey ungleiche Beutel anbietet, so greift der Unbesonnene nach dem größten; der Vorsichtige aber öfnet die Beutel, wenn er die Erlaubniß dazu erhalten kann, und sieht, daß der kleine Gold, und der grose Kupfer enthält.

Was dem Menschen die Wahl erschwert, und ihn in Verlegenheit setzt, ist, daß er fast immer zwischen dem gegenwärtigen Augenblick und der Zukunft wählen

muß. Von der einen Seite gegenwärtige Mühe und Arbeit mit einer vernünftigen Hofnung künftiger Vortheile; von der andern, gegenwärtige Bequemlichkeit und Vergnügen mit der Furcht einer folgenden Strafe. Der Säufer hat die Wahl, zwischen dem gegenwärtigen Vergnügen zu trinken, mit Uebelkeiten den Abend, und morgen Ekel, Kopfschmerzen und Bauchgrimmen; oder dem gegenwärtigen Kampfe wider seine Neigung, und morgen die Gesundheit. Allein die Uebelkeit kommt erst den Abend, und die andern Beschwerden erst morgen; Wasser- oder Schwindsucht werden wohl noch einige Jahre zögern, und der Wein ist da. Der Dieb hat die Wahl, zwischen einer angenehmen Haabe ohne Mühe, nebst dem Gefängniß oder Strang in der Folge; oder einem arbeitsamen und ruhigen Leben. Allein das Geld ist da, er darf nur zugreifen; er müßte jetzt arbeiten; Gefängniß und Galgen sind noch in der weiten Ferne. Bey jeder Arbeit ist die Mühe gegenwärtig, und der Lohn soll erst in der Zukunft erfolgen; bey der Unordnung hingegen sind Gewinn und Vergnügen da, und die Strafe meistens fern. Der Ackermann sät im Frühling, und erndtet erst im Herbst. Wer Bäume pflanzt, kann erst nach langen Jahren Frucht oder Schatten davon erwarten. Erst im männlichen Alter wird der Jüngling seine Vorbereitung genießen. Das Gegenwärtige macht aber mehr Eindruck, als eine zuweilen entfernte Zukunft. Daher so viel Nachlässigkeit und Unordnung.

Die Neigung zum Schmausen, zum Trinken, zum Vergnügen, zum Spiel ist sehr gemein. Ihre übeln Folgen haben wir schon erzählt. Sie wird zwar nicht

mit uns gebohren, wir sind aber natürlicherweise dazu aufgelegt; wir lieben uns und diese Dinge sind angenehm. Die Neigung aber entsteht erst aus der, und zwar öfteren Gelegenheit, solches zu genießen. Es hängt sehr von uns, und noch mehr von unsern Eltern, in unsrer Kindheit, ab, uns ihnen zu unterwerfen, oder davor zu hüten. Ein Mann, der beschwerlich erzogen, zur Mäßigkeit und Arbeit angehalten worden ist, hat solche Neigungen nicht.

Der Mensch scheint eine natürliche Neigung zur Bestrebsamkeit zu haben; der Beweis davon ist, das unruhige Wesen der Kinder. Diese Betriebsamkeit verschwindet mit den Jahren, wenn man sie nicht anspornt; das sieht man fast an allen rohen Völkern, die in Unthätigkeit versinken und, aus Faulheit, die Bequemlichkeiten, die sie unter den Händen haben, versäumen. Die Neger am Senegal, z. B. nehmen lieber mit ein wenig Reiß vorlieb, als daß sie die Mühe der Jagd oder der Fischerey übernehmen. Diese Thätigkeit erhält sich aber, wenn sie nur ein wenig durch Arbeit oder Vergnügen, besonders aber durch Bedürfniß, gereizt wird. Im ersten Fall wird sie nützlich und regelmäßig; im andern artet sie oft in Unruhe und Zügellosigkeit aus. Ueberhaupt, wenn man auf ganze Nationen sieht, kann man fast durchgängig bemerken, daß die Menschen von Natur zur Unthätigkeit Neigung haben; daß sie nur durch äußere Reitze, durch Bedürfniß, durch Krieg, durch Ereignisse, die sie plötzlich wekken, zur Thätigkeit angetrieben werden. Man vergleiche die Europäer mit den Bewohnern der andern Welttheile, den Holländer mit dem Italiener, den Eng-

länder mit dem Spanier ꝛc. Wenn der Mensch durch jene Reize, durch Gewöhnung, durch Geistesbildung thätig geworden, ist er so thätig, daß eine der größten Strafen, womit die Obrigkeit die Widerspenstigen und Uebelthäter belegt, in Gefängniß und Banden, d. h. in Unthätigkeit und Beraubung der Freyheit besteht; daß er manchmal viele Dinge unternimmt, nur um etwas zu thun; nicht um die Dinge zu haben, sondern nur um sie zu machen; dann läßt er nicht selten das Angefangene liegen um etwas neues vorzunehmen, das er auch liegen lassen wird, sobald ihm etwas neues aufstößt. Ueberhaupt aber treibt uns die Thätigkeit zur Arbeit an, und macht uns zu nützlichen Menschen. Sie reizte aber auch den Alexander und den Pyrrhus, und manchen andern, zur Verwüstung der Erde, weil sie nicht ruhen konnten. Der Mangel an Beschäftigung stürzt den Menschen in eine traurige Schwermuth, die Langeweile heißt, und schlimmer ist, als eine schwere Krankheit.

Die Neubegierde ist eine der ersten Neigungen der Menschen. Bey den rohen Völkern scheint sie mit den Jahren zu verschwinden, nachdem sie das kleine Maas von Kenntnissen erfüllt hat, das diese bey ihrer Lebensart bedürfen. Bey uns giebt ihr die Mannigfaltigkeit und Menge der Gegenstände, und der Unterricht, den Kindheit und Jugend genießen, eine Kraft, die zuweilen an die Leidenschaft gränzt. Diejenigen, die schon viel gelernt haben, finden so viel Vergnügen daran, mehr zu lernen, daß viele Männer durch ihre Eingezogenheit ihrer Gesundheit schaden, und ihr Leben verkürzen. Diese Neigung ist uns, bey der Menge

von Sachen, wobey Wahl, Mäßigung und Vorsicht so wichtig sind, sehr nothwendig.

Diese Neugier verleitet aber auch eine Menge Müssiggänger, sich in die Angelegenheiten Andrer zu mischen, sich um das, was bey den Nachbaren vorgeht, zu bekümmern, die Handlungen der Leute auszuspüren, und Bediente und Kinder auszufragen. Solche werden gemeiniglich wegen ihres Müssigganges verachtet, und wegen ihrer Klätschereyen gehaßt; denn selten behalten sie ihre Entdeckungen für sich; und wie sie mehrentheils nur rathen, weil man ihr Nachforschen so viel als möglich verhindert, und sie daher nur halb sehn, so treffen sie schlecht, streuen falsche, und oft beleidigende Gerüchte aus. Solche Klätschereyen entzweyen oft Freunde und Verwandte, stürzen Häuser, und verursachen Blutvergießen.

Die Begierde, die Natur zu erforschen, hat schon oft sehr geschadet und beunruhigt. Manche legen sich auf kostbare Untersuchungen, worunter einige auf nützliche Entdeckungen gestoßen sind. Andre haben Tag und Nacht gegrübelt, um Dinge zu entdecken und zu erklären, die, allem Anscheine nach, der Mensch niemals entdecken und begreifen wird. Und die menschlichen Kenntnisse, so groß sie auch seyn mögen, sind in ziemlich enge Schranken, durch unergründliche Abgründe, die sie von allen Seiten umgeben, beschränkt. Wir kennen z. B. wohl einigermaßen den Bau unsers Leibes, d h. die Hauptheile, woraus er besteht. Wir kennen aber weder das innre Gewebe dieser Theile, noch die Ursach ihrer Bewegung, noch wie die Speisen, die wir genießen, sich in diese harte und weiche, feste und

flüssige

flüssige Theile verwandeln. Die Oberfläche der Erde kennen wir so ziemlich, ihren innern Bau aber nicht; ob etwa ein immerwährendes Feuer in ihren Eingeweiden brennt; und wie Steine und Metalle sich in ihrem Schooße bilden. Mit einem Wort, es wäre ein unendliches Unternehmen, alles das zu nennen, was wir nicht ergründen können; denn von allen Dingen kennen wir höchstens die Oberfläche, und die in die Augen fallenden Theile. Die Organisation aber, das Gewebe, das innre Spiel, das Leben, die Bewegung sind uns unerforschliche Geheimnisse. Man hat Leute gesehn, die durch diese Schranken brechen wollten, von Sinnen darüber kommen, weil sie ihren Verstand zu sehr angestrengt hatten. Die Neugier schadet denen auch, die zuviel auf einmal umfassen wollen; sie lernen nichts, die Menge verwirrt ihre Begriffe.

In allen Ländern, wo es Reiche giebt, ist vielleicht kein Mensch, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben reich zu seyn gewunscht hätte. Wenn dieser Wunsch nicht bis zur Leidenschaft steigt, so ist er ein Sporn zur nützlichen Thätigkeit, zur vorsichtigen Haushaltung; wodurch der Mensch nicht eben seinen Zweck erreicht, aber doch zu einem mäßigen, und seinem Stande angemessenen Glückszustand gelangt, wenn ihn Unglücksfälle nicht daran hindern. Steigt aber die Begierde bis zur Leidenschaft und Aengstlichkeit, so hat der Mensch viel davon zu leiden, denn selten kann man eine solche Begierde sättigen; und um desto weniger, weil diese immer mit dem Reichthum zunimmt. Wer tausend Thaler gewünscht und erhalten hat, wird bald zehntausend begehren; bald darnach hunderttausend,

dann eine Million, und immer mehr, wenn er immer seine Wünsche erfüllt sieht.

Solche begierige Menschen können nur selten durch erlaubte Mittel zum Zweck kommen, und greifen daher oft nach den unerlaubten; nach Wucher, Ungerechtigkeit, Raub, und allerley sträflichen Kunstgriffen, bis daß ihr Verhalten der Obrigkeit zu Ohren kömmt, und bestraft wird. Aus Habsucht werden sie geitzig, sie entziehen sich auch die nöthigsten Bedürfnisse, und leben bey ihrem Reichthum elend. Der geringste Verlust macht sie unglücklich.

Zuweilen macht Einer ein groſses, plötzliches und unerwartetes Glück, etwa durch Erbschaft, oder durch Spiel, (als in der Lotterie,) oder er findet eine ansehnliche Summe, oder besondere Umstände sind ihm günstig. So gewannen einige arme Handwerksleute einmal jeder einige tausend Thaler in der Lotterie; ein Dienstmädchen noch mehr; ein altes Weib fand einen Beutel mit dreyhundert Thalern, indem es Sand grub; ein armer Engländer that eine groſse Erbschaft; ein Pächter hatte bey der Theurung eine gute Erndte; Handwerker haben auſserordentlichen Verdienst, wenn ihre Arbeit stark abgeht, z. E. wenn sie für die Armee bey Kriegszeiten arbeiten. Selten aber ist solches schleunige Glück dauerhaft, weil es die Leute, die mit Reichthum nicht umzugehn wissen, zu verderblichen Thorheiten verleitet. Sie, die nie Summen in Händen gehabt, lassen sich durch die schweren Beutel verblenden, und glauben sie unerschöpflich. Alle, die ich vorhin anführte, haben ein schlechtes Ende genommen. Jene Glücklichen in der Lotterie legten die Arbeit weg,

schmausten, und wurden bald elender, als vorher, weil sie Geschmack an Müßiggang und Leckerbissen gewonnen hatten. Der Erbe that desgleichen; die Magd erhieng sich vor Bestürzung, die Alte wurde wahnsinnig und mußte eingesperrt werden. Die Uebrigen pflegen in Schwelgerey, Ueppigkeit und Vernachläßigung ihrer Geschäfte zu verfallen, und das Vermögen geht geschwind hin.

Es hat Menschen gegeben, die den Reichthum verachteten, weil sie wußten, daß man ohne ihn zufrieden leben kann, und daß er manche Beschwerden verursacht. So dachten vormals Solon, Sokrates, Diogenes, Camillus, Fabricius; so lehrten und handelten Jesus und seine Schüler. Es wurde Einigen Reichthum angeboten; sie schlugen ihn aber beständig aus.

Der Wunsch, geschätzt und geehrt zu werden, ist eine Hauptneigung des Menschen. Wenn er uns nicht angebohren ist, so findet er wenigstens bey uns große Anlage, und die kleinsten Kinder haben Gefühl für Lob und Tadel. Die Ehre ist kein leeres Hirngespinst, denn die Menschen sind gegen diejenigen, die sie schätzen, gefällig; sie räumen ihnen Vorzüge ein, und sind willig zu ihrem Dienst. Die Gleichgültigen aber werden vernachlässiget, und der Verachtete ist verlassen und manchen Kränkungen ausgesetzt.

Die Menschen schätzen verschiedne Dinge, je nach dem Begriff, den sie davon haben. Wer den Reichthum für das größte Gut hält, ehrt die Menschen nach Verhältniß ihres Vermögens; wer den Putz liebt, schätzt die Wohlgeputzten, andre erweisen der Schönheit Ehre; wer die Gelehrsamkeit achtet, ehrt den Gelehrten, und andre schätzen die Menschen nach dem Maaße ihrer

nützlichen Betriebsamkeit und des Zutrauens, das man in ihre Redlichkeit setzen kann. Fast überall sind die Gewerbe, die die mehreste Achtung erhalten, nicht die nöthigen, sondern die, welche zu einem etwanigen Glück führen. Erstere werden nicht selten gering geachtet. So genießen der Uhrmacher, der Goldschmid, der Perrückenmacher, der Sticker, deren Gewerbe entbehrlich sind, eine Art von Achtung, die man dem Ackermann, dem Zimmermann, dem Schmid, deren Arbeit uns nothwendig und unentbehrlich ist, nicht erweiset. Das kömmt daher, daß letztere gemeiniglich arm und ihre Sitten rauh sind. Die gesitteten Völker sind so ekel, daß sie niedliches Schnitzwerk der bäurischen Nutzbarkeit vorziehn. Auch suchen die Meisten durch Putz, und alles, was ihnen das Ansehn von Reichthum geben kann, Achtung zu gewinnen. Sie sprechen von Summen, von Mahlzeiten; sie verbergen ihre Dürftigkeit, oder ihre Mittelmäßigkeit, unter dem Schein und der Sprache der Pracht. Mancher, um ein Kleid oder ein Kopfzeug nach der Mode anzuschaffen, ißt sich kaum an trocknem Brode satt. Ein Andrer hat ein seidnes Kleid und kein Hemde, und zieht die Pracht der Nothdurft vor. Wer kein goldnes Geschmeide, Edelgesteine und Perlen haben kann, trägt vergoldetes Silber, Glassteine und Wachsperlen. Ein armer Jüngling hatte keine Uhr, er hieng Uhrband und Schlüssel an eine blecherne Büchse, und ließ das Band eben so sorgfältig sehn, als er die vermeinte Uhr verbarg; wie verlegen mußte er einstens nicht seyn, als man ihn fragte, was die Glocke wäre! Ein solcher läßt sich im Nachtzeuge oder bey Tische nicht sehn, um seine Dürftigkeit nicht

zu verrathen. Dennoch guckt diese oft durch, und wenn es auch nur durch die Sorgfalt wäre, die Armuth zu verbergen; und dann erröthet er und wird heimlich ausgelacht. Er macht einen thörichten Aufwand, um sich in seinem Glanz zu behaupten; und das Ende davon ist, die äußerste Noth ohne Mitleid. Selbst die Neger wollen unter ihren Lumpen reich scheinen, sie tragen am Gürtel einen großen Bund Schlüssel, als wenn sie viele Kasten hätten. Man sagt, daß die Spanier das Hemde verkaufen, um Brod anzuschaffen, und den Degen behalten.

Viele setzen ihre Ehre darin, von Eltern gebohren zu seyn, die sich durch Geburt, Ehrentitel oder Aemter auszeichneten; oder für solche gehalten zu werden. Viele z. B. geben sich für Edelleute, Freyherrn und Grafen aus, wo man sie nicht kennt. Wenige werdens gestehn, daß ihr Vater ein Handwerker war. Das hilft ihnen, bis man die Sitten der Ersten und den wahren Stand der Andern kennt; alsdann spricht man von Jenem: Schade, daß der Nichtswürdige einen so verehrungswürdigen Vater hat; und von Diesem: Er ist ein Narr und ein Lügner; und beyde werden aus der Gesellschaft anständiger Personen ausgeschlossen. Kinder armer und geringer Eltern, die, ohne ihren Vater zu verläugnen, sich in einen bessern Stand hinaufgeschwungen haben, werden geschätzt, weil man denkt, daß sie Verdienst, Geschicklichkeit und Fleiß haben müssen.

Man trift Leute, und vornemlich junge Leute an, die sich eine Ehre daraus machen, mehr, als Andre, zu fressen oder zu saufen. Man lieset in der Geschichte,

daß Cyrus der Jüngere, der die Gunst der Lacedämonier zu gewinnen suchte, ihnen unter andern Eigenschaften von sich rühmte, daß er mehr Wein, als irgend Einer im Lande, trinken könnte. Einige Völker wetteifern unter sich, die größten Bissen hinunter zu schlukken, und ringen aus allen Kräften nach der Ehre des Sieges. Andre suchen ihren Ruhm in der Stärke ihres Arms, in der Schnelligkeit ihrer Füße, in der Kraft ihrer Lunge. Dies letztere ist in der That ein Vorzug. Folgendes aber eben nicht. Viele Männer und noch mehrere Weiber prahlen mit Weichlichkeit, und affektiren sogar, dies oder jenes nicht anrühren, keine Viertelstunde ohne Ermüdung gehn, keine Kleinigkeit heben, weder Hitze noch Kälte vertragen zu können; beym Anblick eines Frosches, einer Maus, oder einer Spinne in Ohnmacht zu fallen, und beym geringsten Uebelgeruch ausser Fassung zu kommen.

Unter den Edelleuten ist eine besondre Art von Ehre stark in der Mode, die sich allen Volksklassen mitgetheilt hat; die Ehre nemlich, nie die geringste Beleidigung, nie den mindesten Schein von Mangel an Achtung, nie den kleinsten Widerspruch zu dulden; und dergleichen Verletzungen ihrer Ehre durch empfangene und gegebene Schläge wieder herzustellen. Die Edelleute brauchen den Degen und die Pistole, der Bürger hat an Faust und Stock genug. Ersterer glaubt seine Ehre völlig unversehrt, wenn er einen Stich in den Bauch hat, oder wenn ihm die Finger abgehauen sind; und der Bürger, wenn er ein blaues Auge, oder Bäulen am Kopf davon trägt.

Man trift auch Männer an, die nur durch Geschicklichkeit, Wissenschaft, gutes Betragen Ehre suchen, und alles übrige verachten. Wer ihre Verdienste kennt und schätzt, ehrt sie. Allein es finden sich auch viele, die solches Verdienst nicht kennen, und nicht kennen mögen; denn der größte Haufe urtheilt nach dem Schein, nach dem Kleide, nach dem äussern Betragen. Wer mit Weisheit und Tugend äußere Annehmlichkeit verbindet, erhält den mehresten Beyfall.

Das Lob ist ein Zeichen der Achtung; alle Menschen lieben es, und man kann dadurch ihre Liebe gewinnen. Daher findet man Leute, die alles loben, und bey jeder Kleinigkeit in Entzücken gerathen. Sie rühmen ein Band, das gute Ansehn eines Gesichts, auch wenns krank ist, ꝛc. Das thun sie, nicht aus Ueberzeugung, sondern um sich einzuschmeicheln, oder aus gutem Herzen, Jenem einen Gefallen zu thun, oder auch aus Gewöhnung. Oefters spotten sie des, hinter dem Rücken, was sie in Gegenwart gelobt haben. Ueberhaupt tadeln die Menschen gern. Einige sind auf Lob so sehr begierig, daß sie beständig von dem sprechen was sie, ihrer Meinung nach, lobenswürdiges gethan und gesagt haben. Sie gewinnen dabey nichts und werden Prahler genannt. Andre thun, als wenn sie sich tadelten; man glaubt, daß es in der Aesicht geschieht, daß man ihnen widerspreche, und sie lobe. Dieser Kunstgriff wird verlacht, und die Klügern sagen, es sey besser, gar nicht von sich zu sprechen. Wer Fehler an sich hat, von denen er Schande befürchtet, verhehlt sie sorgfältig. Die mehresten würden lachen, wenn man sagte, daß sie sich betrunken haben, und würden

daraus einen Scherz machen; die sich hingegen sehr beleidigt halten würden, wenn man von ihnen sagte, daß sie bucklicht oder arm wären.

Ein jeder lobt und tadelt, und viele ohne Einsicht. Mancher rühmt ein Stück Musik, der keine Note kennt, oder während dem Concerte geplaudert hat. Ein Andrer lobt eine Rede, ein Buch, ein Werk, das er nur im Vorbeygehn gesehn, und dessen Werth er nicht kennt. Noch ein Andrer rühmt ein Gemälde, und hat von der Malerey keinen Begriff. Eben so wird der Tadel ausgespendet. Bey einigen geschiehts aus Freundschaft oder Haß; bey Andern, um sich das Ansehn eines Kenners zu geben.

Alle Menschen lieben die Gesellschaft; die kleinsten Kinder freuen sich, Kinder von ihrem Alter zu sehn. Dieser Trieb, die Geselligkeit, macht, daß wir den Umgang der Menschen suchen, und zu unsern Spaziergängen die Oerter wählen, wo die mehresten Menschen gehn Er ist der Stifter der Trinkhäuser. Durch ihn findet der Verständige Vergnügen, und der Unbesonnene Vernachlässigung der Pflichten, ein verderbliches Spiel, Laster und Schwelgerey. Das andre Geschlecht pflegt nicht solche öffentliche Häuser zu besuchen; hält sich aber durch Besuche in den Familien schadlos. Es finden sich auch Menschen, die die Gesellschaft fliehen, doch selten anders, als im hohen Alter, oder nach einem heftigen Verdruß. Die Gesellschaft beyder Geschlechter wird der Zusammenkunft von Personen einerley Geschlechts vorgezogen.

Nach der Selbstliebe, aus welcher alle Triebe und Neigungen entspringen, ist eines der stärksten Gefühle

des menschlichen Herzens, die Neigung, die Liebe zu andern Menschen, der Trieb nach Geselligkeit. Die Einsamkeit ist beschwerlich sobald man nicht mit dringenden Geschäften, mit wichtigen Angelegenheiten oder mit starken Leidenschaften gehörig unterhalten wird. Man sucht Gesellschaft und freut sich derselben, schon ohne alle andere Absichten, als das Beysammenseyn, wenn man auch nichts zu thun, nichts zu hören, nichts zu sagen hat; genug, daß man Menschen sieht, mit ihnen ist, besonders wenn man für die Personen einige Achtung und Liebe hat. Die Liebe oder wenigstens eine vorzügliche Zuneigung entsteht schon aus der Gewöhnung einander zu sehn, öfters beysammen zu seyn. Diese Ursach thut besonders bey der Jugend und Kindheit ihre völlige Wirkung.

Die geringsten gemeinsamen Verhältnisse, sobald sie den Eigennutz nicht treffen, haben eine große Kraft. In einem fremden Lande freut sich der Reisende einen Landsmann zu treffen und sieht ihn als einen Freund an, da er ihn zu Hause vielleicht nicht angesehn haben würde. Leute von derselben Profession haben unter sich viel eher, als mit jedem Andern eine Verbindung gemacht. Im Fall aber, daß der Eigennutz dazwischen kommt, ist dann auch Neid, Haß, Feindschaft desto stärker. Ueberhaupt scheint es, daß, je näher die Menschen mit Achtung, Liebe und Neigung zusammen kommen, desto empfindlicher werden sie, und desto heftiger entbrennen die widrigen Gefühle. Vielleicht weil sie desto mehr zu verlangen sich berechtigt glaubten, desto mehr erwarteten, die Kränkung befremdender war

und es sie um so mehr schmerzt Vernachläßigung zu erfahren, da sie mehr Achtung und Liebe wünschten.

Wohlthaten verdienen am meisten die Liebe, die man in diesem Falle Dankbarkeit nennt, und welche, sollte man glauben, am wärmsten seyn sollte, da die Selbstliebe Beförderung darin findet, und in dem Wohlthäter eine Aufopferung, einen Sieg der Liebe über die Selbstliebe, über den eignen Vortheil beweiset. In der That, der Vernünftige, der Rechtschaffene vergißt nie eine Wohlthat, und sucht durch Liebesbezeugungen und Dienste dem Wohlthäter seinen Dank zu äußern. Bey dem Mindervernünftigen aber steht neben Liebe und Eigenliebe der Stolz, welcher die Wohlthat für Schuldigkeit anrechnet, oder wohl gar für Beleidigung erklärt. Er fühlt den Werth der Wohlthat nicht, oder schämt sich derselben. Er wird undankbar, und manchmal ist es genug, ihm eine Wohlthat erzeigt zu haben, um ihn gegen die wohlthätige Hand aufzubringen.

Güte und Schonung erzeugen Liebe, wenn sie auf einen edlen Menschen treffen. In rohen Gemüthern erzeugen sie Stolz, Foderung, Widerspenstigkeit, Mangel an Achtung.

Die Mittel Liebe zu erlangen, sind ohngefähr dieselben, wodurch man die Achtung erwirbt. Die Freundschaft erfordert überdies eine gewisse Uebereinstimmung des Gemüths und der Gesinnung, Zutrauen, gegenseitige Dienste. Wer leicht Freundschaft macht, steht in Gefahr, lasterhafte Freunde zu haben, und von ihnen verführt zu werden. Der Reiche, und der, der Ehrenämter bekleidet, haben viele

Freunde; man drängt sich um sie her, weil sie einen guten Tisch haben, Geschenke geben, zu Bedienungen verhelfen und bey einem Rechtshandel dienen können. Wenn aber der Reiche zu Grunde geht, und Jener seines Amtes entsetzt wird, verlieren sich alle diese Freunde. Man hat Freunde gesehn, wie Damon und Pythias, die für einander ihr Leben wagten. Der eine war von dem Tyrannen zum Tode verdammt; er mußte aber wegen Familienangelegenheiten eine Reise nach seinem Vaterlande thun. Der Freund wirkt ihm von dem Tyrannen die Erlaubniß zu dieser Reise aus, und bietet sich zum Bürgen und Unterpfand für seinen Freund an, unter der Bedingung, ins Gefängniß zu gehen; und in dem Fall, daß Jener nicht an dem Tage der Hinrichtung da wäre, er selbst, statt des Verurtheilten, das Schafott betreten sollte. Der Freund reiset. Der bestimmte Tag kommt, Damon erscheint nicht; Pythias wird zum Tode geführt, er zweifelt nicht, daß Jener wiederkommen wird. In der That, als der Nachrichter sein Geschäft verrichten will, sieht man den Damon kommen, und seinen Platz einnehmen. Der Tyrann erfährt es, schenkt beyden das Leben, und aus Bewunderung gegen ihre Tugend, bittet er die beyden Freunde, ihn als den dritten in ihre Freundschaft aufzunehmen. Solche Freunde sind selten. Häufiger sind solche, die von ihren Freunden ungerechte Dienstleistungen verlangen, und es übel nehmen, wenn sie ihnen versagt werden. So verlangte ein Mann von seinem Freunde, der eine Magistratsperson war, eine Gefälligkeit, welche dieser nicht, ohne Uebertretung der Gerechtig-

kelt, gewähren zu können glaubte. Was hilft mir Ihre Freundschaft, sagte der erbitterte Supplikant, wenn Sie mir nicht helfen wollen? Was hilft mir Ihre Freundschaft, erwiederte der Magistrat, wenn ich sie ohne Verletzung der Tugend nicht erhalten kann? Man trift gutmüthige Leute an, die ihren Freunden nichts verweigern, ihren Anliegen nicht widerstehn können, und glauben, daß die Freundschaft alles leisten muß. Man verschwendet den Namen Freundschaft den bloßen Bekanntschaften, oder lustigen Kameradschaften. Es heißt, daß man den Freund nur in der Noth erkennt.

Die Menschen haben einen natürlichen und vielleicht unwiderstehlichen Hang zur Nachahmung. Man siehts bey den Kindern in der Wiege; und auch Männer thun was sie thun sehn. Daher kömmts, daß böse Gesellschaften gute Sitten verderben. Kinder und Männer entschuldigen sich damit: »Hats doch Dieser auch so gemacht; das thun Viele.« Am häufigsten nimmt man von denen Beyspiel, die man liebt oder ehrt. Also ahmt das Volk die Großen nach, und richtet sich mit Nachäffen zu Grunde; so spielen die Kinder gern Besuch, und thun wie die Erwachsenen. Bey kriegerischen Völkern rotten sich die Buben zusammen, marschiren, haben Fahnen, und zerschlagen einander mit Steinen und Stöcken die Köpfe.

Die Nachahmung ist ein leichter Wegweiser; man sieht eher, was Andre thun, als was man thun sollte. Wie aber die Beyspiele gut und schlecht sind, so ist man in Gefahr, nach dem Vorbilde Böses zu thun, und es gehn Manche auf diesem Wege verlohren. Die Nach-

ahmer sind hauptsächlich junge Leute, und solche, die zu unwissend sind, sich selbst zu führen; auch Schmeichler, die sich durch Nachahmung einschmeicheln wollen.

Man glaubt zuweilen, Personen, die man ehrt, gleich zu werden, wenn man sie nachahmt. So ahmen Kinder ihre Eltern nach; so nehmen Bediente den Ton und die Gebehrden ihrer Herren an. Die Höflinge des Alexanders hiengen den Kopf, weil Alexander ihn hieng. Solche Nachahmung bleibt gewöhnlich bey den Fehlern stehn, weil diese auffallender und leichter zu treffen sind Es ist leichter, als ein gelehrter Mann schief zu gehn, als so gelehrt, wie er, zu werden.

Von der ersten Kindheit an stehn unsre Herzen dem Mitleid offen. Ein Kind schreyt, weil es ein anders schreyen hört. Niemand kann ohne Rührung, und ohne einen Trieb, zu helfen, einen Leidenden sehn. Diese Neigung ist für die Hülfsbedürftigen sehr vortheilhaft, sie finden darin Hülfe, oder wenigstens Trost. Diejenigen, die zu dem Anblick des Elendes und der Schmerzen, wie die Hospitalwärter, oder zu Klaggeschrey, wie die Kerkermeister, gewöhnt sind, haben wenig Empfindung. Man findet zuweilen, aber doch selten, Menschen, die das Mitleiden gar nicht zu kennen scheinen. Die Leidenschaften, als Zorn, Rache, Haß oder Neid ersticken es zuweilen, und lehren Grausamkeit. Es giebt sogar Fälle, wo die Menschen ihrem mitleidigen Herzen kein Gehör geben dürfen. Der Vater, der sein Kind durch Züchtigung zur Beßrung führt; die Obrigkeit, die den Uebelthäter, zur Erhaltung öffentlicher Ruhe und Wohlfahrt, strafen muß; der Wund-

arzt, der, das Leben eines Menschen zu retten, eine schmerzliche Operation vorzunehmen hat, müssen das Mitleid, das ihnen die Pflicht so sehr erschwert, ersticken. Die Kinder scheinen zuweilen grausam; es ist theils aus Unwissenheit des Schmerzens, den sie erregen, Theils aus Leichtsinn, weil sie ihn nie bemerken. Die Thiere, die von ihrem Muthwillen am mehresten zu leiden haben, sind diejenigen, die keine recht auffallende Zeichen von Schmerzen von sich geben, als z. B. die keine Stimme haben, wie die Insekten. Die Bergvölker in Labrador tödten ihre hinfälligen Väter aus Mitleiden, um ihnen die Beschwerden und Schmerzen des hohen Alters zu ersparen.

Drittes Kapitel.

Von der Gewöhnung.

Die Gewöhnung vermag viel über uns; sie erleichtert uns Uebungen, die an sich, oder im Anfange schwer sind. Durch ihre Hülfe kann man geschwind lesen, schreiben, Clavierspielen, laufen, den ganzen Tag eine schwere Arbeit aushalten, Nächte durchwachen, Gifte vertragen, den Leib und die Glieder nach Belieben bewegen. Sie giebt allen Gliedern Gelenkigkeit, und allen unsern Bewegungen Leichtigkeit. Sie ists, die einen so großen Unterschied zwischen dem Mann und dem Kinde, zwischen dem Meister und dem Lehrling, zwischen dem gesitteten und rohen Menschen macht.

Ihr hat man die Genauigkeit und Geschwindigkeit der militärischen Bewegungen, der Tänzer seine Leichtigkeit, der Reiter seine Festigkeit und Freyheit zu danken. Sie bildet Augen und Ohren und alle Sinne aus.

Die Gewöhnung schwächt jeden unangenehmen Eindruck. Geräusch, Uebelgeruch, Mühe und Arbeit, selbst Schmerz, Hunger und Durst, Armuth und Lumpen, alles, mit einem Wort, wird durch die Gewöhnung erträglicher. Sie lehrt uns den Zwang unsrer unbequemen Kleidung ertragen. Sie fesselt uns an die Gegend, die Menschen und die Dinge. Durch sie ziehn der Grönländer und der Lappe ihre Eis- und Schneewüsten unsern Feldern und Auen, ihre Hütte unsern Häusern, und den thranichten Fisch unsern Leckerbissen vor. Daher kommt die seltsame Vaterlandsliebe, die den Menschen nach seinem Geburtsort seufzen, ihn in der Fremde trauern, sich verzehren, krank werden und sterben macht, obgleich der Geburtsort öfters schlechter ist, als die fremden Gegenden, und ob der Fremde wohl nie hoffen kann, in jenem wiederzufinden, was er in diesem zu verlassen bereit ist. Die Gewöhnung ist so stark, daß wir uns zuweilen mit einer Art von Sehnsucht an den Ort erinnern, wo wir vor diesem, auch mit wenigem Vergnügen, gewohnt haben. Jederzeit sehn wir mit Freuden diejenigen wieder, mit denen wir sonst, und zumal in unsrer Jugend, Umgang gehabt; und selbst solche, die wir eben nicht schätzten. Das macht die Trennungen so schwer.

Viele Leute halten ein Stück Zeug, Hausgeräth oder ein Buch werther, als es ist, weil ihnen diese Sachen durch einen langen Gebrauch lieb geworden sind. Daher erzählen alte Leute so gern die Begebenheiten ihrer Zeit, weil sie sich daran zu denken gewöhnt haben; sie lieben die alten Lieder, Tänze und Gebräuche, und können keinen Geschmack an Neuerungen gewinnen.

Die Gewöhnung benimmt uns den Geschmack des Guten. Ein Armer, der selten einen Tropfen Wein trinkt, genießt ihn mit dem innigsten Vergnügen. Und der Reiche, der täglich die ausgesuchtesten Weine hat, macht sich daraus nicht so viel. Der Genesende schmeckt die Gesundheit; der Gesunde fühlt sie nicht. Die Empfindung des Genesenden wird bald verschwinden, und wenn der Arme in den Stand kommt, wo er täglich Wein trinken kann, wird er viel von seinem vorigen Vergnügen verlieren. Also ists umsonst, daß der Mensch zuweilen seinen Wunsch erlangt; bald wird er des reizenden Genusses müde, und wünscht aufs neue.

Wenn uns aber gleich die Gewöhnung die Dinge unschmackhaft macht, so bindet sie uns doch so stark daran, daß wir sie nur schwerlich entbehren können. Dieser Mensch, der so stark Wein trinkt, trinkt ihn mit wenig Vergnügen, und doch kann er ihn nicht lassen. Der Wein war ihm erst ein Genuß, jetzt ist er ihm ein Bedürfniß. Die Kraft der Gewöhnung geht noch weiter; sie unterwirft uns künstlichen Bedürfnissen, und macht uns unnütze Dinge nothwendig. Der Taback ist eines von den sonderbaren Bedürfnissen, dessen Grund, Nutzen oder Annehmlichkeit man nie

ein-

einsehn kann; und doch ist es so stark, daß der Mangel eine wahre Quaal wird. Vermuthlich hats der Kaffee der Gewöhnung mehr als dem Vergnügen oder seiner Vortreflichkeit, zu danken, daß er so unglaublich im Schwange ist. Viele Leute sagen, sie können kein Wasser trinken; das kommt daher, weil sie sich zu sehr zu andern Getränken gewöhnt haben.

Die Geschichte erzählt, daß Mithridat, König eines Theils von Asien, sich so zu dem Gifte gewöhnt hatte, daß es ihm nie gelang den Tod zu finden, als er sich endlich selbst vergiften wollte. Die Gewöhnung an den Wein macht, daß man eine unglaubliche Menge hinunter schlucken kann. Der Araber geht barfuß in seinen brennenden Sandwüsten, wo unsre Reisenden kaum mit starken Stiefeln stehn können. Der Grönländer geht durch seine Schneefelder, wie wir über unsre Wiesen. Der Soldat lernt in einem langwierigen Krieg die Strapatzen aushalten, und wenn er wieder zur Stadt kömmt, kann er kaum die verschlossene Luft darin ertragen; Stube und Bett sind ihm ängstlich. Eben so gewöhnt sich der Reisende; je länger die Reise, desto leichter wird sie ihm. Nur der erste Schritt ist schwer, sagt man. Wer dem Sturm aus dem Fenster zusieht, beklagt den, der draußen ist; und der durchgeweichte Reisende fühlt nicht halb soviel Beschwerden, als jener sich vorstellt. Mit dem Laster ist es eben so, als mit den andern Gewöhnungen. Die ersten Ausschweifungen kosten Müh, so wie die erste Anstrengung, und bald gewöhnt man sich zu allen. Hingegen macht die Neuheit Eindruck, sie überrascht und reißt hin; sobald sie

aber ihren ersten Reiz verloren hat, kömmt man zur Gewöhnung zurück.

Wenn der Mensch ins Elend versetzt wird, wenn er eine Gattin, einen Bruder, einen Freund verliert, drückt ihn der Schmerz nieder; er glaubt, es sey nunmehr mit allen Freuden seines Lebens aus. Ewig, ewig werd ich unglücklich seyn; ewig den Verlust beweinen! So spricht er. Er irrt sich; die Zeit wird ihn trösten und seinen Schmerz lindern.

Eben so irrt auch der, welcher nunmehr seinen einzigen Wunsch erreicht hat: der Liebende; der, der reich geworden, der zu einer Ehrenstelle gelangt ist. Nunmehr, spricht er, werd' ich zufrieden leben, nun bin ich glücklich! ich wünsche und verlange nichts mehr. Nein, voritzt nicht; in der Folge aber? Nach und nach verschwindet der Reiz, das Gut wird gleichgültig. Bald entstehen neue Wünsche, und mit ihnen die Vergessenheit des Gutes, das man besitzt.

Eine junge Dame, die vermuthlich noch keine Beobachtungen über ihr Herz angestellt hatte, besuchte ein Kloster, welches eine vortrefliche Aussicht hatte. Unter andern Schönheiten wurde ihr auch diese gezeigt. Ach wie schön! rief sie aus; hier möchte ich mein ganzes Leben zubringen. Wie glücklich sind Sie! Der Mönch sagt nichts, und führt sie zurück. Bald darauf führt er sie an denselben Ort. Das gefällt der Dame; sie findet die Aussicht sehr angenehm. Zum drittenmal war sie noch damit zufrieden. Zum viertenmal sagte sie: Ja, das ist schön; können Sie mir aber nichts neues zeigen? So

gehts allen, die an etwas Neuem so großes Vergnügen finden, daß sie zeitlebens daran genug haben werden.

Anhalten, Arbeitsamkeit, Ordnung, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Beobachtung der Pflicht und Wachsamkeit sind oft die Wirkung der Gewöhnung. Gewohnheit heißt Tugend, wenn sie gut, und Laster, wenn sie böse ist. Selbst die Fröhlichkeit, die Entschlossenheit, und der Muth fließen gemeiniglich aus dieser Quelle und entstehn aus der Gewöhnung vergnügt zu seyn, selbst für sich zu denken, und die Gefahr zu bestehn. Alle Anlagen, mit einem Worte, werden durch die Gewöhnung sehr gestärkt. Schwelgerey, Leckerhaftigkeit, Spielsucht, sind blos Verwöhnung.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung von den Neigungen.

Die Grobheit kömmt vom Mangel an Erziehung, oder an Umgang mit gesitteten Leuten; sie ist der Ausdruck roher Sitten, eines gefühllosen oder eines leidenschaftlichen Herzens, und beweiset wenig Achtung für die Menschen. In einem mindern Grade ist es bloße Unbekanntschaft mit den eingeführten Gebräuchen in der feinen Welt. Die Menschen sind dagegen sehr empfindlich; ein vergessener oder schlecht gemachter Reverenz kann der Tugend selbst schaden. Dennoch finden sich Leute, die mit Fleiß die Groben aus folgender Ursach spielen. Viele höfliche Leute sind Schur-

ken; und die ärgsten übertreiben die Höflichkeit, damit sie ihre Bosheit decken und sich einschmeicheln; also machen sie viele Komplimente, sagen viel angenehmes und schmeichelhaftes, und bücken sich tief. Jene, die tugendhaft sind, oder tugendhaft scheinen wollen, hassen diese betrügerische Höflichkeit, oder stellen sich wenigstens so an, und verfallen in ein hartes, und zuweilen grobes Betragen, das sie mit dem Ehrennamen der Aufrichtigkeit belegen. Zuweilen ist diese vermeinte Aufrichtigkeit bloße Laune. Man weiß die wahre Aufrichtigkeit wohl von der Grobheit und Verstellung zu unterscheiden; sie besteht in der Freymüthigkeit, die Wahrheit, auch wenn sie unangenehm ist, aber immer mit Güte und Schonung, zu sagen. Man hört, z. B. Jemanden fälschlich beschuldigen; man weiß die Wahrheit, und sagt sie, ob man gleich weiß, daß der Widerspruch unangenehm ist; man widerspricht aber ohne Grobheit. Affektirte Freymüthigkeit und Grobheit hingegen beleidigen ohne Noth, ohne eben auf Wahrheit zu sehn, und vor allen Dingen, ohne Schonung im Ausdruck. Selbst der Eifrer für die Wahrheit und Redlichkeit muß Härte und Rohheit meiden; denn sonst verstößt er, erreicht seinen Zweck nicht und macht sich Feinde.

Es giebt Leute, die eine solche Fertigkeit zu lügen haben, daß sie lügen, nicht eben weil sie Vortheil davon erwarten, oder Vergnügen daran finden; sondern weil es ihnen zu einem Bedürfniß geworden, wie das Tabackschnupfen. Sie lügen beständig, bey den geringsten Kleinigkeiten. Das kömmt von der Gewohnheit, die man in der Jugend anzunehmen pflegt. Solche

haben von ihrem Laster die betrübtesten Folgen zu erwarten. Sie werden zum Gelächter, man glaubt ihnen nicht, und rechnet gar nicht auf ihr Wort. Man will ihnen nichts leihen, nichts anvertrauen, die Wahrheit selbst in ihrem Munde findet keinen Glauben. Vorsichtige Leute vermeiden sorgfältig alle Lüge; gestehn lieber eine nachtheilige Wahrheit, als daß sie sich durch Lügen aushelfen sollten. Sie gewinnen dabey. Die Wahrheit zieht ihnen zwar einen kleinen Verdruß zu, sie giebt aber allen ihren Reden Gewicht und Glauben; ihr bloßes Wort ist hinreichend, und sie werden von allen geschätzt.

Die Lüge hat die Menschen genöthigt, ein Mittel, die Wahrheit zu erfahren, zu ersinnen. Es besteht in starken Betheurungen. Wahrhafte Personen mögen sie nicht brauchen, ihr bloßes Wort gilt. Viele aber mißbrauchen sie ganz erstaunlich, aus Verwöhnung: sie sagen nichts, ohne es auf Treu und Ehre und Seele zu betheuren, und machen sich der Lüge verdächtig. Ein Mensch, denkt man, der nicht lügt, weiß, daß man ihm Glauben beymißt, weil ers verdient; er bleibt also bey der bloßen Aussage stehn, das übrige ist überflüssig. Dieser aber braucht Betheurungen; er besorgt, daß man ihm nicht glauben möchte; also muß er fühlen, daß ers nicht verdient, er muß sich der Lügen bewußt seyn; und nun will er durch Betheurungen den Glauben abzwingen.

Ein Mensch, dem es immer wohlgegangen ist, der nie Mühe und Noth gefühlt, der immer Hülfe und Bedienung gefunden hat, wird weichlich und schwach, fürchtet jede Anstrengung, jede Unbequemlichkeit, jede

unangenehme Empfindung Andrer, die bey ihm eine ähnliche Empfindung erregen würde. Daher entsteht Kleinmüthigkeit, Zaghaftigkeit, Furchtsamkeit, Argwohn und schlaffes Nachgeben.

Das Wort, Kleinmüthigkeit, bedeutet eine schwache Seele, wie etwa die Seele eines kleinen Kindes. Es bezeichnet solche Menschen, die nichts unternehmen dürfen, immer fürchten, daß es nicht gelingen, daß es ihnen an Kraft fehlen möchte. Ihr Wahlspruch ist: Ich kann nicht; ich werde nicht damit fertig werden; wie könnte ich das thun? In der That, es gelingt ihnen nichts, weil sie nichts unternehmen, oder, wenn sie etwas unternehmen, dabey so furchtsam, so schlaff zu Werke gehn, daß nichts gelingen kann. Sie wenden keine Kräfte an, weil die Zaghaftigkeit ihnen selbige benimmt, oder sie an der Anwendung derselben hindert. Sie dürfen mit keinem Unbekannten sprechen, nichts erbitten, keinem widerstehn; sie besorgen, sie möchten beleidigen, ein Wort bringt sie außer Fassung. Auch kann man mit ihnen machen, was man will; man darf sie nur schrecken, und nichts ist leichter. Diese armen Leute sind also in Gefahr, ihr Bestes zu versäumen, ihre Rechte zu vergeben, und sich sehr zu schaden. Ein böser Mensch kann sie leicht verführen, denn sie können nichts versagen; Anliegen ist ihnen beschwerlich; Lärmen ängstigt sie, sie können kein misvergnügtes Gesicht ansehn, keinen Vorwurf ertragen.

Die Weichlichkeit macht, daß man den Anblick des Schmerzens und der Noth nicht ausstehn kann. Viele, wenn sie ein Kind fallen, einen Menschen ange-

griffen oder in Gefahr sehn, werden so sehr gerührt, daß sie schreyen, die Augen wegwenden und davon laufen. Sie besuchen keinen Kranken, um seine Schmerzen nicht zu sehn; keine Wittwe, um ihre Klagen nicht zu hören; denn das geht ihnen durchs Herz. Der geringste Unfall, der ihnen selbst begegnet, wirft sie zu Boden; es schwindelt ihnen, das Schrecken betäubt sie, sie sind verlohren, weil sie die Rettungsmittel vor ihren Augen nicht sehn.

Eine der schädlichsten Wirkungen der Weichlichkeit ist die Furcht. Alles, was nur den Schein der Beschwerde, oder der Gefahr hat, schreckt den Weichling ab. Die geringste Erhöhung, eine nicht ganz breite Brücke macht ihn zittern. Aber noch kann er sich mit einiger Gefahr entschuldigen. Mancher treibt die Furcht noch weiter; eine Eidex, eine Spinne, ein Frosch, das Klatschen einer Peitsche, ein Pistolenschuß jagt ihn in die Flucht *). Die Finsterniß preßt ihm Angstschweiß aus, ein kleines Geräusch, ein Blitz benimmt ihm das Bewußtseyn. Solche Leute sind sehr zu beklagen, denn es geschieht alle Augenblicke etwas, das sie erschrecken kann; alle Augenblicke entsteht ein Geräusch; die Winternächte sind lang, das Licht geht aus, man klopft an die Thür, oder an die Fensterladen, eine Katze kommt die Treppe herunter, es leuchtet ein Stückchen faules Holz, ein Balken, ein hölzernes Geräth kracht, eine Maus pipt, eine Fledermaus stößt gegen das Fenster. Außer ihrer Unannehmlichkeit hat die Furcht noch trau-

*) Siehe, was wir, in dem Kapitel von den Sinnen, vom Widerwillen gesagt haben; es paßt dasselbe von der Furcht.

rige Wirkungen; hitziges Fieber, Irrereden, Wahnwitz, Zuckungen und Tod sind häufige Folgen derselben. Ein schreckhafter Mensch kann durchaus die Wahrheit nicht mit Gewißheit erfahren. Die Furcht umnebelt ihm die Augen, er schließt sie, wendet sie weg, er fantasirt, hüllt sich in seine Decke ein, und zittert, da alles ruhig ist. Seine mit fürchterlichen Gespenstern erfüllte Einbildung läßt ihm keine Ruh. Ist wirklich Gefahr da, so ist er verlohren. Ein Mensch, der das Wasser fürchtet, ist hin, wenn er in eine Gosse fällt; der Muthige springt in den Rhein und schwimmt hinüber. Die Furcht ist eine bloße Wirkung der Weichlichkeit. Schwerists sie zu heilen, man kann ihr aber doch etwas von ihrer schädlichen Kraft nehmen. Man muß nur nicht schreyen, keine Bewegung machen. Geschrey und Zukkungen erhitzen das Blut und die Fantasie, und vermehren dadurch die Angst.

Zaghafte Menschen sind argwöhnisch; sie denken immer, daß man sie verachtet, oder ihrer spottet. Die Tauben pflegen in diesen Fehler zu verfallen, weil sie nicht hören, was man spricht. Der Argwohn beunruhigt und ängstigt die Furchtsamen. Wenn ihre Freunde oder Bekannten sie im geringsten vergessen, so finden sie sich, als über eine Verachtung, beleidigt; sie sind unzufrieden und zornig. Denn diese Weichlinge, die so schwach sind, wenn sie Widerstand leisten sollen, die sich vor allem fürchten, sind die zornigsten Menschen, weil alles sie hart trifft. Man kann sie mit einem Verwundeten vergleichen; der geringste Stoß auf seine Wunden, den er auf ein gesundes Glied nicht fühlen würde, macht ihm heftige Schmerzen. Was einen

Mann von Muth und Festigkeit nicht rührt, reizt, erschüttert ein Kind und einen Kleinmüthigen, und ein Kranker ist empfindlicher, als ein Gesunder.

Diese beständige Aengstlichkeit stöhrt die Heiterkeit, macht traurig, erzeugt Laune und Eigensinn. Die Laune ist ein Zustand der Schwachheit, wo das geringste einen aufbringt, und wo man Gelegenheit, zu zürnen, zu suchen scheint *). Der Eigensinn besteht aus unvernünftigen und veränderlichen Einfällen **), mit dem Verlangen, daß die Andern sich darnach richten. Wer Laune oder Eigensinn hat, ist sehr beschwerlich; Ersterer wird über die unschuldigsten Dinge empfindlich; Jener verlangt, daß man seine Gedanken errathe; und zürnt, wenn man sie nicht trift, oder nicht geschwind genug ausführt; dies ist aber sehr schwer, weil er wetterwendisch ist. Die Kranken, die verzärtelten Kinder sind sehr zur Laune und zum Eigensinn geneigt. Die Schwäche und Empfindlichkeit der Ersten; die Dummheit und das Unvermögen der Letzteren sind daran Schuld. Betrübte, Verdrossene und Trunkene haben dazu große Anlage. Wer eben mit tiefem und schwerem Nachdenken beschäftigt ist, wird leicht durch jede Stöhrung zum Zorn gereizt. Dieser Fehler kann bald zur Gewohnheit werden.

Aus der Laune entsteht der Geist des Widerspruchs. Manche Leute widersprechen der augenscheinlichsten

*) Sie ist um einen Grad schwächer, als die Leidenschaft; ein Mittelzustand zwischen Zorn und Niedergeschlagenheit.

**) Der Eigensinn spricht: Ich will — weil ich will.

Wahrheit, die sie gewiß selbst glauben. Sie wollen aber widersprechen und scheinen beleidigen zu wollen. Das sind doch die wenigsten; die mehresten widersprechen aus Unbesonnenheit, Unwissenheit, und zuweilen, um sich das Ansehn zu geben, als verständen sies auch. Vielleicht ists bey einigen bloße Verwöhnung.

Die Schwachheit erzeugt Unzufriedenheit, und diese den Neid, welcher der Verdruß ist, in den Händen eines Andern ein Gut zu sehn, das man sich entzogen glaubt. Es giebt viele Leute, die ein Recht zu allem zu haben denken, die klagen und zürnen, wenn ein Andrer erhält was sie verlangten. Dieser Fehler entsteht aus Unwissenheit des allgemeinen Rechts, und der Schranken des eignen. Die Gewöhnung thut das ihrige dazu.

Die Misgunst betrübt sich über das Wohl anderer, ohne es für sich zu wünschen. Es ist der Hund, der das Heu nicht fressen kann, und es die Pferde nicht genießen läßt. Sie ist eine Frucht des Zorns, des Hasses und der Rachbegierde.

Eine andre Folge dieser Schwachheit ist, Dienste zu verlangen, und keine leisten zu wollen; gerade eine kindische Forderung. Das Kind hat Recht; es kann nicht dienen. Aus allen diesen Gründen werden schwache Gemüther wenig geliebt; sie sind lästig, und man weicht ihnen aus.

Man kann dieß Gemüth ändern, wenn man seine Kräfte kennen lernt und übt, und wenn man bedenkt, daß die Andern über uns eben die Rechte haben, die wir uns über sie anmaßen. Solche Leute denken aber wenig daran. Sie lachen gern über die Fehler und

Schwachheiten Anderer; ihr Spott ist bitter und beleidigend, und wenn man ihnen antwortet, werden sie zornig und grob.

Die Schwäche, die immer Hülfe und Unterstützung fordert, die Begierde nach Genuß, erzeugen Unersättlichkeit. Wer sich selbst zu bedienen und zu versorgen weiß, ist bald befriedigt. Wem es aber an Kraft und Geschicklichkeit fehlt, hat niemals genug.

Die Faulheit ist eine Geburt der Schwachheit. Es ekelt einen vor der Arbeit, weil sie beschwerlich ist. Anstrengung und Uebung sind die Mittel dagegen. Es giebt noch andre Ursachen der Trägheit, 1) die Gewöhnung; oder vielmehr die Ungewohnheit regelmäßiger Arbeit. 2) Das Misverhältniß der Kräfte mit dem Gewerbe. 3) Der Hang nach Vergnügungen. Jeder Fuulenzer ist sehr zu beklagen, er verfällt in Elend, Langeweile und Unordnung; Verachtung verfolgt ihn; zuweilen verfällt er in Verbrechen, und nimmt ein fürchterliches Ende.

Die Nachlässigkeit ist der Faulheit ähnlich und ist ihr treuer Gefährte; sie besteht in der Vergessenheit der Pflicht und der Ordnung. Viele Leute sind nachlässig, und lassen ihre Sachen umher liegen; nicht eben aus Faulheit, allein sie haben andre Geschäfte, worüber sie dieses versäumen. Von den Männern erwartet man diese Art von Ordnung nicht; man befürchtet sogar, daß ein Mann, der auf diese Kleinigkeiten sieht, wichtigere Geschäfte übersehe. Diese Besorgniß, ist zuweilen gegründet, zuweilen auch nicht. Die Ordnung im Hause ist das Gebiet der Frauen.

Aus Faulheit und Nachlässigkeit erwächst der Schmutz, eine bloße Verwöhnung; denn die Reinlichkeit wird ein wahres Bedürfniß, wenn man sich dazu gewöhnt hat. Schmutz ist ekelhaft, der Person ungesund, und den Sachen verderblich.

Der Dünkel ist der zu hohe Begriff, den man von sich selbst hat. Der Eingebildete glaubt, alles zu können; er hat mehr Kraft, mehr Geschicklichkeit, mehr Klugheit, als alle andre Menschen. Man sieht wohl, daß dieser Fehler eines Theils aus Unwissenheit der eignen Kräfte in Vergleichung mit den Schwierigkeiten und mit den Kräften Andrer entsteht. Auch sinds gerade die unerfahrensten, nehmlich die Kinder und jungen Leute, die den mehresten Dünkel haben. Andern Theils ists Gefühl der Kraft. Daher sind Wahnwitzige und Trunkene so eingebildet, und so unternehmend. Das Feuer der Einbildung oder des Weins erhöht ihre Kräfte, sie fühlen sie, und dünken sich unüberwindlich.

Ein vernünftiges Vertrauen in unsre eignen Kräfte giebt uns Muth etwas zu unternehmen, und uns durch Schwierigkeiten nicht abschrecken zu lassen. Der Dünkel wagt thörichtes, unmögliches Unternehmen. Man muß aber hier nicht übereilt urtheilen. Ein Mann unternimmt etwas großes, und es gelingt ihm, ohne ein günstiges Ungefehr; also war er kein eingebildeter Waghals. Das Mistrauen gegen eigne Kräfte macht Kleinmüthige. Es ist schwer, den wahren Muth und die Möglichkeit der Unternehmungen zu bestimmen. Freilich ist der wahre Muth, die Entschlossenheit, Dinge zu unternehmen, wenn sie nur möglich sind. Allein, was ist möglich? Manches wird

nur durch den Muth möglich, das ohne denselben wirklich unmöglich wäre. Die Möglichkeit unterscheidet den Muth von der Thorheit; der Muth aber gehört zur Gränze zwischen dem Möglichen und Unmöglichen.

Wenn zu dem Dünkel sich Verachtung gegen Andere gesellt, wird er Hochmuth; und dieser heißt Stolz, wenn er sich durch Sprache und Handlung äußert. Ein stolzer Mensch verlangt Vorzüge, Ehrenbezeugungen, Achtung, die er Andern versagt.

Es giebt Leute, die nie schmeicheln wollen, und keine übertriebene Ehrenbezeugungen annehmen; die nicht um Gerechtigkeit, wie um Gnade; und um ihre Rechte, wie um Gunst, bitten mögen; die um eine Wohlthat nicht bitten und flehen können. Man hält sie gemeiniglich für hochmüthig, sie sinds nicht, sondern edelmüthig; d. h. sie fühlen, daß jeder Mensch an sich selbst die Menschheit ehren, und sie nicht durch Niederträchtigkeiten herabsetzen soll. Sokrates vor seinen Richtern war edelmüthig; sein Edelmuth kostete ihm das Leben, erwarb ihm aber die Achtung der Edeldenkenden.

Hochmuth und Stolz, wenn sie sich auf Dinge gründen, die keinen wahren Werth haben, werden Eitelkeit. Man nennt eitel, was keinen Nutzen hat. Derjenige ist eitel, der sich mehr, als ein anderer dünkt, weil ihm sein Vater Vermögen, oder den Namen eines Edelmanns hinterließ, oder weil er ein prächtiges Kleid trägt; lauter Dinge, die dem Besitzer keinen Werth geben, obgleich die Menschen solche schätzen. Ein wohlgekleideter Mensch, ein Reicher, ein Edelmann, wird gemeiniglich mehr geschätzt, als ein tu-

gendhafter oder gelehrter Mann. Es giebt doch Personen, die das Verdienst zu erkennen und öffentlich zu schätzen wissen. Ein König von Frankreich zog zuweilen einen Kaufmann, aus Achtung für seine große Geschicklichkeit in Handlungssachen, zur Tafel. Dieser ließ sichs einfallen, den König um Adelbriefe zu bitten, und seine Bitte wurde ihm gewährt. Der neue Edelmann erschien am Hofe, dem Könige aufzuwarten, wurde aber mit der Abfertigung weggewiesen: Ich ehrte euch sonst und zog euch zur Tafel, weil ihr es, als der erste eures Standes, verdientet, nun ihr aber der letzte in eurem neuen Stande geworden, seyd ihr dieser Ehre unwürdig. Diejenigen, die die Schwäche und das Unvermögen eines eiteln Menschen kennen, verachten ihn und spotten seiner. Man ist desto weniger geneigt, ihn zu lieben, je mehr er einen jeden durch seinen Stolz beleidigt. Wer Verdienst, d. h. Geschicklichkeit hat, ist gemeiniglich nicht eitel; so daß man die Eitelkeit als das Zeichen eines kleinen unfähigen Geistes ansieht. Ein Herzog warf einstens einem Cardinal vor, daß er der Sohn eines Schweinehirtens wäre. Ja freylich bin ichs, antwortete dieser. Wenn Sie's aber wären, so wären Sie auch ein Schweinehirt geblieben.

Sonderbar ist es, daß ein Mann, der sich über seine Geburt erhoben hat, sich derselben schämt. Es ist ihm allerdings mehr Ehre, sich selbst hinaufgearbeitet zu haben, als durch seine Geburt dazustehen, wo er steht. Was hat der Mann zu seiner Geburt und zu seiner ererbten Würde beygetragen? Der aber, der in der Dunkelheit in die Welt trat, und nun zu Ehren

gelangt ist, der mußte es verdienen; er hat sich empor gehoben.

Die Jugend ist nicht auf ihr Verhalten aufmerksam genug, sie handelt ohne Nachdenken; das heißt Unbesonnenheit. Viele Erwachsene haben diesen Fehler. Ein Unbesonnener kann viel Schaden thun, und doch pflegen die Leute sich mit ihrer Unbesonnenheit zu entschuldigen, wenn sie gefehlt haben. »Ich dachte nicht daran;« sagen sie. Mit dem: nicht daran denken; aber hat man schon den Kopf zerschmettert, und Städte in Brand gesteckt. Der Unbesonnene verspricht, ohne die Möglichkeit seines Versprechens zu erwägen. Oefters übersteigt die Erfüllung seine Kräfte; noch öfter ist sie nur seiner Trägheit schwer; ein andermal hat er seine Zusage vergessen, man kann darauf nicht bauen. Verachtung und Spott sind sein Lohn. Der Schurke verspricht in der Absicht, sein Wort nicht zu halten, und nur seine Absichten zu erreichen.

Der Leichtsinn hat mit der Unbesonnenheit viele Aehnlichkeit. Er besteht darin, daß man das angefangene Werk liegen läßt. Daraus entsteht Unbeständigkeit, die von einem Gegenstande zum andern flattert.

Die Unentschlossenheit ist eine Folge des Unvermögens, die Vortheile und Beschwerden der zu wählenden Gegenstände gegen einander abzuwägen. Sie unternimmt nichts.

Fünftes Kapitel.

Von den Leidenschaften.

Die Leidenschaften verleiten den Menschen zu den größten Ausschweifungen; durch sie gereizt, übertritt er alle Schranken, und stürzt sich ins Verderben. Hier ist ein Beyspiel davon. Ein Ziegeldecker forderte von einem Bauherrn, dem er schon schuldig war, neuen Vorschuß. »Arbeitet erst den alten ab, bekam er zur Antwort, dann will ich euch neuen geben.« Ihr wollt mir also nichts vorstrecken? »Nein.« Nun, es soll euch leid werden. Es ist schwer, seine Rache zu errathen. Er erhenkte sich am Abend an das Gerüste des Bauherrn. Ich sah ihn den Morgen darauf, einen starken Kerl, der auf den Knieen, mit dem Hals am Strange gelehnt, todt da lag. Die Rache war schon bitter. Das Gerüste fiel dem Henker zu, viele Kosten mußten bezahlt werden, und die Maurer, die auf einem verunehrlichten Gerüste nicht arbeiten wollten, mußten ihren Lohn bekommen. Es ist schon von den verderblichen Wirkungen der Leidenschaften auf die Gesundheit geredet worden.

Die Leidenschaften erhalten ihre Heftigkeit daher, daß man sich seinen Neigungen überlassen, und verwöhnt hat. Hätte man letzteren früh widerstanden, so würde man den Zerrüttungen der Leidenschaften nicht ausgesetzt seyn. Sokrates soll von Natur jachzornig gewesen seyn; durch seine Bemühungen aber erlangte er eine seltene Mäßigung.

Die

Die Neigungen sind die Triebfedern, die den Menschen thätig machen. Der Kaltblütige ist gewöhnlich träge und nachlässig.

Neigungen und Abneigungen, wenn sie so stark werden, daß sie die Gemüthsruhe stöhren, heißen Leidenschaften. Man hat sie so genannt, weil der Mensch dabey nicht nach Vernunft und Ueberlegung, nicht nach eigner geprüfter Wahl und Entschließung, oftmals wider seine Einsicht und seinen Wunsch handelt, und folglich ein Spiel fremder Kräfte und der Gegenstände ausser ihm wird, und sich nur leidend verhält.

Die Leidenschaften haben verschiedene Ursachen. Der Grund davon ist in der Natur unsrer Constitution; allein sie erhalten durch zufällige Ursachen einen nicht unerheblichen Zusatz. Alles, was den Körper schwächt und empfindlicher macht, verstärkt die Leidenschaft. Weichliche Erziehung, sitzende Lebensart, und was die Gesundheit sonst angreift, macht auch die Gefühle lebhafter. Alles, was das Blut oder die Fantasie erhitzt, religiöse und verliebte, und jede andre Schwärmerey; heftige Bewegung, hitzige Getränke, die das Blut in Wallung bringen; interessante Lektüren, Romane, Trauerspiele geben der Leidenschaft neue Stärke. Krankheit, Furcht, Betrübniß, Sorgen, tiefes Nachdenken und Anstrengung der Geisteskräfte geben ihr nicht wenig Nahrung.

Geschrey, heftige Bewegungen in dem Anfall der Leidenschaft, bey Furcht oder Zorn, machen das Uebel immer ärger.

Jedes Hinderniß, wenn es nicht stark genug ist, um die Leidenschaft gänzlich zu unterdrücken, ist nur ein neuer Reiz, der sie noch heftiger wüthen macht.

Die Gegenwart des Gegenstandes erhöht die Leidenschaft immer mehr; schon das anhaltende Denken an die Ursach ist gefährlich.

Aus diesem Grunde brauchen Verständige allerley Mittel, um den Ausbruch der Leidenschaft zu verhindern, die Neigung dazu zu verhüten und den Anfall zu mäßigen und abzukürzen. Die Eltern suchen ihre Kinder abzuhärten, Geduld, Muth, Standhaftigkeit, durch allerley Uebungen zu lehren, die manchmal der Jugend unangenehm sind, ihr aber mit der Zeit den größten Vortheil bringen. Sie suchen den Kindern Festigkeit des Leibes und der Seele zu geben.

Ein jeder für sich selbst, wenn er verständig ist, sucht seinen Leib bey guter Gesundheit zu erhalten; vermeidet Speisen, Getränke, Lesungen, Arbeit, Vergnügungen, Gefühle, Anstrengung, Uebermäßigkeit in allen Stücken, die sein Blut in Wallung bringen und seine Fantasie erhitzen können. Wenn eine Leidenschaft ihn anwandelt, verhält er sich so ruhig als möglich, ohne Geschrey, ohne heftige Bewegung; er entfernt sich von dem Gegenstande seiner Leidenschaft, und sucht durch Zerstreuung seine Gedanken und seine Aufmerksamkeit auf etwas anders zu lenken.

Allein, es ist zu bemerken, daß die Leidenschaft, wenn sie heftig ist, alles verwirft, wodurch sie gemildert werden könnte. Wer zornig oder betrübt ist, scheint an seinem Zorne, an seiner Betrübniß Gefallen zu finden. Er will nichts sehen, nichts hören,

als was mit seinem Gefühl übereinstimmt, nichts, das ihn zerstreuen und von seiner Leidenschaft abziehen möchte.

Daher muß man nicht von einem Gefühle auf ein anderes, dem ersten allzu ähnliches oder gar entgegengesetztes Gefühl springen wollen. Z. B. wenn man sich oder einen andern Betrübten trösten und zerstreuen will, muß man nicht gleich auf rauschende Vergnügungen verfallen. Es würde nicht gelingen. Man muß aber zu stillen, sanften Gegenständen seine Zuflucht nehmen. Ein stiller einsamer Spatziergang, eine ernsthafte Lesung oder Unterredung werden weit besser wirken.

Doch nicht in dem ersten Augenblick. Man mag es anfangen, wie man will, die Leidenschaft, wenn sie heftig ist, fodert immer einige Sättigung. Will man den Betrübten trösten, so muß man ihn klagen lassen, seine Klagen anhören, herauslocken, Theil an seinen Leiden nehmen. Daher lehrte Jesus, daß man mit den Weinenden weinen soll. Hat man einen Zornigen zu besänftigen, so muß man sich ja hüten, wenn man durch Ansehen oder Furcht seinen Zorn nicht niederschlagen kann, ihm zu widersprechen und ihn zu tadeln. Man brauche Geschicklichkeit, gebe ihm nach, lasse ihn seinen Zorn aushauchen, ohne ihn höher zu treiben; lasse unvermerkt etwas einfließen, wodurch er anfange, sein Unrecht einzusehen und auf andre Gedanken zu kommen. Ueberhaupt ist die Mäßigung der Leidenschaften, bey sich selbst und bey Andern, ein schweres Geschäft, und es gehört Kunst dazu, es glücklich auszuführen.

Nichts ist gefährlicher, als die Ueberraschung. Dadurch erhält die Leidenschaft ihre größte Stärke. Wenn man die Gelegenheit vorher sieht, ist das Gefühl dabey, Zorn, Betrübniß, Furcht, Freude, weit maßiger. Wer aber, wider Vermuthung, eine Veranlassung zu irgend einer Empfindung plötzlich bekommt, der wird fast ohnfehlbar hingerissen.

Noch wüthender oder drückender, und noch unbändiger wird die Leidenschaft, wenn sie auf eine entgegengesetzte Leidenschaft folgt. Ein schnelles Schrecken mitten in der Freude ist fürchterlich; der Zorn ist wüthend, wenn er auf Hoffnung oder Wohlwollen folgt; die Freude nach Sorgen und Beklemmung, ist tödtlich. Die Liebe wird nach dem Zorne und der Versöhnung viel stärker, als sie vorher war.

Aehnliche Empfindungen bieten einander die Hand. Das Mitleiden erweckt und verstärkt die Zuneigung und die Liebe. Sorgen und Niedergeschlagenheit vermehren die Furcht.

Die körperliche Beschaffenheit trägt zur Milderung oder Erhöhung der Leidenschaft vieles bey. Ein paar Gläser Wein erwärmen die Liebe, die Freundschaft, den Muth, die Geneigtheit, den Hang zum Wohlthun, die Offenherzigkeit, das Gefühl für das Gute, die Empfindlichkeit, den Zorn und die Rachbegier.

Eine besondre Leidenschaft erleichtert das Entstehen aller andern gleichartigen; und das Gefühl gegen einen Gegenstand befördert dasselbe Gefühl gegen jeden andern. Wer jetzt Liebe oder Freude empfindet, wird leicht zur Theilnehmung, zum Erbarmen, zur Freundschaft zu bewegen seyn; und wer gegen einen Beleidi-

ger den Augenblick zürnet, der wird auch gegen Andre leicht aufgebracht werden.

Daraus ziehen die Verständigen leicht die Lehren der Vorsicht, deren Beobachtung sie vor den Ausschweifungen der Leidenschaft bewahren kann.

Einen nachtheiligen Charakter haben alle Gefühle und Leidenschaften an sich, daß sie nemlich alle ihren Gegenstand immer vergrößern. Liebe und Freude malen den ihrigen mit anmuthigen Farben aus; Zorn, Rache und Haß schildern den ihrigen scheußlich.

Z. B. Ich zürne. In dem Augenblick meines Zornes fühle ich mich äußerst beleidigt. Wenn der Zorn aber vorüber ist, so wird es mir oftmals schwer, etwas Beleidigendes in dem Betragen des Andern zu finden, und ich weiß zuweilen nicht mehr, worüber ich eigentlich klagte. Eben so, wenn ich betrübt bin. Da ist mir, als wenn ich in einem Meere von Unglück versunken wäre; wenn sich aber mein Schmerz etwas gelegt hat, finde ich, daß mein Zustand nicht so ganz verlassen und trostlos ist. Es geht mit den Dingen in der Welt, wie mit gewissen Bildern in der Zauberlaterne, die eine auffallende und eine ganz gewöhnliche Seite haben; und daß die Leidenschaft die eine, und die ruhige Vernunft die andre Seite vordreht. Was unangenehme Leidenschaften thun, das thun auch die fröhlichen, die Hofnung, die Liebe, die Freude.

Der Weise, welcher sich vor den heftigen Anfällen der Leidenschaften zu verwahren sucht, trachtet am mehresten darnach, die Ueberraschung zu verhüten. Bey jeder Gelegenheit sagt er sich vorher, was ihm widriges aufstoßen kann; dann ist er vorbereitet, es kommt

ihm nichts unerwartet, und er bleibt mehrentheils ruhig.

Die Leidenschaften erhalten von der Gewöhnung immer mehr Kraft. Je öfter man sich der Sinnlichkeit, dem Zorne, der Laune überläßt, desto leichter und heftiger wird man von ihnen übereilt und hingerissen. Deswegen nehmen die Leidenschaften mit der Zeit immer zu.

Wenn man eine Leidenschaft, die durch Gewöhnung zum Laster geworden ist, als z. B. Spielsucht oder Trunkenheit, ablegen will, wird es einem anfänglich sehr schwer. Nach und nach aber wirds leichter; und dann hat man die Freude, sich selbst sagen zu können: Ich habe meine Leidenschaft überwunden.

Die Leidenschaften ändern den Menschen sehr. Der Vernünftigste vergißt in dem Augenblick alle Vernunft; oder wenn er noch Vernunft behält, ist sie ohnmächtig, und dient ihm nur dazu, daß er seine Thorheiten einsieht, indem er selbige begeht.

Von einem Gefühle zum andern, von einer Leidenschaft zur andern, ist der Mensch sich selbst gar nicht mehr gleich, so daß er in der einen, vornemlich wenn sie wohlthätig ist, gar nicht begreifen kann, wie er das thun konnte, was er in der entgegengesetzten Leidenschaft that. Er ist zornig gewesen; nun liebt er. Wenn er nun sein voriges Betragen überdenkt, wundert es ihn, wie er sich so äußerst vergangen hat.

Wer das an sich selbst nicht beobachtet hat, der wundert sich, wenn er Andre so unvernünftig handeln sieht und spricht: Nein, das würde ich nim-

mermehr thun. Er irrt sich, und kennt weder sich selbst, noch die menschliche Schwachheit. In derselben Lage, mit gleich starker Leidenschaft, würde er sich nicht viel besser betragen.

Man kann nie für sich selbst bürgen, da man in der Leidenschaft ein ganz andrer Mensch wird. Die Bibel sagt sehr weislich: Richte deinen gefallenen Bruder auf; aber nimm dich in Acht, daß du nicht selbst, wie er, fallest. Der Arme spricht: Wenn ich reich wäre, würde ich einen ganz andern Gebrauch von meinem Reichthum machen! Es steht dahin. Man hat Arme gesehen, die unverhoft reich geworden sind; sie wurden fast alle zu Narren. Neue Freunde versprechen einander, sich nimmermehr zu entzweyen, ewig einander zu lieben, alle gegenseitige Schwachheiten zu dulden. Es ist ihnen Ernst, und sie versprechen sich selber, Wort zu halten. Lasset nur die Freundschaft etwas Altes werden, so gehen alle diese Versprechen in den Wind. Das bedenkt man gemeiniglich nicht, weil die Leidenschaft keinen andern Gedanken aufkommen läßt, als den, der zu ihr paßt.

Sechstes Kapitel.

Von dem Ausdruck.

Wir geben unsre Gedanken und Empfindungen durch verschiedene Zeichen zu erkennen. Der Schmerz und

die Freude haben ihr Geschrey, die Betrübniß weint, und die Freude lacht. Lachen und Weinen sind dem Menschen eigen; die Thiere haben diese Aeußerungen nicht.

Man siehts dem Menschen im Gesicht und in den Augen an, ob er zornig, betrübt oder fröhlich ist; ob er liebt oder haßt; ob er Begierde oder Abneigung fühlt. Selbst Gewöhnung und Laster äußern sich darin. Der Bösewicht, der Schurke sehn unangenehm aus; der gute Mensch hat sanfte Züge, ein offnes und freyes Auge, man sieht ihn mit Vergnügen. Alle Laster verunstalten das Gesicht; die sanften, gütigen, angenehmen Empfindungen hingegen machen es schön, und die beste Schminke ist die Herzensgüte und die Tugend. Man muß sich aber hüten, von den Leuten bloß nach ihren Gesichtszügen zu urtheilen; wenn man nicht oftmals getäuscht werden will.

Die Gesichtsbeschaffenheit, welche die Gesinnungen des Herzens verräth, heißt Phisionomie; und man nennt Physiognomik die neue, zu unsern Zeiten fast zu einem System erhobene Kunst, aus den Gesichtszügen die Charactere der Menschen zu lesen. Daß diese Kunst ziemlich unsicher seyn mag, ist daraus vermuthlich, daß:

1) Der Mensch sich verstellen kann; denn viele wissen ihre Tücken und Laster unter dem Schein der Treuherzigkeit und der Tugend zu verbergen.

2) Der Mensch sich bessern kann; und dann trieat die Gesichtsbildung, die mit seiner ersten Fehlerhaftigkeit harmonirte, und die er nunmehr, nach seiner Besserung, nicht, wie seinen Sinn, ändern kann.

So irrte sich ein Physiognom des Alterthums in dem Sokrates. Er rühmte sich der Kunst, einem Jeden im Gesicht ansehen zu können, wie sein Herz und seine Sitten beschaffen wären. Verschiedene geglückte Versuche mochten ihn berühmt gemacht haben. Er kam nach Athen. Alles Neue findet Beyfall und Widerspruch; auch fand ihn unser Physiognom, und einige Athenienser legten es darauf an, seine Kunst irre zu führen und seiner zu spotten. In dieser Absicht führten sie ihn zum Sokrates, der ein tugendhafter Mann, aber sehr häßlich war. Der Physiognom sah ihn an, und beschuldigte den Philosophen vieler Laster, die Sokrates nicht hatte. Schon lachten die Athenienser. — »Lachet nicht, sagte der Weltweise; der Mann »hat Recht. Ich habe zu allen diesen Lastern Anlage, »und nur mit Mühe habe ich solche überwunden. Lernet aber daraus, was man über sich selbst vermag, »wenn man es nur ernstlich will.«

Uebrigens ist es gemeiniglich wahr, daß man aus den Gesichtszügen mehrentheils den Grund des Charakters eines Menschen kennen kann.

Unter Gebehrden versteht man die ganze Lage des Körpers, und die Bewegung der Hände, die, nachdem man vergnügt oder betrübt ist, stark abwechseln. Ein stolzer, grober Mensch, z. B. hat unschickliche Gebehrden, dehnt sich aus, spuckt in die Ferne, räuspert sich mit Geräusch, ꝛc. Die Stimme ist eben so mannigfaltig, als die Gebehrden und das Gesicht.

Also kann der Mensch nicht leicht seine Empfindungen verbergen. Dennoch wissen einige sich, obgleich unvollkommen, zu verstellen; und deswegen muß man

mit Behutsamkeit aus der Physiognomie urtheilen. Diese Aeßerungen hat der Schöpfer weislich angeordnet; denn nun kann man den Betrübten erkennen, ihm Trost und Hülfe, die er nicht fordern darf, anbieten; man sieht die Freude, um Theil daran zu nehmen; den Zorn, ihm auszuweichen, oder ihn zu besänftigen.

Der gemeinste und bestimmteste Ausdruck ist die Sprache. Sie drückt nicht allein die Empfindung aus, sie erklärt auch noch die Ursachen derselben; durch sie theilen wir unsre Gedanken und Erfahrungen einander mit. Wir haben die Kunst erfunden, mit Abwesenden und mit denen, die viele tausend Meilen oder viele Jahrhunderte von uns entfernt sind, zu sprechen. Diese Kunst ist die Schrift, vermöge welcher wir Briefe und Bücher machen. Das Alterthum war an Büchern nicht reich, weil es die Buchdruckerey nicht kannte; und es kostete ein Buch vielleicht hundertmal mehr, als jetzt, weil man es schreiben mußte. Viele Völker wissen noch vom Schreiben nichts; ein jedes aber hat seine Sprache.

Oefters spricht man, ohne einander zu verstehn. Das geschieht aus vielen Ursachen. Viele Leute sind ihrer Sprache nicht mächtig, und brauchen ein Wort für das andre; und die die Sprache verstehn, verbinden zwar mit demselben Worte denselben Hauptgedanken, allein sehr verschiedene Nebenbegriffe. Es giebt gewisse Worte, die in allen Sprachen keinen bestimmten Begriff ausdrücken; und die ihre Bestimmung von einem Maasstabe oder einer Vergleichung hernehmen müssen, als, z. B. groß, klein, lang, kurz, geschickt, arm, reich, mittelmäßig, gut,

böse, wohl, schlecht; (die vier letzteren haben noch einen bestimmten Begriff; denn es giebt Dinge, die an und für sich gut oder böse sind; allein, man nennt öfters schlecht oder böse, was nur weniger gut oder angenehm ist, als z. B. ein schlechtes Messer, ein schlechtes Kleid, ein schlechtes Haus, eine schlechte Mahlzeit, schlechtes Wetter, Unkraut, was so viel heißt, als böses Kraut, und folglich nennt man nur gut, was besser ist.) Alle angeführten Worte sind sehr unbestimmt. Die Maus ist groß in Vergleichung mit der Fliege; mit der Katze aber, klein. Selbst der Elephant ist gegen den Wallfisch nur klein.

Eine Menge andrer Worte sind beynah eben so unbestimmt, als weise, glücklich, ehrlich, ein ehrlicher Mann, Volk, gelehrt, unwissend, dumm, stumpf, einfältig, Tag, Unglück, Tugend, Bosheit, und tausend andre.

Weise, in der strengsten Bedeutung, bezeichnet einen Menschen, der in jeder Lage sich über die menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften zu erheben weiß. Ein Mann also, der den Wein liebt, und bey einer wohlbesetzten Tafel, des Zuredens und des Spottes unerachtet, mäßig bleibt, ist in diesem Fall ein Weiser .Es giebt aber keinen, in allen Stücken vollkommnen, Weisen. Man giebt also diesen Ehrennamen dem, der wenigern Versuchungen, als Andre, unterliegt, und weniger Thorheiten, als die mehresten, begeht.

Hieraus entsteht, daß man oft über Dinge streitet, die ganz deutlich scheinen; weil Jeder mit seinen Worten andre Ideen und Bestimmungen verbindet. Man sieht öfters nach einem largen Streite, wenn end-

lich die Worte erklärt werden, daß beyde Streitende eben dasselbe behauptet haben. Ein jeder hatte seinen besondern Ausdruck, den der Andre anders verstand und jeder hatte geglaubt, dem andern entgegengesetzt zu seyn, weil sie einander nicht verstanden. Wer dieses weiß, pflegt, ehe er sich in einen Streit einläßt, um die Erklärung der Worte zu bitten, und dann hat gemeiniglich der Streit sogleich ein Ende.

Es giebt Leute, die einen erstaunlichen Wortfluß haben; man kann nicht begreifen, wo sie den Stoff dazu hernehmen. Sie sind dem, der sie anhören muß, zur Last. Man fürchtet und meidet sie. Auch sprechen sie nur von Kleinigkeiten, von alten unbedeutenden Geschichten, von dem, was ihre Eltern geredt haben, von deren Streitigkeiten, vom Detail ihrer Geschäfte. Kein Mensch findet daran Vergnügen, als sie selbst. Hingegen trift man Leute an, die sehr wenig sprechen.

Von den Engländern erzählt man, daß sie wenig gesprächig sind, und daß sie stundenlang in Gesellschaft mit einander seyn können, ohne ein Wort zu sagen.

Man hört denen nicht gern zu, die eine schleppende Sprache haben, als wenn sie in Verlegenheit wären, die Worte oder Sachen zwanzigmal wiederholen; den Stotternden, oder denen, die einen Fehler an der Zunge haben; denen, welche schreyen, lispeln, in den Zähnen murmeln, statt deutlich zu sprechen.

Ein jeder will gern zur Unterredung das seinige beytragen; wer also beständig das Wort führt, beleidigt die Andern. Man liebt den, der uns von unsern guten Eigenschaften, oder Angelegenheiten unterhält; der

Genesende hört gern von seiner Krankheit, die Wittwe von dem Absterben ihres Mannes, sprechen. Wer nur von sich spricht, wird unerträglich.

In allen Sprachen giebt es grobe, unschickliche Ausdrücke, welche unanständige, ekelhafte Vorstellungen anzeigen. Wer solche braucht, wird als ein grober, ungesitteter Mensch angesehn.

Siebentes Kapitel.

Von der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele.

Die Gelehrten glauben, daß Verstand und Wille keine Wirkungen der körperlichen Kräfte seyn können; woraus sie schließen, daß der Mensch eine von dem Leibe verschiedene Seele haben muß, in welcher diese Kräfte sich befinden. Der Körper ist Materie, d. h. ein ausgedehntes, schweres, in die Sinne fallendes Wesen, worin man, nach der Meynung der Gelehrten, weiter nichts, als Bewegung, Zu- und Abnahme, Zusammensetzung und Auflösung denken kann. Dies alles, sagen sie, hat mit dem Verstande und Willen gar keine Aehnlichkeit. Sie sagen ferner, daß der Leib einem beständigen Wechsel unterworfen ist, daß er immerfort durch die Ausdünstung eine Menge von seinen Theilen verliert, und neue durch die Nahrung erhält; daß also wenn die Vorstellungen an dem Körper hafte-

ten, die abgehenden Theile einen Theil der Gedanken mit sich wegnehmen würden, wie das Tuch eines Gemäldes, wenn es verfällt, immer einen Theil des Gemäldes selbst mit hinnimmt. Und doch geschieht dies nicht; unsre Gedanken sind immer ganz, oder gar nicht da; man hat keinen halben Gedanken, keinen, wovon noch ein Theil da wäre, wann das übrige weg ist.

Daher schließen sie: einmal, daß das denkende und wollende Wesen nicht unser Leib, sondern vom Leibe ganz verschieden ist; das nennen sie die Seele. Zweytens, daß die Seele unkörperlich ist, d. h. daß sie nicht aus verschiedenen Theilen besteht, daß sie nicht unter die Sinne fällt. Und solches denkende und wollende unkörperliche Wesen nennen sie einen Geist. Also sagen sie, daß wir eine geistige Seele haben.

Andre gehn noch weiter, und sagen, daß man nicht einmal die Bewegung in der Materie begreifen kann, weil sie nur die Bewegung von einer fremden Kraft anzunehmen, nicht aber sich selbst zu bewegen, vermögend ist. Wir haben auch, als wir von unsrer willkührlichen Bewegung sprachen, bemerkt, daß wir sie nicht erklären können. Daraus ziehn diese Gelehrten den Schluß, daß unsre willkührliche Bewegung eine Wirkung der geistigen Seele seyn muß, die dem Körper vermittelst der Nerven den ersten Stoß giebt.

Eine geistige Seele kann nicht umkommen. Der Leib, weil er aus vielen Theilen besteht, ist der Auflösung, d. h. der Trennung der Theile, unterworfen, und löset sich wirklich alle Tage zum Theil, und nach dem Tode gänzlich auf. Eine Seele aber, die keine Theile hat, kann nichts verlieren, nicht aufgelöset wer-

den. Ferner, schließt man daraus, daß die Gedanken nicht verloren gehn können, weil sie in der Seele sind, die nichts verlieren kann. Also glaubt man, daß die Seele nach der Zerstöhrung des Leibes immerfort denkt und will, und das iſts, was man unter ihrer Unsterblichkeit, wovon alle Welt spricht, versteht.

Freylich leidet die Seele von den verschiedenen Veränderungen, die im Leibe vorgehn. Krankheit, Kindheit, hohes Alter, verhindern sie in ihrem Nachdenken. Das ist richtig. Daraus folgt aber nicht, daß sie das Denken mit dem Leibe verlieren wird. Es scheint: nicht, als ob der Leib, durch seine Gebrechen, der Seele die Kraft zu denken nehme; sondern, daß er sie in ihren Verrichtungen stöhre. Ein Mensch, der Zahnweh leidet, denkt schwach. Wer wollte daraus schließen, daß das Denken in den Zähnen ist? Allein der Schmerz in den Zähnen wendet die Aufmerksamkeit der Seele von ihren Gegenständen ab. Im Geräusch denkt man, aus eben dem Grunde, schlecht. Man sperre sich in ein Haus, wie die Seele in den Leib, ein, und verstopfe dem Lichte allen Zugang ins Zimmer; so wird man nichts sehn. Würde es nicht seltsam scheinen, wenn man daraus folgern wollte, daß man auch nichts sehn würde, wenn man das Zimmer verließe?

Es ist vielleicht kein einziges Volk je auf Erden gewesen, das nicht die Hofnung der Unsterblichkeit gehabt hätte. Unter uns, unter den Juden und Muhamedanern, ists ein allgemein ausgemachter Satz, woran niemand mehr zweifelt. Die alten Heiden sprachen viel von einem Gerichte über die Seelen nach dem Tode, von der Seligkeit

der Tugendhaften, und von den Strafen der Gottlosen. Als die Portugiesen im vierzehnten Jahrhundert die Insel Madera entdeckten, deren Einwohner halb wild waren, hatten diese einen alten Gebrauch; sie gaben nehmlich ihren Todten einen Topf Milch und einen Stock in die Hand; auch glaubten sie, immer zween Könige zu haben, den jetzt regierenden, und den letzt verstorbenen, den sie für eine Art von Schutzengel hielten, dessen Seele nach dem Tode des Leibes mächtiger geworden wäre, und nunmehr über sie waltete und sie aus Liebe schützte. Die Japaneser verbrennen mit ihren Todten auch einige Sklaven und die Lieblingsgemahlin; in der Absicht, daß diese jenen im andern Leben bedienen, und durch ihre Gegenwart erfreun. Die alten Germanier verbrannten gleichfalls die Waffen und das Pferd mit dem Leichnam des Besitzers aus demselben Grunde.

Die Christen, die Juden und Muhamedaner setzen zu dem Begriff von Unsterblichkeit noch die Hoffnung der Auferstehung des Leibes hinzu. Viele Alten haben geglaubt, daß die Seele nach dem Tode einen andern Leib, eines Menschen, oder eines Thiers, je nach ihrem Betragen und Verdienste, belebte. Dies nannten sie die Seelenwandrung.

Sechster

Sechster Abschnitt.

Von dem Glauben an die Gottheit.

Man hat auch noch kein Volk gefunden, das nicht den Begriff von irgend einer Gottheit gehabt hätte. Selbst die rohesten Völker erkennen Götter. Alle Völker, die nicht Christen, Juden oder Muhamedaner sind, glauben mehrere Götter.

Dieser allgemeine Glaube an eine Gottheit hat vermuthlich die Gewöhnung zum Grunde, alles Bekannte aus gewissen, ihren Wirkungen gemäßen, Ursachen entstehn zu sehn. Diese Ursachen waren verständig, geschickt, weise, mächtig, je nachdem ihre Wirkungen schön und groß waren. Die Menschen konnten sich nicht vorstellen, daß das schöne unermeßliche Weltall, ohne eine mächtige, verständige und weise Ursache hätte entstehn sollen. Sie sahen, daß die geringsten Dinge Kunst erfordern; daraus schlossen sie natürlicherweise, daß das Große eine welt höhere Kunst verlangt. Sie schrieben also der Gottheit den Bau der Welt zu, oder sie nahmen vielmehr zu der Gottheit ihre Zuflucht, weil sie sie brauchten, um sich das Daseyn der Welt zu erklären. Aus der Pracht und der Größe des Geschöpfs schlossen sie die Macht und Weisheit des Schöpfers; und die Schönheit des Himmels und der Erde lehrte sie die Güte ihres Urhebers.

Die Unermeßlichkeit des Weltalls, und seine zahllosen Theile, die die Fassung des erleuchtetesten Verstandes übersteigt, setzte diese einfältigen Völker in Erstaunen. Sie begriffen wohl, daß die Gottheit groß seyn mußte, viel größer, als der Mensch, als Könige, als ganze Völker; allein sie konnten den Gedanken Eines der Welt angemessenen Gottes nicht erreichen; deswegen dichteten sie viele schaffende und ordnende Götter, und theilten unter Viele ein Werk, das ihnen für Einen zu groß schien; und so bekam jeder Theil der Welt seinen Schöpfer. Einige Gelehrte, die zu stolz waren, eine Gottheit, die sie nicht fassen konnten, anzuerkennen, ließen den so natürlichen Begriff von Ursachen und Wirkungen, und vom Verhältnisse derselben, fahren, und sagten, die Welt hätte keine Ursach, sondern stünde von Ewigkeit; oder sie behaupteten ihre Entstehung durch den regellosen Zusammenfluß einer von Ewigkeit her, im unermeßlichen Raum, schwimmenden Materie. Sie würden sich aber geschämt haben, dasselbe von der geringsten Hütte zu behaupten.

Die Menschen sahen, daß alles in einer unveränderlichen Ordnung besteht; die Väter erzählten den Kindern die Wechsel der Dinge, die sie von ihren Ureltern erzählen gehört, und selbst gesehn hatten; und die Kinder sahen eben dieselben wieder. Wem sollten sie diese beständige Ordnung zuschreiben? Alle Werke der Menschen bedürfen Ausbesserung, und man glaubte, daß die Werke der Gottheit deren auch, zumal in Ansehung ihrer Menge, und der augenblicklichen Unordnungen, die man sah, oder zu sehn glaubte, bedürftig wären. Die man zu sehn glaubte, sage ich; denn zu

den alten Zeiten kannte man die Natur so noch nicht, wie man sie jetzt kennt. Ungewitter, Sonnen- oder Mondfinsternisse schienen Zerrüttungen; die Völker zitterten; die Priester brachten Gebet und Opfer; die Zauberer eilten, mit ihrer Kunst, den in Gefahr schwebenden Gestirnen zu Hülfe. Dennoch bestand das Weltall, und die Zerrüttungen verschwanden. Was war natürlicher, als der Gottheit, oder den verschiedenen Göttern, einem jeden in seinem Gebiet, diese vermeinten Wiederherstellungen zuzuschreiben? Daher wurde die Fürsehung, die die Welt erhält und regiert, eine allgemeine Lehre.

Ein einiger Gote reichte zur Schöpfung nicht zu, so konnte er auch nicht zur Regierung zureichen. Alles wurde mit Göttern besetzt. Sonne und Mond bekamen jeder den ihrigen. Die Erde wurde damit bevölkert. Das Meer, die Flüsse, die Quellen, die Berge, die Wälder, die Gärten, die Felder, die Blumen, der Weinstock, alles hatte seine Schutzgötter. Jedes Haus, jeder Mensch, jedes Kind erhielt einen Schutzgeist.

Diese Götter waren nicht alle gleich an Macht, sondern einander untergeordnet. Die Flußgötter waren mächtiger, als die Götter der Quellen; und der Meeresgott herrschte über sie alle. Jeder hatte eine Macht, die mit seinem Gebiet und der Wichtigkeit seines Dienstes in Verhältniß stand. Der Gott des Weins war sehr mächtig, weil dies Getränk viel über den Menschen vermag. Die Priester haben immer zu diesen simpeln Begriffen vieles hinzugethan; sie haben die Zahl der Götter vermehrt, ihnen ihren Rang und die Gränzen ihrer Macht bestimmt.

Von jeher haben die Menschen sich die Gottheit unter dem Bilde des Menschen vorgestellt. Das ist natürlich. Wenn der Ochs oder der Löwe sich Götter dächten, so würden sie ihnen Hörner und Klauen geben; nur längere, als die ihrigen. Der Amerikaner stellt sich seinen Gott als einen ehrwürdigen Greis vor, der auf unzugänglichen Felsen wohnet. Der Kamtschadale macht aus ihm einen Riesen, der einige Wallfische zu seiner Abendmahlzeit verzehrt. Die Priester stellen ihn gern als begierig auf Geschenke vor, und als sehr rachsüchtig, wenn man die wesentliche Pflicht, ihm Geschenke zu bringen, versäumt. Sie malen ihn schrecklich, um aus der Angst des Volks ihren Vortheil zu ziehn, und sich ihre Vermittlung, zur Versöhnung der Götter, desto theurer bezahlen zu lassen.

Der Begriff der Gottheit sank noch tiefer herab. Mächtige, und durch ihre Dienste oder Verbrechen berüchtigte, Menschen, die Erfinder der ersten nützlichen und angenehmen Künste, wurden mit der Zeit als Götter verehrt. Könige und Fürsten wurden von den Schmeichlern, von ihrer Familie, oder vielmehr von ihren Nachfolgern, um den Völkern damit ein Beyspiel zu geben, das sie gegen sie selbst nachahmen sollten, zu dieser Würde erhoben. Völker vergötterten den verstorbenen Tyrannen, um dem regierenden ihre Verehrung zu bezeigen.

Die Sonne, der Mond, das Feuer waren lange zeit der Gegenstand der Anbetung, und sinds in manchen Gegenden noch. Die Sonne

»Steigt auf und geußt aus ihrem Feuermeere
»Erstaunen vor sich hin.«

Sie ist so majestätisch, sie verschafft uns so viel Gutes! Es war sehr natürlich, ihr die Wohlthaten zuzuschreiben, deren Werkzeug sie ist. Der Mond hat mit ihr viel Aehnlichkeit. Die Kraft des Feuers ist so groß, sein Glanz ist so blendend, und überdies hat es etwas geheimnißvolles, indem man es nie unbestraft berühren, noch ihm nah kommen darf, daß es die Menschen leicht zur Verehrung bewegen konnte.

Endlich, hat man die Gottheit bis zu den Thieren und Pflanzen herabgesetzt. Die Egyptier haben sich hierin hervorgethan. Der Stier Apis, ein bloßer lebendiger Stier, wurde im ganzen Lande angebetet. Die Katze, das Crocodill, der Ibis, (eine Art Storch) hatten Tempel; einige Pflanzen wurden als Gottheiten verehrt.

Bey allen diesen Ungereimtheiten erhoben sich fast alle Völker zu dem Begriff eines allerhöchsten Gottes, Herrn und Herrschers der Welt und der untergeordneten Gottheiten. Die Griechen hatten ihren allerhöchsten und allgütigen Zevs, den Vater der Götter, und den Herrn der Menschen. Er gab den übrigen Göttern seine Befehle; und diese Befehle waren unverbrüchliche Gesetze. »Denjenigen unter euch,« sagt er zu den vor seinem Thron versammelten Göttern; »denjenigen, der meine Befehle übertreten wird, will ich aus »dem Himmel verstoßen, und in die Hölle stürzen, die »so tief unter der Erde, als der Himmel hoch über der»selben, ist. Und wenn ihr etwa zweifelt, ob ich meine »Drohungen ausführen kann, so versuchet eure Kräfte »gegen meine Macht. Steiget alle auf die Erde hinab, »befestiget daran eine Kette, die ich an jenem Ende hal-

»ten werde; und wenn mirs dann gefällig ist, so will »ich euch und die ganze Erde, all eures Widerstrebens »ohnerachtet, ohne Mühe empor heben, die Erde anbin»den, und unbeweglich anhängen.« Man erzählt, daß eine Amerikanerin, die in der Nacht zu einem Arzt für ihre kranke Tochter über Feld gieng, den Mond mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Es begegnete ihr jemand, der sie fragte, warum sie den Mond so ansähe. Ich bitte, antwortete sie, den, der den Mond gemacht hat, um die Genesung meiner Tochter. Zu Saïs war ein Tempel, der diese Inschrift führte: »Ich bin alles, »was ist, was war, und seyn wird; und noch nie hat »ein Mensch den Schleyer gehoben, der mich verhüllt.«

Man bemerkte manches Uebel unter den Gütern, die die Welt erfüllen. Ungewitter, Sturm und Hagel unter wohlthätigen Regen; Vulkane, Erdbeben, ansteckende Seuchen. Die Ursachen dieser Uebel waren verborgen, und sie konnten nur einer höheren Macht zugeschrieben werden. Die Völker, die voll von der Güte und Vollkommenheit der Götter waren, scheuten sich, ihnen das Uebel zuzuschreiben. Dies erzeugte verschiedene Lehren, je nachdem die Völker und die Gelehrten sich am besten aus der Verlegenheit zu helfen glaubten.

Der nächste Weg war nun wohl, das Uebel höheren bösen Wesen zuzuschreiben, wie man das Gute guten Wesen zugeschrieben hatte. Daher entstand die Lehre von den bösen Dämonen, die man bey allen Völkern findet. Die Perser hatten ihren Ariman, die Egyptier ihren Typhon, die Phönizier ihren Moloch, die Griechen ganze Schaaren von bösen Genien, die Furcht, das Fieber, die Harpyen, die Gorgonen, die

Furien, Nemesis. Die Juden, Muhamedaner und Christen, den Satan, oder Teufel, und seine Engel bey tausenden. Diesen bösen Dämonen wurden alle Uebel, Krankheit, Krieg, die anscheinenden Unordnungen im Weltgebäude, die rauhe Witterung, Mangel, und was noch ärger ist, die Thorheiten und Tollheiten der Menschen, aufgebürdet. Wenn ein Unsinniger eine Schandthat begieng, so hieß es: »der Teufel hat ihn »zum Verbrechen verleitet.« Es war eine allezeit bereite Entschuldigung; denn wer kann einem höheren Geiste widerstehn? Einige dachten diese bösen Genien als beständig wachsam den Augen des Schöpfers zu entschlüpfen, um seine Werke heimlich zu verderben, alles Uebel hineinzustreuen, den Menschen zu verführen und ins Unglück zu stürzen! Vermuthlich kann, ihrer Meinung nach, der Schöpfer und Fürsorger der Welt, nicht auf alles sehn; und die Dämonen nützen die Gelegenheit. Andre stellen den Teufel so vor, als wenn er gleich bey der Schöpfung den Saamen des Unglücks und der Unordnung in die Welt gestreut hätte.

Eine zwote Lehre, die aus der Mischung des Guten und Bösen entstand, war diese: daß der allerhöchste Gott die Welt nicht geschaffen, und keinen Antheil daran habe, sondern daß die Welt das Werk eines untergeordneten Wesens ist, das weder die Weisheit noch die Kraft besaß, ein vollkommenes Werk zu machen.

Die dritte lehrt eine unumgängliche und unwiderstehliche Nothwendigkeit, deren Macht die Menschen, die Götter und ihre Werke unwiderruflich unterworfen sind. Diese Nothwendigkeit heißt das Schicksal, und ist kein verständiges Wesen, sondern eine blinde Kraft.

Unsre heutigen Gelehrten geben uns von dem Uebel eine andre Erklärung. Es ist, sagen sie, vom Guten unzertrennlich, oder vielmehr das Gute selbst, wann es unrecht angewandt oder übertrieben wird. Der Wein stärkt und erfreut; allein er macht auch stumpf und tödet, wenn man ihn über die Maaße trinkt; das Feuer thut unendliche Dienste, allein eben diese nützliche Kraft wird schädlich, wann sie auf unsre Person, oder unsre Habe wirkt. Diese Gelehrten meinen überdies, daß das Uebel seinen Nutzen zu unsrer Vervollkommnung hat, und daß man es also Gott, ohne seine Güte zu verkennen, zuschreiben kann.

Nach dem allgemeinen Glauben wirken alle diese guten und bösen Gottheiten und Genien mehr oder weniger auf die Welt, ordnen die Begebenheiten und schütten Gutes und Böses aus. Alle Völker sind der Meinung, daß diese himmlischen und höllischen Geister sich dem Menschen mittheilen, ihm erscheinen, je nach den Umständen und ihren Neigungen, seinen Wandel bestimmen, ihm Wahrheit oder Lüge eingeben, ihn erleuchten oder irre führen. Daher alle Wahrsagungen durch Träume, ꝛc. die Orakel, Eingebungen, Erscheinungen und Weissagungen. Vorzüglich glaubten sie ehemals, daß die Götter mit den Wahnwitzigen und Albernen in genauer Verbindung stünden, und daß die Dämonen gern die Menschen besäßen.

Die Seele erhält, nach einem gemeinen Glauben, eine Art von göttlicher Kraft, wenn sie vom Leibe getrennt ist. Sie erscheint zuweilen den Sterblichen, und dient als Mittler zwischen diesen und den Göttern, um jenen die Befehle der Götter anzukündigen. Diese

Lehre entsteht aus dem Begriff von Göttern, von Unsterblichkeit und Geistigkeit der Seele; aus der Furcht, und aus einigen seltsamen Erscheinungen, die uns die bessere Kenntniß der Natur erklärt hat. Die List und Habsucht der Priester hat diese Lehre sehr erweitert.

Aus diesem Grunde hat man immer die Sorge für die Todten als eine Religionsangelegenheit betrachtet. Die Griechen glaubten, daß die Seelen derer, die nicht die letzte Ehre genossen hätten, nicht in die Wohnungen der Abgeschiedenen aufgenommen würden, und daß sie die Lebendigen plagten. Lange hat man unter uns die Todten in den Kirchen und um dieselben begraben; und das geschieht an vielen Orten noch. An andern Orten hats die Obrigkeit verboten, weil man behaupter, daß die Leichname die Luft verderben und Krankheiten verursachen können. Die Begräbnißstätte heißen Gottesäcker. Der letzte Wille der Todten wird als eine heilige Verordnung erfüllt. Viele Leute dachten, die Todten könnten widrigenfalls nicht ruhn, und sie würden den Verächtern ihrer Befehle erscheinen und Vorwürfe machen.

Alle guten und bösen Gottheiten wurden verehrt, und zwar die bösen oft mehr, als die guten. Diese, dachte man, thun den Menschen schon aus eignem Triebe Gutes, ohne daß man sie darum bittet; jene aber muß man durch allerley Mittel besänftigen, und alles thun, um ihre Gunst zu gewinnen.

Fast alle Menschen glauben, daß die Gottheit gegen das Betragen der Menschen nicht gleichgültig sey, daß man sich ihr gefällig oder misfällig machen könne,

und richten sich nach dem Geschmack, den sie den Göttern zuschreiben.

Die Menschen pflegen sich um ihre Wohlthaten bitten, und die Gefälligkeiten durch Flehen abzwingen zu lassen; also haben alle Völker das Gebet, als ein Mittel, die Wohlthaten der Gottheit zu erhalten, gebraucht. Die Menschen verlangen Dank für geleistete Dienste; so suchten sie sich den Göttern durch Danksagungen angenehm zu machen. Die Menschen lieben das Lob; also hat man die Götter in Gebeten und Liedern gelobt.

Die Gebete geschahen in Tempeln, oder in den versammelten Familien. In ersteren verrichtete der Priester die Gebete, und in letzteren der Hausvater; immer waren es Personen, deren Erfahrung und Weisheit verehrungswürdig war. Daher ist vermuthlich die Meinung entstanden, daß das Gebet mit Kunst verrichtet werden müßte, wenn es der Gottheit angenehm seyn sollte. Wer sich nun zum Beten nicht gelehrt genug glaubte, wollte sich doch durch Gebet den Göttern angenehm machen, und ließ sich Formulare verfertigen, die er auswendig lernte und hersagte. Dieser Gebrauch ist unter uns noch sehr gemein. Wenn man eine Rede oft wiederholt, kann man sie endlich hersagen, ohne daran zu denken; und so geschiehts, daß man oft seine Gebete, ohne es zu wissen, hersagt. Viele Leute tadeln diesen Gebrauch, und sehr schätzbare Männer lehren, daß man niemals im Gebet vor Gott, ohne Andacht und tiefe Ehrfurcht, treten muß. Sie sagen, daß solche ohne Nachdenken hergesagte Gebete von keinem Nutzen seyn können, daß sie vielmehr sündlich sind,

weil sie eine Art von Geringschätzung der Gottheit äussern. Sie versichern, daß ein jeder ohne Kunst und tiefes Nachdenken, beten kann; daß man nur mit Ehrfurcht der Gottheit seine Gedanken, Wünsche und Bedürfnisse, wie ein Kind seinem Vater, vortragen darf; und daß übrigens das Gebet nicht um der Gottheit willen, sondern um unsertwillen geschehe.

Alle Völker haben das Gebet als eine unausbleibliche Pflicht angesehn, über deren Vernachlässigung die Gottheit zürnen würde, so wie es die Menschen übel nehmen, wenn man versäumt, sie zu grüßen. Deswegen haben sie gewisse Zeiten zum Beten bestimmt, als Morgen, Abend, wenn man zu Tisch geht, oder davon aufsteht. Ueberdies sind Tage und Stunden festgesetzt, wo man sich zum öffentlichen Gebet versammelt. Die Muhamedaner müssen täglich sieben Gebete verrichten.

Die Meinung vom Nutzen des Gebets hat viele Menschen bewogen, lange Gebete, oder eine ganze Reihe Gebete hinter einander, zu halten. Manche beten fünf oder sechs Gebete, wenn sie zu Tische gehn, und eben so viel nach dem Essen. Einige Völker vom nördlichen Asien haben zum Vortheil der Einfältigen, die keine Formel lernen können, und deren, die vor vieler Arbeit nicht Zeit zum Beten haben, ein noch leichteres Mittel erfunden. Wenn nur das Gebet in Bewegung gebracht wird, denken sie. Deswegen haben sie eine auf einem Stiel bewegliche Kapsel ersonnen, die man mit einer leichten Bewegung der Hand, vermittelst eines kleinen daran hängenden Gewichts, das der Maschine Schwung giebt, herumdrehen kann. Das geschriebene Gebet liegt

in der Kapsel, und es ist schon genug, es herum zu drehen, um Theil an seiner Wirkung zu haben.

Viele schreiben dem Gebet, zumal gewissen Formularen, eine wunderthätige Kraft zu. Andre glauben, daß das Gebet wirksamer ist, wenn es von gewissen Personen, als Priestern, oder in einer gewissen Sprache, die sie mehrentheils nicht verstehn, aber heilig halten, verrichtet wird. So denkt der Jude, die hebräische, und der Muhamedaner, die arabische Sprache seyen heilig.

Andre hegen andre Meinungen: sie glauben, daß das Gebet keine ausserordentliche Wirkung thun, noch Gott seine Wohlthaten abzwingen kann, die er nicht ohne dies erzeugen wollte; daß es aber den Menschen starken und trösten und ihn zum Guten ermuntern kann.

Jesus bat Gott um Befreyung von den Leiden, die ihm bevorstanden, ob er gleichwohl wußte, daß Gott ihn nicht erhören würde. Das Gebet flößte ihm aber Muth ein. Er lehrte seine Schüler mit wenig Worten beten, und untersagte ihnen ausdrücklich die langen Gebete. Ja, es giebt Männer, welche behaupten, derjenige verehre Gott am mehresten, der ihn um nichts bittet, sondern sich wegen seines Schicksals auf desselben Güte und Weisheit gänzlich verläßt, ohne dem höchsten Wesen Vorschläge zu thun; und daß Gott das Bitten nicht fodert, sondern duldet, um der menschlichen Schwachheit willen.

Tempel und heilige Haine waren und sind noch Versammlungsörter. Die Menschen stellen sie sich als heilige Wohnungen vor, wo die Gottheit sich dem Men-

schen nähert. Die Tempel haben sich immer durch Pracht, Schmuck und Reichthum, je nach dem Geschmack, dem Vermögen und der Kunst der Völker, vor andern Gebäuden ausgezeichnet. Die Geschichte erzählt, daß man mehr als hundert Jahre an einem Tempel zu Ephesus baute, und daß viele Könige ihn eifrig auszierten.

Die Magier in Persien verwarfen die Tempel. Sie sagten, die Gottheit sey zu groß, als daß sie in Häusern, die die Menschen gemacht hätten, wohnen sollte, und daß Himmel und Erde der einzige ihrer würdige Tempel ist. Die ersten Völker hatten keine; und Salomo, als er den Tempel, den er zu Jerusalem gebaut hatte, einweihen wollte, rief aus: »Sollte Gott »wirklich auf Erden wohnen? Der Himmel selbst »kann ihn nicht fassen: wie viel weniger noch dies »Haus, das ich ihm errichtet habe!«

Die Tempel enthielten die Bildnisse der Götter, die heiligen, d. h. der Verehrung der Gottheit gewidmeten oder geweiheten Gefäße, und die öfters prächtigen Gaben, die man den Göttern brachte. Darin wohnten auch die Priester. Diese wurden als geheiligte Personen angesehn; man glaubte, sie hätten mit der Gottheit eine genaue Gemeinschaft, durch welche sie eine höhere Heiligkeit und Macht erhielten. Viele unter ihnen standen in dem Ruf, die Zukunft zu wissen und zu weissagen, weil ihr Gott ihnen solche offenbarte.

Die Priester feyerten die öffentliche Gottesverehrung in den Tempeln. Diese bestand in Gebeten und Liedern, in Opfern, in Umgängen, in Gastmälern und andern Gebräuchen.

Die Dankbarkeit gegen die Götter hat den Gedanken von Opfern und Gaben erzeugt. Sie bestanden in Geld, in Statüen, in kostbaren Gefäßen, in Früchten, Korn und Wein, die man in den Tempel gleichsam dem Gott brachte. Die Priester, die von dem Volk als Diener der Gottheit angesehn wurden, genossen die Opfer; und was die Priester und die Tempel bekamen, wurde als ein Geschenk für die Gottheit gehalten. Bey gewissen Völkern, als z. B. bey den Juden, waren die Opfer ein unverbrüchliches Gesetz; alle Erstlinge der Früchte und der Thiere mußten dargebracht werden.

Zu dem Begriff von Dankopfer kam nach und nach der Gedanke von Versöhnung der gegen die Sünden der Menschen erzürnten Gottheit. Das Blut der Thiere mußte sie aussöhnen. Die Opfer wurden in dem Tempel geschlachtet, und ganz, oder zum Theil, auf dem Altar verbrannt. Die Ueberbleibsel wurden in einem Freudenmal von den Priestern und der opfernden Familie verzehrt. Man opferte auch, um die Zukunft aus den Eingeweiden der Thiere zu erforschen, um den Beystand der Götter bey wichtigen Unternehmungen zu erhalten. In großen Nöthen that man Gelübde.

Man glaubte, daß die Opfer der Gottheit desto angenehmer seyn müßten, je kostbarer sie wären. Daher ist vermuthlich der Gebrauch der Phönizier und Carthaginienser gekommen, Menschen zu opfern. Väter brachten dem Moloch, der das Feuer vorstellte, ihre Kinder. Die Mütter machten sich ein Verdienst daraus, diesen Ceremonien mit trockenem Auge und

ruhigen Blicken beyzuwohnen. Das Kind wurde auf die schrägen Arme der Bildsäule gelegt, und fiel von denselben in das darunter angezündete Feuer. Die Geschichte erzählt, das man in Landesnöthen Kinder und Erwachsene zu Hunderten auf diese Art opferte.

Man feyerte die hohen Feste mit Spielen, Schauspielen, Gastmälern, Umgängen. Das Bacchusfest begiengen Schwelger. Verlarvte Männer und Weiber liefen, wie Rasende, durch die Gassen und Felder, schrieen aus vollem Halse, und schleuderten brennende Fackeln. Es wurden mehrmals Mordthaten in diesen Orgieen *) verübt. Die Römer, die sonst jeden fremden Gottesdienst aufnahmen, verachteten doch den egyptischen, und verabscheuten den Bacchusdienst.

An der Gottesverehrung und den Ceremonien in den mehresten Tempeln konnte man, ohne eingeweiht zu seyn, keinen Theil nehmen. Die Eingeweihten wurden, nach vielem Unterricht und vielen Vorbereitungen und Reinigungen, mit vielen Ceremonien aufgenommen. Zu einigen wurden nur Männer, und zu andern nur Weiber zugelassen; noch andre waren für alle, und die Kinder selbst wurden früh dazu eingeweiht. Sokrates ließ sich nicht einweihen.

Zu einigen Opfern und Feyerlichkeiten mußte man sich durch Reinigungen, Abwaschen und andre Ceremonien vorbereiten. Die Griechen und Römer

*) Orgieen war der Name der Bacchusfeste; das Wort bedeutet: Wuth; und die Feste wurden so genannt, weil sie mit einer Art von Wuth gefeyert wurden.

machten bey ihren religiösen Gastmälern Libationen, d. h. sie schütteten, ehe sie tranken, einige Tropfen Wein auf die Erde.

Diejenigen, die für die Weisesten gehalten wurden, suchten der Gottheit durch Mäßigung, Muth, Geduld, Mäßigkeit, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, mit einem Wort, durch Tugend, zu gefallen, ohne doch die Ceremonien ganz zu verwerfen. Jesus lehrte, daß die wahren Anbeter ihre Gottesverehrung nicht in Besuchen der Tempel, sondern in Liebe zu Gott und den Menschen, und treue Ausübung ihrer Pflichten setzten; und das nannte er, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten.

Alle Völker haben geglaubt, daß die Gottheit die Sünden, zuweilen schon im Leben, aber jederzeit unfehlbar nach dem Tode strafe. Wie nun die mehresten Sünden im Uebermaaß der Vergnügungen bestehn, und wie man übrigens glaubte, daß sie durch Büßen und selbst aufgelegte Pein, die die Gottheit besänftigten, getilgt würden; so hat sich eine Menge Menschen gefunden, die in Entsagung aller Annehmlichkeiten des Lebens eine höhere Heiligkeit, die vorzügliche Liebe der Götter, und eine bessere Seligkeit nach dem Tode suchten. Einige verbanden sich zu öfterem und strengem Fasten, Andre zu ewiger Entsagung, etwa des Fleisches, oder des Weins. Andre flohen in Wüsteneyen die Gesellschaft der Menschen, und nährten sich mit Wurzeln, wilden Früchten, oder einigen Gemüsen, die sie baueten. Andre waren noch

stren-

strenger, geisselten und zerrissen sich das Fleisch, beschwerten sich mit Ketten, stellten sich auf Säulen, und blieben Tage, ja, wie man sagt, Jahre lang, in einer und derselben beschwerlichen Stellung; ꝛc. Die wurden als Heilige und Lieblinge der Gottheit angesehn. Sie brachten aber dem Menschen keinen Nutzen, denn sie arbeiteten nicht, und lebten, und zwar zuweilen reichlich, von Almosen.

Der verfälschte Begriff, daß man sich der Gottheit beliebt machen könne, erzeugte die thörichte Zauberkunst; die, wenigstens die Untergötter, und die höllischen Mächte, zum Dienst der Menschen, und zur Offenbarung der verborgenen Zukunft bewegen zu können vorgiebt. Sie rühmt sich, Himmel, Gestirne und Jahreszeiten zu beherrschen, und allerley wohlthätige und schädliche Wunder zu thun. Sie braucht dazu geheimnißvolle Ceremonien, unbekannte Worte, und vergoß zuweilen Menschenblut. Oefters sollten dazu die höllischen Mächte helfen. Die Priester maßten sich diese Kunst an, die ihnen eine reichliche und sichre Einnahme auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Völker gründete. Bis zu unsern Tagen hat sich dieser Aberglaube erhalten, obgleich alle Verständigen dagegen geeifert haben. Allenthalben findet man noch Betrüger, die sich rühmen, Teufel zu vertreiben, die Zukunft und verborgne Schätze zu entdecken; und eine Menge Thoren, die ihnen Glauben beymessen.

Alle Menschen sind über die Unsterblichkeit der Seele, über ein künftiges Leben, wo ein jeder, nach seinen Thaten, wird bestraft oder belohnt werden; über eine Gottheit, die die Welt und die Menschen, ihre Ge-

schöpfe, regiert; die die Verehrung der Menschen verdient, und der man durch Frömmigkeit und Tugend angenehm werden kann, einig. Sie haben sich aber über die Verehrung der Gottheit getrennt, nicht über die Verehrung durch Tugend; hierin stimmen sie alle überein; sondern über die Gebräuche des öffentlichen Gottesdienstes. Diese sind so sehr, als der Geschmack und die Denkungsart der Menschen, verschieden. In Egypten hatte jede Stadt ihre besondre Götter, und öfters waren die Götter einer Stadt der benachbarten ein Greuel. Diese opferte so, und jene anders. Hier hatte man keine Tempel; dort erbaute man welche mit vieler Pracht. Nun glaubte ein jeder, den besten, und zuweilen wohl gar den einzigen, Gott wohlgefälligen, Dienst zu haben. Oefters entstanden unter den Partheyen heftige Zwistigkeiten hierüber; denn alle Menschen haben für die Religion ihrer Väter viel Anhänglichkeit und viel Eifer, so daß selten Einer zu einer andern übergeht. In der That, es gehört dazu viel Einsicht, das Gute zu unterscheiden, oder viel Leichtsinn und Gleichgültigkeit. Alle Geschichten sind voll von Märtyrern ihres angenommenen Glaubens; Einige litten einen langsamen und schmählichen Tod, Andre brachten ihr Leben in Gefängnissen zu, Andre flohen ihr Vaterland, verließen Familie und Güter, ehe sie dem väterlichen Glauben entsagten. Dieser Eifer machte sie zu unversöhnlichen Feinden und heftigen Verfolgern aller derer, die anders dachten. Sie betrachteten solche als Feinde der Gottheit, als Unheilige, als Gotteslästerer, als Verstockte, die die Wahrheit muthwillig verwarfen und ihr einen hassenswürdigen Irrthum vorzo-

gen. Der Jude wollte dem Samariter keinen Trunk Wasser reichen; nicht als ob Jener einen andern Gott angebetet, oder andre Ceremonien gehabt hätte; nein, sondern bloß weil der Jude zu Jerusalem, und der Samariter auf Garizim seinen Tempel hatte.

Muhamed hatte zween Hauptschüler, Omar und Ali. Diese giengen in einigen Punkten von einander ab. Ihre Anhänger trennten sich, und sind bisher nach tausend Jahren noch getrennt geblieben. Omar ist das Orakel der Türken, und Ali der Perser; und beyde Parteien hassen und verdammen sich gegenseitig.

Die Heiden hatten alle Religionspartheyen geduldet, sie ließen sich aber durch die Juden, zur Verfolgung der Christen, aufhetzen. Sie verbrannten, sie kreuzigten Leute, die sich eine Ehre und eine Freude daraus machten, den Tod zu leiden. Endlich erhielt das Christenthum die Oberhand, als sich ein Kaiser taufen ließ *); und nun verfolgte es die Juden und Heiden. Es ging noch weiter. Die Christen entzweyten sich selbst untereinander über gewisse Lehren, die nicht ausgemacht waren. Die stärkste Parthei verfolgte die schwächere, nahm ihr ihre Güter, und vergoß ihr Blut. Dies alles geschieht nicht aus Bosheit, sondern aus blindem Eifer.

*) Constantin, den man den Großen nennt, zu Anfang des vierten Jahrhunderts.

Siebenter Abschnitt.

Von der väterlichen Gesellschaft.

Kein Mensch lebt ganz allein, außer einigen Menschen, die durch einen Schiffbruch auf eine wüste Insel geworfen werden, oder etwa einem in Wäldern verlohrnen Kinde, wie sich ein kleines Mädchen einstens in Frankreich fand. Alle übrigen leben wenigstens mit ihrer Familie.

Das kleine Mädchen, wovon ich gesprochen habe, war etwa zehn Jahr alt; es ließ sich Abends in einem Dorfe sehn. Weil es sehr braun und nackt war, hielt es ein abergläubischer Bauer für den Teufel, oder einen Unhold, und hetzte seinen Hund darauf. Das Kind erwartete ihn, ohne Furcht, und als er nah genug war, gab es ihm, mit einem Knüttel, einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er todt hinfiel. Es wurde gegriffen, und man fand, daß es weder sprechen noch denken konnte, und daß es sich von einem Thiere nur durch die Gestalt unterschied.

Die erste Gesellschaft ist die Gesellschaft der Väter und Kinder. Die vierfüßigen Thiere und die Vögel haben meistens, und besonders mit ihren Müttern, eine kurze Gesellschaft, die sich trennt, sobald die Jungen sich selbst versorgen können, was nicht lange nach ihrer

Geburt geschieht. Es giebt, nach den Geschlechtern, einige Verschiedenheiten.

Die Väter haben für ihre Kinder eine große, und die Mütter noch eine größere Liebe; und doch, weit entfernt den Eltern zu nützen, machen ihnen die Kinder, und hauptsächlich den Müttern, viele Mühe und Sorge. Das Geschrey der Kinder beunruhigt sie, die geringste Unpäßlichkeit derselben macht ihnen Angst und Schrecken; ihre Schmerzen betrüben sie, und öfters machen die Kleinen ihren Eltern durch ihren Ungehorsam, ihren Eigensinn und ihre Thorheiten, viel Verdruß.

Die Menschen würden, ohne Unterricht und Erziehung, den Thieren ähnlich seyn. Eltern und Lehrer sinds, die die Kinder sprechen, denken, arbeiten, schreiben, singen lehren, und sie anweisen, Gutes und Böses zu unterscheiden, und wie man die Werkzeuge anwenden soll, um sich die Arbeit zu erleichtern, Feuer machen und brauchen. Mit einem Wort, die Erziehung unterscheidet uns von den Thieren.

Diese Bildung macht den unumschränkten Gehorsam der Kinder nothwendig; denn es ist unmöglich, den zu lehren, der nicht anhören will; oder den zu bilden, der nicht thut, was man ihm sagt. Aus der Ursach werden die Kinder schwach und biegsam geboren; biegsam, damit sie sich in alles schicken; schwach, damit die Eltern sie ohne Mühe zum Gehorsam zwingen können. Da die Erziehung ein weit aussehendes Werk ist, erfordert es Zeit; deswegen dauert die Schwachheit der Kinder so lange, da hingegen die Thiere den Alten an Kräften bald gleich kommen. Ein Kind, das nach ei-

nem halben Jahre so stark als sein Vater wäre, könnte nicht erzogen werden; es würde nicht folgsam seyn und es wäre unmöglich, ihm den Nutzen des Gehorsams begreiflich zu machen, weil es die Sprache nicht verstehen, und weil ihm der Verstand fehlen würde.

Darum haben die Eltern immer viel Gewalt über die Kinder gehabt. Bey den Griechen kam es auf den Vater an, seine Kinder zu erziehn oder umzubringen. Er konnte sie am Leben strafen, wenn sie es verdienten. Bey uns haben die Väter dieses Recht nicht; sie können übrigens aber über ihre Kinder gebieten, sie führen, und strafen, wie sies für gut befinden. Die Obrigkeit leistet ihnen eine behulfliche Hand, wenn sie darum ersucht wird; der Sohn wird ohne Untersuchung, auf das Verlangen des Vaters, ins Gefängniß gesetzt. Bey den alten Germaniern durfte der Sohn nicht eher mit dem Vater essen, trinken, oder sich in Gesellschaft sehn lassen, als bis er das Recht hatte, die Waffen zu tragen Wann die Söhne erzogen, d. h. wann sie Männer sind, verwandelt sich der Gehorsam in Dankbarkeit, Liebe und Ehrerbietung, und die Gewalt des Vaters hat ein Ende. Die Töchter aber bleiben, bis zu ihrer Heyrath, unter Vormundschaft.

Von jeher ist die väterliche Gewalt sehr in Ehren gewesen, und die Religion selbst erhöhete sie. Der väterliche Seegen wurde als ein großer Vortheil angesehn, anstatt daß man von dem Fluche die göttlichen Zorngerichte befürchtete. »Der Segen des Vaters,« sagten die Juden, »erbaut den Kindern ein Haus; der »Fluch der Mutter aber zerstöhrt solches.«

Die Eltern sorgen für den Unterhalt der Kinder und stehn für ihre Aufführung. Thun letztere Schaden, so müssen erstere ihn ersetzen. Die Kinder erben das Vermögen der Eltern, nach deren Tode. Es giebt Länder, wo ein Vater seine Kinder ganz oder zum Theil enterben kann; in andern ists ihm nicht erlaubt.

Wenn die Eltern sterben, ehe die Kinder erzogen sind und das gehörige Alter erreicht haben, übernehmen Verwandte, oder Freunde die Sorge für ihre Erziehung und ihre Erbschaft, und werden Vormünder genannt. Sie treten in die Rechte der Eltern, müssen aber von der Obrigkeit bestätiget werden, und derselben Rechenschaft von ihrer Verwaltung geben.

Kinder verlieren öfters Vater, oder Mutter, oder beyde, sehr früh; sie finden in denen, die deren Stelle vertreten, nicht immer die Liebe und die Sorgfalt der ersteren. Ueberdies bleiben viele ohne Vermögen, ohne Mittel zu leben. Diese verhungern zwar nicht; Verwandte, mitleidige Menschen, oder die Obrigkeit, nehmen sich ihrer an; sie genießen aber nicht die Annehmlichkeiten, die Pflege des väterlichen Hauses; zumal wenn sie Kinder von Leuten sind, die in Bedienungen standen, oder sonst eine gute Einnahme hatten, die mit ihrem Tode aufgehört hat. Diese härtere Erziehung ist aber nicht immer ein Uebel. Viele zärtlich erzogene Kinder werden verdorben und geschwächt, ergeben sich den Vergnügungen, und vernachlässigen die Arbeit. Diese neue Zucht härtet sie ab, stärkt, gewöhnt sie zur Arbeit, zur Mäßigung und zum Gehorsam. Oft vertrauen die Eltern andern Leuten die Erziehung oder den Unterricht ihrer Kinder, weil ihnen zu diesem Geschäft

Muße oder Geschicklichkeit fehlt. Es giebt öffentliche Schulen und Erziehungshäuser. In Persien und Lacedämon war es den Eltern nicht erlaubt, ihre Kinder in ihrem Hause und nach Willkühr zu erziehn; es waren öffentliche Anstalten, wo die Jugend gemeinschaftlich gebildet wurde.

Schwestern und Brüder lieben einander, vertragen sich aber nicht immer, oder zanken sich vielmehr oft genug.

Achter Abschnitt.

Von der ehelichen Gesellschaft.

Wenn die jungen Leute erwachsen sind, heyrathen sie; zwar nicht alle; es giebt viele von beyden Geschlechtern, die theils aus Andacht und weil sie dadurch Gott angenehmer zu werden glauben, theils aus Trägheit, um keine Familie versorgen zu dürfen, theils aus Zügellosigkeit, damit eine Frau sie nicht einschränke; theils auch, weil es ihnen an einer schicklichen Gelegenheit dazu fehlt, nicht heyrathen. Andre können die Person, die sie lieben, nicht haben, oder finden so eine nicht, wie sie wünschten. Einige giebts, die Niemand haben mag.

Das männliche Geschlecht hat die Wahl und das Auffordern; jenes muß warten, bis es aufgefordert wird. Ein Mädchen, das einen Mann wünscht und sich zudrängt, ist in großer Gefahr, verachtet zu werden. Man verlangt Zurückhaltung von einem Mädchen.

Andrer Seits giebts Mädchen, die gar zu ekel sind, und zu viel von einem Mann verlangen. Dieser Fehler kann füglich eine Folge von den Schmeicheleyen der jungen Mannspersonen seyn, die die Mädchen für eitel und albern genug halten, um sie durch übertriebene Schmeicheleyen fangen zu wollen. Diese Schmeichler denken selten an eine ernstliche Verbindung. Sie suchen nur Zeitvertreib; darum sagen sie Allen dieselbigen Schmeicheleyen. Ein Mädchen, das sich dadurch be-

thören läßt, glaubt alles hoffen zu dürfen, keine Mannsperson ist ihr gut genug; sie schlägt Anträge aus, wird alt; die Hofnung verschwindet, nun ergreift sie die erste beste Gelegenheit, aus Furcht, es möchte gar nichts kommen, und nimmt manchmal einen Nichtswürdigen; oder sie bleibt unverheyrathet.

Ein Mann hatte eine Nichte bey sich, die sehr hübsch war. Einige junge Edelleute hatten freyen Zutritt in das Haus; sie sahen das Mädchen oft, und ermangelten nicht, ihr laut ihre Schönheit zu rühmen. Ein wohlversorgter Prediger hielt um sie an, und sie war sehr geneigt ihm ihre Hand zu geben. Allein die jungen Cavaliere sagten ihr oft, sie wäre für einen Landpfarrer zu gut, daß sie es glaubte und sich vermuthlich Hofnung machte, einstens noch eine vornehme Dame zu werden. Die Sache wurde stadtkundig; keiner bewarb sich mehr um das Mädchen, ihre Schmeichler dachten an sie nicht; und das arme Mädchen verlohr endlich darüber den Verstand.

Alte Mädchen werden nie so geachtet, wie eine Mutter, besonders wenn man weiß, daß es ihre Schuld ist. Uebrigens müssen sie den größten Theil ihres Lebens unter Vormundschaft und Zwang zubringen.

Die Männer wählen nach verschiedenen Absichten. Einige lassen sich durch Schönheit, Leichtigkeit im Tanzen, eine angenehme Stimme, oder andre Vorzüge blenden. Dies thun sie gemeiniglich nur in der ersten Jugend, und vielen wirds hernach leid. Wenn die ersten Monate verflossen sind, sind ihnen die Reize ihrer Gattinnen nichts neues mehr; es zeigen sich Fehler,

Eigensinn, Hartnäckigkeit, Leichtsinn, Eitelkeit, Verbuhltheit; und sie bereuen ihre Wahl.

Viele suchen nur Reichthum. Ein reiches Mädchen hat in ihren Augen alle möglichen Eigenschaften. Nicht die Person, das Vermögen nur suchen sie. Viele Leute sehn sich kaum, und kennen einander gar nicht, vor der Heyrath. Der Mann giebt einem Freyverber den Auftrag; dieser weiß ohngefähr was so einer braucht, d. h. das Alter, den Stand und das Vermögen, das sich für ihn schickt. Er hat ein möglichst genaues Verzeichniß von den ledigen Frauenspersonen und von ihrem Vermögen; thut den Antrag, beyde Zukünftige sehn einander in einem dritten Hause, durch seine Vermittelung, lernen einander nach Gestalt und Bildung kennen, und die Sache ist richtig. Einige Völker des Alterthums gaben ihren Töchtern keine Ausstattung; die Neger und Lappen nehmen von ihren künftigen Schwiegersöhnen Geschenke, statt ihnen welche zu geben. Wenigstens sind diese Mädchen versichert, daß man sie um ihrer selbst willen auffordert; und das können unsre reichen Jungfern nicht wissen; denn wer den Beutel liebt, schmeichelt der Besitzerin. Ein Mensch, der so heyrathet, pflegt es auch bald zu bereuen. Viele reiche Mädchen lieben den Putz, die Ueppigkeit, das Vergnügen, das Spiel, und erschöpfen öfters ihr Eingebrachtes mit Tändeleyen; oder sie sind im Hauswesen unwissend und nachlässig, weil sie keine Arbeit im väterlichen Hause gethan haben, da die Mütter und das Gesinde dafür sorgten. Ein gewisses ziemlich reiches Mädchen hatte kein ander Geschäft, als einige Putzarbeit und ihr Klavier; nie nähete sie gemeines Zeug, niemals

kam sie in die Küche; ihre Mutter, eine gute thätige Haushälterin, ließ es nicht zu. Einen Morgen verirrt sich jene in die Küche, sieht, daß das Mädchen etwas von der Milch abschöpft und aufißt. Was thut ihr da? frägt sie. Ich muß ja wohl die Milch abschäumen, antwortet jene; und ehe ich den Schaum ins Feuer werfe, will ich ihn lieber essen. Die junge Person ließ sich hiermit abspeisen. Wohl zu merken, sie war über achtzehn Jahr alt. Auch eine junge Gräfin, die mit ihrer Mutter, vermuthlich zum erstenmale, auf das Land kam, wurde von jener angesprochen, Abends mit ihr die Kühe füttern zu sehn. Nein, Mama, gab sie zur Antwort, das werde ich nicht thun, denn ich müßte Butterbrod schneiden und schmieren helfen. Das gute Kind glaubte, man gäbe den Kühen Butterbrod.

Andre reiche Erbinnen lassen ihre Männer empfinden, daß diese ihnen Dank schuldig sind; sie geben ihnen oft zu verstehn, daß sie das Vermögen eingebracht haben, und daß der Mann also kein Recht hat, ihnen etwas zu verweigern, ihren Aufwand zu tadeln, oder einzuschränken. Sie verschwenden an Putz und Spiel, und bescheiden den Mann, daß es ihm nichts kostet. Eine solche bleibt wenig in ihrem Hause, denn sie sagt, daß sie keine Sklavin seyn will, und daß sies nicht braucht, weil sie reich ist. Sie läßts wohl gar nicht zu, daß ihr Mann sich um das Ihrige bekümmere; und sie verwaltet selbst ihre Einnahme und Ausgabe. Der Mann muß für das Haus sorgen, das geht Madam nichts an; sie will nicht einmal die Schulden ihres Mannes bezahlen, wenn er aus Noth welche ge-

macht hat. Es giebt auch gute reiche Mädchen; man muß sie aber zu unterscheiden wissen.

Andre treffen ihre Wahl nur aus Eitelkeit. Sie suchen Frauen über ihren Stand; der kleine Bürger will nur ein Mädchen aus einem guten Hause; und der gute Bürger ein Fräulein. Zwar gewinnen sie dabey nichts, denn die Frau erhebt den Mann nicht zu sich: dieser bleibt was er ist, und zieht seine Frau zu sich herunter; was er davon hat, ist, daß er sagen kann: Mein Herr Schwiegervater, meine Herren Oheime und Vetter von **. Nun geben diese Herren ihr Fräulein niemals einem Bürger, so lange sie einige Hoffnung haben, es besser anzubringen, d. h. wenn das Fräulein nicht nackt, oder verunstaltet, oder dumm ist; und sie schätzen den Bürger immer viel geringer als sie. Dieser bezahlt ihre Schulden, giebt ihnen Gastmähler, füttert sie auch wohl; mit dem allen ist er doch nur ein Bürger, der ihnen viel Dank für die Ehre ihrer Verbindung schuldig ist. Das Fräulein, das nunmehr eine Bürgerin geworden, läßt ihren Mann nicht zu gemein mit sich werden, und verlangt Ehrerbietung. Es giebt auch vernünftige Adeliche; und man hat Damen vom ersten Range Bürger heyrathen, sich in ihren neuen Stand sehr wohl schicken, und ihre vormalige Größe vergessen gesehn. Das ist aber selten, und der Schritt ist gefährlich.

Das Frauenzimmer willigt in ein Ehebündniß aus eben den Gründen, aus welchen die Männer Anträge thun. Diese wollen reiche, und andre betitelte Männer haben. Sie stehn in eben der Gefahr,

als diese. Zween Männer, der eine reich, aber ohne Tugend, der andre tugendhaft, aber arm, warben um die Tochter des Themistokles, eines Athenienſischen Generals. Da ſagte der Vater: »Ich will meiner »Tochter lieber einen Mann ohne Reichthum, als Reichthum ohne einen Mann »geben.«

Der Adel verblendet vor allen Dingen die reichen Bürgerinnen, und zuweilen ſelbſt ihre Eltern. Manche Väter möchten ihre Töchter nicht einem Bürger, wie ſie ſelbſt ſind, geben; ſie heben ſie für einen Cavalier auf, der ſich doch nur um des Vermögens willen an ſie wendet, bald nachher ſeine Frau verachtet, ihr Geld verſchwendet, ſpielt, ſäuft, ſeine verſchuldeten Güter frey macht, und den gefälligen Schwiegervater ausſaugt. Die Tochter heißt gnädige Frau, wird aber von dem Adel, der ihr zuweilen die Ehre erzeigt, ihre Gerichte zu eſſen und ihren Wein zu trinken, verachtet.

Es giebt einige wenige Ausnahmen.

Diejenigen, die das wiſſen, ſehn ſich vor und prüfen den, den ſie heyrathen wollen; ſie ſehn vor allen Dingen auf den perſönlichen Karakter. Der Vater des Mädchens unterſucht, ob der junge Mann auch wirklich, durch Verſtand und Geſchicklichkeit, ein Mann iſt; ob er im Stande iſt, ein Haus zu verſorgen und zu regieren. Der Grönländer nimmt zum Schwiegerſohn keinen Mann, der nicht geſchickt iſt, einen Seehund zu fangen. Man ſieht auch noch, ob er nicht gar zu grobe Fehler, als Jachzorn, Geiz, Ungerechtigkeit, Trunkenheit, Lügen oder Spielſucht hat. Denn ein Mädchen, ſo gut es auch ſeyn möchte,

könnte mit einem solchen Manne nicht glücklich seyn. Ein weiser Vater und ein kluges Mädchen verlangen nicht von einem Manne, daß er ohne Fehler sey; es giebt keinen. Der junge Mann seiner Seits, oder sein verständigerer Vater, sieht darnach, ob das junge Mädchen gesittet ist, und einen guten Namen hat; ob es nicht eitel, verschwenderisch, nachläßig, verbuhlt ist, ob es die Arbeit und die Haushaltung versteht, ob es nicht widersprecherisch, bitter, zänkisch und grob ist.

Man pflegt zu sagen, daß man eine Person kennen lernen muß, ehe man sich mit ihr in ein Ehevertöbniß einläßt. Es wäre zu wünschen, daß es geschähe; und der Vernünftige trachtet allerdings darnach, sich der vornehmsten Gesinnungen und Anlagen einer Person, mit der er sich auf sein Lebenlang verbinden will, zu versichern. Man kann aber mit der größten Scharfsichtigkeit und der genauesten Beobachtung nichts weiter als den jetzigen Grundkarakter und Vermuthungen auf die Zukunft herausbringen. Wie kann man es jetzt einem Mädchen ansehen, ob es seinen Mann lieben, sich in ihn schicken, eine gute Mutter und gefällige Gattin seyn wird? Es ist ja in der Lage noch nicht gewesen; und die Umstände verändern die Gemüther gar sehr. »Es liebt jetzt seinen Bräutigam.« Gut; aber der Bräutigam ist ihr etwas Neues, und der Mann wird ihr etwas Altes werden. Er zeigt keine Laune, er ist froh und gefällig. Wird er das immer bleiben? »Es ist aber gegen seine Mutter gefällig, die sehr schwierig ist.« Kann seyn; aber die Mutter hat es erzogen, nach ihrer Hand gebildet; der alte Gehorsam thut noch seine Wirkung. Und dann wird die

Laune des Mannes anders, als die Laune der Mutter seyn. Kurz, es ist nicht sicher, von dem Mädchen auf die Frau zu schließen. Eben so unzuverlässig ist der Schluß von dem Bräutigam auf den Mann.

Also kann man nur allgemeine Herzensgüte, Geduld, Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit, allenfalls die Anlage zur Ordnung, Reinlichkeit und Gefälligkeit erkennen; und darauf muß sich die strengste Beobachtung einschränken.

Von beyden Seiten sieht man auf die Gesundheit. Ein kränklicher Mann kann keine Familie erhalten, und wird bald eine junge Wittwe hinterlassen. Ein schwaches Mädchen kann die Last der Haushaltung nicht tragen; ihre Kinder werden schwächlich seyn. Der kranke Gatte erschwert und vergällt dem gesunden das Leben. Gegen gar zu auffallende Gebrechen ist man nicht gleichgültig.

Es ist sehr nützlich, wenn die Karaktere in einander passen. Ein rascher Mann braucht eine geduldige Frau; eine leichtsinnige Frau einen ernsten Mann; wer zur Schwermuth geneigt ist, sucht eine muntere, aber nicht närrisch lustige, Frau. Je gleicher die Stände sind, desto sicherer kann man sich eine glückliche Ehe versprechen. Die Gleichheit des Vermögens ist nicht so wichtig. Ein reicher Mann kann ohne Gefahr ein armes Mädchen heyrathen, wenn er in sich nur Muth, Kraft und Geschicklichkeit genug fühlt, fürs Haus zu sorgen. Ein armer Mensch wagt immer viel, wenn er ein reiches Mädchen heyrathet. Die Männer, die zu tief unter ihrem Stande heyrathen, setzen sich vielem Verdruß aus. Ein guter Bürger,

ger z. B. heyrathet seine Magd. Diese wird plötzlich über ihren Stand erhoben, weiß nicht, wie sie sich geberden soll, wird hochmüthig, ohne Lebensart genug zu haben, ihren Hochmuth zu verbergen. Zu den groben Fehlern ihres ersten Standes nimmt sie noch die an, die die Veränderung in ihr erzeugt, und es fehlt ihr an den Eigenschaften beyder Stände.

Die Gleichheit des Alters ist auch, zur Erhaltung der Liebe unter den Gatten, sehr wünschenswerth. Die Jugend ist zu rasch, und das Alter zu träge und zu kalt, ihre Karaktere und Neigungen sind zu verschieden, als daß sie sich recht vertragen sollten. Man sieht doch oft, daß junge Männer bejahrte Wittwen, die ihre Mütter seyn könnten, heyrathen, damit sie ein eingerichteres Haus bekommen, oder bald erben mögen. Andrer Seits heyrathen junge Mädchen, auf Zureden ihrer Eltern, reiche Greise. Am öftersten knüpft man diese Bande nur in der Hofnung, bald durch den Tod davon befreyt zu seyn. Man liebt einander nicht, man fühlt kein gegenseitiges Zutraun, das Misverhältniß ist zu groß. Der junge Mann läßt seine alte Frau sitzen, verachtet und mishandelt sie. Die junge führt bey dem Greis ein trauriges Leben. Man sieht doch einige Ausnahmen. Ein vernünftiger junger Mann hegt für seine Frau, der er seinen Wohlstand schuldig ist, Dankbarkeit; und eine rechtschaffene junge Frau pflegt einen alten Mann, der sie versorgen will.

Fast in allen Gegenden geben die Gesetze den Eltern viel Gewalt über die Heyrath ihrer Kinder; die Mädchen zumal hängen gänzlich von jenen ab. Es giebt Länder, wo Eltern die Heyrath beschließen, und

die jungen Leute am Hochzeittage zum erstenmal einander sehn.

Die Mädchen pflegen zu lachen, oder zu erröthen, wenn man mit ihnen von einem Mann spricht, und wollen nicht hören, wenn man ihnen Rath giebt. Man sollte sagen, sie schämten sich: Ja! zu sagen, wenn man sie darum ersucht. Bey den Negern muß der Bräutigam seine Braut mit einem Anschein von Gewalt aus dem väterlichen Hause reissen; und diese thut, als wenn sie sich aus allen Kräften weigerte. Das war bey einigen alten Völkern auch die Mode. Bey uns geschieht die Ceremonie des Kranzabnehmens öfters unter Thränen. Zuweilen hat die Braut wirkliche Angst in dem Augenblick, da sie den ehelichen Segen empfangen soll. Kein Wunder. Ausser dem was die Mode und die Ziererey dabey thut, tritt ein Mädchen in den Ehestand, ohne dessen Pflichten, Beschwerden und Vortheile zu kennen, ohne zu wissen, welche Vorsicht sie brauchen soll. Verständige Mütter unterrichten ihre Töchter vorher.

Sobald junge Leute verlobt sind, beschäftigt sich die Sage mit ihnen. Man erzählt ihren Lebenslauf, der eine beklagt den Bräutigam, und der andre die Braut. Sie werden in Gesellschaft geneckt.

Die Hochzeiten werden überall mit vieler Pracht, nach dem Vermögen der Leute, gefeyert. Viel Putz, ein grosses Gastmal, eine Menge Gäste, und Ceremonien. Der Hochzeittag ist einer der langweiligsten Tage; und viele richten sich zu Grunde, ehe sie ihre Haushaltung antreten. Mancher Bräutigam macht seiner Braut Geschenke, die er nachher von ihrem Ein-

gebrachten bezahlen, oder mit ihr als Frau abdarben wird. Ist die Braut eine Jungfer, so setzt man ihr einen Kranz auf; ist sie eine Wittwe so trägt sie keinen. Es giebt Völker, bey welchen die ganze Hochzeitfeyerlichkeit darin besteht, daß die Braut sich in das Haus ihres Bräutigams verfügt, in die Küche geht, und die Hausarbeit thut, die sie ihr Lebelang thun wird.

Die ersten Tage des Ehestandes haben mit dem Brautstande viel Aehnlichkeit, es sind noch immer Feste und Spiele, noch keine ernste Pflicht; die Gatten sind gefällig, der Mann zuvorkommend. Das dauert aber nicht lange. Nach und nach kömmt man in ein ernstes und geschäftiges Leben, man wird einander gewohnt. Die erste Liebe wird gemäßigt.

Es geschieht oft, daß Geschwister, die übrigens schätzbar sind, die gut, höflich, gefällig mit Andern umgehn, und mit jedem sich vertragen, nicht wohl mit einander fertig werden. Das kömmt daher, daß ein jeder seinen besondern Karakter und seine Fehler hat, die dem Karakter und den Fehlern des Andern zuwider sind. Die Vertraulichkeit, die Gewöhnung zu einander, macht die Art von Ehrerbietung verschwinden, die man für solche hegt, die man nicht allzuoft sieht. Mit letzterer geht auch die nachgebende Gefälligkeit verlohren. Man thut sich wohl auf einige Stunden oder Tage Zwang an; allein unter Brüdern müßte mans beständig thun, einander zu Gefallen zu leben. So gehts den Eheleuten auch. Ein junger Mann, der ein Mädchen liebt, und sie heyrathen will, liebt sie sehr, und sieht sie nur immer einige Stunden. Wenn das Mädchen einige Liebe zu ihm hat, so ist sie gegen ihn gefällig und lieb-

reich. Der Mann ist, wegen seiner Liebe, zu der größten Gefälligkeit aufgelegt; Mode und Erziehung haben ihn dem andern Geschlechte schmeicheln gelehrt, und er schmeichelt der gern, die er liebt und zu gewinnen sucht. Sie sehn einander nur bey müssigen Stunden, wo man ruhigen Gemüths ist; sie haben nichts gegen einander auszumachen, so daß sie gegen einander nicht verstoßen können, und es herrscht unter ihnen die vollkommenste Eintracht. Die ersten Tage der Ehe ists eben so.

Wer sich immer ein solches Leben versprechen wollte, würde sehr irren. Die junge Frau kann von dem Gemüthe ihres Mannes, und von seiner künftigen Gefälligkeit nicht aus dem urtheilen, was sie bisher empfunden hat. Sie selbst wird nicht immer das heitere, gefällige, angenehme, sanftmüthige Frauenzimmer bleiben. Der Mann geht an die Arbeit und ermüdet; er hat Sorgen. Die Frau wird nicht immer in Ueberfluß und Vergnügen schwimmen. Die Haushaltung, Beschwerden, Ungeschicklichkeit, übler Wille des Gesindes, Unpäßlichkeit warten ihrer. Die Fröhlichkeit muß dem Ernst, zuweilen der Laune, weichen.

Die jungen Eheleute, die solches nicht bedacht haben, erstaunen über diese Veränderung, und betrüben sich. Ihre vereitelte Hofnung, die Vergleichung des jetzigen Zustandes mit dem vorigen macht, daß sie sich unglücklich glauben. Dieser Gedanke erzeugt Widerwillen; sie werden erbittert, und die Erbitterung vergrößert alle Klagen. Also plagen sie einander. Die junge Frau zumal, die einen zuvorkommenden, ehrerbietigen, gefälligen, schmeichelnden Liebhaber hatte,

und ihn vollkommen glaubte, weil er vollkommen schien, findet jetzt einen Mann, der ohne Umstände mit ihr verfährt, vielleicht fest und herschsüchtig ist. Sie herrschte, und nun soll sie gehorchen. Vielleicht findet sie an dem, den sie gefällig und schmeichelhaft glaubte, einen groben Menschen, oder an dem, den sie sich als tugendhaft dachte, einen Schwelger, einen Trunkenbold, einen niederträchtigen Wollüstling. Sie hat gehoft, daß der Mann seyn würde, was der Liebhaber war; und vielleicht verlangt sie es. Da hat sie freylich Ursach, sich zu beklagen.

Die jungen Männer verderben die Mädchen durch ihre Schmeicheleyen, und dann wollen sie, daß diese gefällige, und wohl gar gehorsame Frauen werden. Die Lasterhaftesten schmeicheln am mehresten. Man glaubt, daß ein gar zu schmeichelhafter Liebhaber ein schlechter Mann wird; man hoft mehr von dem, der in seinem Betragen gerade ist.

Im Ehestande vermehren sich die Bedürfnisse. Ein junger Mensch braucht nur eine kleine Haushaltung, und ein Mädchen hat zu Hause, was ihr nöthig ist. Sobald aber beyde heyrathen, muß das Haus erweitert werden; man muß eine schickliche Wohnung, ordentliches Geräth, Gesinde, einen standesmäßigen Tisch haben; man besucht Freunde, und muß sie wieder bewirthen. Eine Frau verursacht manche Ausgabe. Es kommen Kinder, und mit ihnen neuer Aufwand, neues Gesinde, neue Sorgen. Diese Bedürfnisse nehmen immer zu, je nachdem sich die Kinder vermehren und größer werden. Unsre Handwerker und Ackerleute

haben von den Kindern weniger Beschwerden; und die Neger, Tartaren und Amerikaner noch weniger.

Sehr oft haben die Gatten verschiedene Meinungen. Gemeiniglich ist die Frau zaghaft, und der Mann dreist; er nimmt Dinge vor, die jener verwegen und unmöglich vorkommen. Die Frau ist weichmüthiger, hat keine Festigkeit und widersetzt sich oft dem Mann, wenn dieser fest seyn zu müssen glaubt; es ist unmöglich, daß beyde ihren Willen haben. Daher ist man in allen Gegenden und zu allen Zeiten darüber einig geworden, daß die Frau in solchen Fällen nachgeben sollte. Dieser Gebrauch hat viele Gründe für sich. Die Männer sind so biegsam nicht, als die Frauen, sie würden viel schwerer zu regieren seyn, wenn die Frauen rechtlich die Oberhand führten, und es würde häufig Klagen über Widerspenstigkeit geben. Der Mann ist weit stärker, als die Frau; und bey dem gemeinen Volke, bey den wilden und rohen Nationen brauchen sie oft ihre Stärke, die Weiber zur Ordnung und zum Gehorsam zu bringen, und oftmals, sie zu mißhandeln. Wenn nun der eingeführte Gebrauch diesen die Herrschaft gäbe, so würde öfters der zum Gehorsam Verpflichtete den Befehlenden überwältigen.

Ihre Weiber in Ordnung und Gehorsam zu erhalten, haben die Männer von jeher allerley Kunstgriffe ersonnen. Die Asiatischen Völker sperren die ihrigen ein. Die Afrikaner am Senegal haben noch ein listigeres Mittel erfunden: den Horey, oder Mumbo Jumbo.

Es ist eine Maske und komplette Verkleidung, die einen fürchterlichen Kakodämon vorstellt, und den

Weibern für einen solchen ausgegeben wird. Die Maskerade ist ein heiliges Geheimniß, welches nur die Vornehmsten und Aeltesten im Dorfe wissen; und es steht der Tod auf die Verrätherey. Diese Larve nimmt von Zeit zu Zeit einer der Eingeweiheten, allemal bey finsterer Nacht, treibt ein schreckliches Geheul, vermöge eines Horns, das man weit in der Ferne hören kann. In diesem Aufzuge naht er sich dem Dorfe, fodert die Männer heraus, hört ihre Klagen wider ihre Weiber, hält über die bösen Weiber Gericht, verurtheilt sie zur Strafe, die er mehrentheils mit selbst eigner Hand auf eine empfindliche Weise vollzieht. Auch zittern die Weiber wenn sie den Mumbo Jumbo heulen hören, und scheuen sich, zur Klage Anlaß zu geben.

Manche Frauen glauben, daß ihnen durch die Obermacht und die Vorrechte der Männer zu viel geschieht, und sträuben sich dagegen. Einigen ists schon genug, daß ihre Männer etwas wünschen, um auf das Gegentheil zu beharren. Solche leben mit ihren Männern in beständiger Zwistigkeit, wenn diese nicht etwa ihre Ruhe lieben und den Lerm scheuen. Ein solcher leidet nun freylich den Eigensinn und die Hartnäckigkeit seiner Frau mit ziemlicher Geduld; er liebt aber seine Gattin nicht, geht ihr aus dem Wege, und meidet sein Haus, das ihm unangenehm ist. Die Kinder sehn das üble Beyspiel ihrer Eltern, und haben für beyde keine Achtung; das Gesinde, das sonst wenig die Frau fürchtet, verachtet auch hier den Herrn, und ist unbescheiden. Der Mann vernachläßigt seine Geschäfte, sucht außerhalb Zeitvertreib und macht Aufwand. Er wird verspottet, und seine Frau verachtet.

Ein Mann, der feurig ist, leidet diesen Widerspruch nicht. Die Gatten hassen einander, legen einander alles in den Weg; es kömmt zu unangenehmen Extremen, man meidet sich, man sieht einander scheel an, und scheidet sich zuletzt. Bey dem Pöbel giebt es Schläge, und die Haushaltung zerfällt.

Deswegen vermeiden kluge Frauen solchen Widerspruch sorgfältig; sie geben nach, und thun es mit Vergnügen, wenn sie einen Mann haben, der durch Verstand und Tugend ehrwürdig ist. Selbst wenn dieser offenbar irrt, widersprechen sie ihm nicht geradezu, sondern warten einen günstigen Augenblick ab, thun Vorstellungen, und es gelingt ihnen gemeiniglich, den Mann dahin zu lenken, wohin sie wollen.

Eine kluge Frau kann ihren Mann von groben Lastern, als Trunkenheit, Vernachlässigung seiner Geschäfte, Herumlaufen, Neigung zum Vergnügen, Verschwendung, Auffahren, heilen. Sie gewinnt durch Sanftmuth und Gefälligkeit seine Liebe; sie macht sich und das Haus ihm angenehm. Sie hält ihn durch Kunst und Geduld, ohne daß ers merkt, zurück. Man erzählt, daß ein gewisser Mann in der Trunkenheit böse war, und dies geschah oft; alsdann schlug er alles, was ihm unter die Hand fiel, entzwey. Das schmerzte die Frau, und doch schwieg sie. Einen Abend, da er das verderbliche Spiel wieder anfieng, nahm sie, ohne die geringste Empfindlichkeit zu äussern, erst einen Spiegel, dann ein porzellainenes Gefäß, und zerschmiß sie. Der Mann stutzt: »Was thun Sie da?« Ich sehe, »mein Lieber, daß Ihnen das Zeug zur Last »ist, ich will Ihnen helfen es aus dem Wege

»räumen.« Der Mann ward beschämt, und thats nimmer wieder.

Es giebt aber viele Frauen, welche lasterhafte, unordentliche, auch wohl nur gegen ihre böse Weiber gleichgültige Männer haben; die nicht aufhören, sie mit Klagen und Schreyen, mit Vorwürfen und Schmähungen zu betäuben. Statt das Uebel zu heben, machen sies ärger.

Der Mann muß durch Arbeit für die Bedürfnisse des Hauses sorgen, die auswärtigen Geschäfte übernehmen, das Haus regieren, und die Ausgabe nach der Einnahme bestimmen. Die Frau sorgt für Ordnung, Reinlichkeit, Gesinde und Kinder, für die Kleinen hauptsächlich, und beständig für die Töchter. Sie bestellt die Küche, und füllt die Speisekammer. Jeder hat sein Geschäft, und es geht alles gut, wenn ein jeder das seinige thut, ohne zu weit in das Geschäft des Andern zu greifen.

Es giebt viele träge, nachlässige, auf ihrem Leibe und in ihrem Hause schmutzige Frauen. Der Staub verdirbt das Hausgeräth, die Kleider liegen herum, das Tischgeschirr bleibt auf dem Tisch, und die schmutzige Wäsche stockt in den Winkeln. Sie gehn halbe Tage im Nachtzeug. Die Spinnen weben an den Fenstern. Das Gesinde arbeitet und stiehlt nach Belieben; die Kinder essen den ganzen Tag, und legen die Ueberbleibsel auf Stühle, Betten und Erde. Das Mädchen hat die Schlüssel zum Keller und zur Speisekammer; der Vorrath ist vor der Zeit verzehrt, das Hausgeräth geht zu Grunde, die Kleider bekommen Flecke, manches geht verlohren, wird zerschmissen, gestohlen. Das Haus-

wesen kommt in Verfall. Solche Weiber klagen über die Härte der Männer, die sie zur Ordnung ermuntern; sie sagen, daß man sie zu Sklavinnen machen will.

Selten sorgen die Männer für die Ordnung im Kleinen; sie bekümmern sich um ihre eigne Kleidung und Wäsche nicht. Es giebt welche, die des Morgens ihre Frauen nach dem Zeuge fragen, das sie Abends ausgezogen haben. Gemeiniglich lassens ihre Geschäfte nicht zu, hierin genau zu seyn. Eine sorgsame Frau ersetzt diesen Mangel.

Man trift Frauen an, die ihre Männer durch ihr Eingebrachtes, oder ihre Arbeit erhalten, indeß daß diese faulenzen. Andre Männer thun Weiberarbeit; man hat welche waschen, kochen, ihren Weibern das Frühstück ins Bett bringen gesehn. Diese, die die Arbeit der Weiber so gut verrichten, pflegen die ihrige schlecht zu thun; sie haben weder Zeit noch Muth dazu. Ihre Weiber verachten, und die Noth drückt sie.

Viele Männer haben zu ihren Frauen kein Zutrauen, und geben ihnen das Geld für die Haushaltung nur bey Groschen und Pfennigen, für den jedesmaligen Einkauf. Einige gehn sogar auf den Markt und kaufen ein, bestellen die Küche, und geben den Pfennig zu Peterfilie aus. Dadurch reizen sie ihre Frauen zur Untreue, und diese haben gemeiniglich einen besondern Beutel. Es giebt auch Weiber, die ihre Männer betriegen, um allerley Aufwand zu machen, als Näschereyen oder Putz zu kaufen, oder guten Freundinnen zu schenken. Diese Weiber trennen ihr Interesse von dem Interesse ihrer Männer; gleichsam, als ob eine Frau gut stehn könnte, wenn der Mann zu

Grunde geht. Ein Mann von denen, die auf den Markt gehn, gab einstens seiner Tochter ein Kleid, und den Auftrag, das Zeug zu kaufen. Sie bezahlte vier und zwanzig Thaler, sagte zwanzig zur Mutter, und diese rechnete es dem Vater zu sechszehn an. Also mußte die Mutter den Vater bestohlen haben, um die vier Thaler zulegen zu können; und die Tochter beyde, weil sie heimliches Geld, die übrigen vier Thaler zu bezahlen, hatte.

Es wäre schwer, Gatten zu finden, die immer einig wären, und nie die geringste Streitigkeit mit einander hätten.

Die Vielweiberey herrscht bey allen rohen Völkern, und bey den Muhamedanern, Chinesern und Japanesern. Jeder Mann hat das Recht, so viel Weiber zu nehmen, als er kaufen und erhalten kann. Denn, besonders bey den drey letztern Völkern werden Frauen auf dem Markt, wie bey uns Kohl verkauft. Sie sind Sklavinnen, und werden eingesperrt gehalten. Sie kommen nie aus, als wohl bedeckt, in dicht verschlossenen Tragsesseln, und von bewaffneter Mannschaft umringt, auf Befehl ihres Herrn. Die Chineser haben ein lächerliches Mittel erfunden, ihre Frauen inne zu halten; sie haben nemlich die Mode der kleinen Füße eingeführt. Die Füße werden den kleinen Mädchen fast zerquetscht, und man sagt, daß eine erwachsene Frau den Fuß kaum so stark, als unsre zehnjährigen Kinder, hat. Sie können keinen festen Tritt thun, und daher wenig ausgehn. Ihr ganzes Geschäft ist, sich für ihren Mann zu putzen, und einige Handarbeit zu thun. Vermuthlich ist die schleppende unbe-

queme Kleidung unsrer Damen von solchen erfunden worden, die sie gern zu Hause behalten wollen.

Bey den Negern, Indianern, Amerikanern, und allen rohen Völkern, sind die Weiber ihren Männern sehr unterthan, und spielen die Rolle unsrer Dienstmägde. Die Weiber der Negern begrüßen des Morgens den Mann auf den Knieen, verrichten alle Arbeit, indeß der Mann fast nichts anders thut, als Taback rauchen. Jene essen niemals mit diesem, oder in seiner Gegenwart, sondern verzehren in einem Winkel seine Ueberbleibsel. Die Grönländerinnen bauen die Häuser; die Männer fischen nur.

Die alten Griechen und Römer hatten, wie die Christen, nur eine Frau, die Perser mehrere, und viele Juden sind ihrem Beyspiel gefolgt. Die Griechinnen giengen zu keinem Gastmale, ausser bey ihren nächsten Verwandten. Die Römerinnen giengen ohngefähr wie unsre Damen aus. Bey uns heyrathet manches Mädchen, nur in der Hoffnung, mehr Freyheit zu haben, und so viel Besuche zu machen, und auszugehn, als sie will. Die persischen Damen hielten die Handarbeit für ein sklavisches Geschäft; die griechischen machten die Kleider ihrer Männer und Kinder. Dies thaten die Jüdinnen auch. Salomo sagt von ihnen folgendes:

»Wer wird ein tugendhaftes Weib finden? Sie ist »kostbarer als Perlen; ihr Mann setzt in sie sein Ver»trauen, und es wird ihm nichts mangeln. Täglich »wird sie Gutes, und niemals Böses, thun. Sie »sammelt Wolle und Flachs, und verarbeitet es mit »Geschicklichkeit. Sie ist Handlungsschiffen ähnlich,

»denn sie bringt den Gewinn von fern her. Sie »steht früh auf und giebt ihren Töchtern und ih»rem Gesinde das Tagewerk. Sie kauft Aecker und »pflanzt Weinberge. Sie ist voller Eifer und Muth. »Den Betrübten tröstet, und dem Dürftigen reicht »sie eine behülfliche Hand. Sie ist wegen des Schnees »für ihre Familie unbekümmert, denn ihre ganze Fa»milie hat zweifache Kleidung. Aus Scharlach und »feinem Leinen macht sie sich Kleider und Bettvorhänge. »Ihr Mann wird geschätzt und sitzt unter den Vor»nehmsten. Sie macht allerley Zeug und verkauft es; »sie kleidet sich mit Würde, und fürchtet den kommenden »Tag nicht; sie spricht mit Weisheit und Anmuth. »Sie hat beständig auf ihr Haus ein wachsames Auge, »und ißt ihr Brod nicht in Müssiggang. Ihre Kinder »verehren, und ihr Mann liebt und lobt sie; er sagt »von ihr: Reize triegen, und Schönheit verschwindet; »aber ein tugendhaftes Weib verdient Lob.«

Allenthalben sinds nur die Reichen, die mehrere Frauen haben, und sie einsperren. Der Arme ist froh, daß seine einzige Frau arbeitet.

Bey uns wollen die Männer auch, sowohl als bey den Morgenländern, Herren seyn. Jenes Geschlecht hat aber immer in Gesellschaft und bey Gastmälern den Vorrang; es erhält die ersten Ehrenbezeugungen, es giebt den Ton an, und alles hängt von ihm ab. Im Hause und in Geschäften ists ganz anders; da ist die Reihe an dem Mann. Auch sieht man viele Damen, die die Gesellschaft lieben, und ihr Haus meiden.

Wenn Eheleute sich nicht vertragen können, haben sie die Erlaubniß, sich zu scheiden, und andre zu hey-

rathen. In vielen Ländern ist diese Erlaubniß sehr schwer zu erhalten.

Wenn die Heyrath soll gültig seyn, muß sie in die öffentlichen Register eingeschrieben werden, und ein Geistlicher muß dem Paare den ehelichen Segen sprechen. Kinder, die aus einer heimlichen Ehe gebohren werden, dürfen den Namen des Vaters nicht führen, können von ihm nicht erben, und werden in einige Gewerke nicht aufgenommen. Ohne dies Einschreiben in die Verzeichnisse der bürgerlichen Ehen, und diesen priesterlichen Segen, kann der Mann die Frau, die seinen Namen nicht hat, wegjagen, und die Frau den Mann verlassen, ohne bey der Obrigkeit in Ehesachen Schutz zu finden; und solche, die die Ordnung und Gesetze übertreten, werden verachtet.

Der Mann muß für die Frau stehn, weil man voraussetzt, daß er Herr ist; die Frau aber steht für den Mann nicht, weil man denkt, daß sie ihn nicht abhalten kann.

Neunter Abschnitt.

Von Herrschaft und Dienstboten.

In allen Landen, selbst bey den ungesitteten Völkern, haben die wohlhabenden, oder mit Arbeit überhäuften Haushaltungen Dienstboten, die die schwerste Arbeit thun. Bey den Türken und Persern, und bey den Christen in beyden Indien, sind die mehresten Bediente Leibeigne, die man wie das Vieh kauft, und worüber man eben so unbeschränkte Macht hat. Bey vielen Völkern schlägt, fesselt und tödtet der Herr seinen Sklaven, ohne daß die Gesetze sich darum bekümmern. Die amerikanischen Sklaven sind Neger, die man in Afrika kauft, wo die Könige ihre Unterthanen, ihre Kriegsgefangenen und die Verbrecher; der Vater den Sohn, der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder, der Nachbar den Nachbar, der Stärkere den Schwachen, um Branntwein und Glascorallen, verkaufen. Die Europäer kaufen sie, bringen sie nach Amerika in Minen, in die Caffee- Taback- und Zuckerpflanzungen. Alle Völker, die einzigen Christen in Europa ausgenommen, haben Sklaven gehabt, deren Schicksal immer fast gleich gewesen ist. Bey den Alten waren es Kriegsgefangene, Schulduer, die nicht bezahlen konnten; oder Leute, die sich selbst verkauften.

Bey unsern Ackerleuten sind Knechte und Mägde die Gehülfen der Herrschaft, und essen mit ihr aus ei-

ner Schüssel. Bey Bürgern und Großen arbeiten sie für die Herrschaft, und werden nicht zu ihrem Tisch gelassen. Einige Bediente tragen Liverey, und heißen Laquayen. Man hat höhere Bediente, die keine Livery haben, als Köche, Kellermeister, Haushofmeister, Kammerdiener, Sekretaire. Letztere sind oft geschickte Männer, die mit dem Herrn an der Tafel speisen.

Alle diese Bedienten nehmen frey Dienste an, erbieten sich zu gewissen bestimmten Diensten, und bedingen sich dafür ein gewisses Gehalt. Es steht ihnen immer frey, den Dienst zu verlassen, so wie ihren Herrn, sie zu verabschieden, wenn ihre Zeit um ist. Wenn ein Dienstbote wegläuft, kann der Herr die Obrigkeit ersuchen, ihn zu strafen, oder in den Dienst zurück zu bringen. Wenn er stiehlt, strafen ihn die Gesetze. Allein der unbezahlte, oder gemishandelte Dienstbote kann auch bey der Obrigkeit Schutz finden.

Man sagt: der gute Herr macht den guten Knecht; d. h. wenn die Herrschaft die Dienstboten gut hält und gehörig bezahlt; wenn sie menschlich ist, und darauf sieht, daß das Gesinde das seinige thut; so wird dieses fleißig. Wenn aber die Herrschaft es schlecht hält und bezahlt, so stiehlt es. Ist jene hart und grob; so ist dieses misvergnügt und ohne Liebe für die Herrschaft; denn der Dienstbote hat auch seine Ehrliebe, und leidet nicht gern Härte und Beschimpfung. Ist die Herrschaft nachläßig, sieht sie den Dienstboten durch die Finger, überläßt sie dem Gesinde das Haus, so wird dieses faul. Es herrscht immer Unordnung in einem Hause, wo mehr Gesinde ist, als man beschäftigen kann. Jeder hat Muße, und will noch mehr haben; und schiebt auf

seinen Camaraden das wenige, das er thun sollte; also geschieht auch dies wenige nicht. Alle wollen essen und Lohn haben, und die Herrschaft kommt zurück. Wer alle Leckerbissen dem Gesinde mittheilt, macht es lecker, und bereitet ihm eine elende Haushaltung. Wer ihm alle Leckerbissen versagt, macht es begierig und diebisch. Es giebt Herrschaften, die sich mit dem Gesinde gemein machen, daher letzteres familiair wird, seine Brodherrschaft verachtet; und das Haus geräth in Unordnung. Hauptsächlich aber findet man Frauen, die sich von ihren Leuten Neuigkeiten erzählen lassen, und sich mit ihnen verstehn, den Herrn zu betrügen. Diese Frauen verlieren alles Ansehn bey dem Gesinde.

Viele Leute wechseln oft ihr Gesinde, weil sie keines vollkommen genug nach ihrem Sinn finden. Es giebt gar kein vollkommenes; niemand ist ohne Fehler. Bey dem öftern Wechsel geht die Liebe, die gute Dienstboten zu einer vernünftigen Herrschaft gewinnen, verlohren.

Zerstreuungliebende, oder allzugeschäftige Herrschaften überlassen die Kinder dem Gesinde. Dieses ist unwissend, öfters ungesittet, weil es eine schlechte Erziehung bekommen hat. Dadurch werden die Kinder ungesittet und lernen allerley Ungereimtheiten oder Ungezogenheiten. Das Gesinde ist abergläubisch, es erzählt den Kindern Mährchen von Gespenstern und Hexereyen, und schwächt ihren Verstand und ihr Herz. Es sucht die Liebe der Kinder zu gewinnen, um durch ihre Fürbitte Wohlthaten zu erhalten; schmeichelt ihnen, ist ihnen gefällig, stärkt sie in ihrem Eigensinn, macht sie lasterhaft, nährt ihre übeln Neigungen, und lehrt

sie wohl gar Ausschweifung. Es verhehlt den Eltern die Thorheiten der Kinder, und diese berauben die El. tern, ihre Schmeichler zu lohnen.

Andre Eltern erlauben ihren stolzen, und wegen ihrer Vortheile eitlen Kindern, das Gesinde hart und trotzig zu behandeln. Darüber werden die Dienstboten empfindlich; die Eltern werden schlecht bedient, und die Kinder hart und ungerecht. Andre untersagen den Kindern die Vertraulichkeit mit dem Gesinde, aber auch das Befehlen, und noch strenger das Schelten und die Grobheit. Sie sagen, daß das Gesinde nicht den Kindern gehört.

Das Gesinde muß den ganzen Tag arbeiten, zuerst auf seyn, und zuletzt zu Bette gehn. Selten genießt es der Ruhe, oder eines Vergnügens. Es ißt die Ueberbleibsel der Herrschaft, und die öfters kalt; wo mehreres Gesinde ist, da bekommt es andre schlechtere Speisen, als die Herrschaft. Das ist, des Aufwandes wegen, nicht zu tadeln, wenn die Leute übrigens nur gute eßbare Speisen erhalten. Ja es ist gut, denn das Gesinde will sich auch einmal häuslich niederlassen; dann ist es unglücklich, wenn es an ausgesuchte Nahrung gewöhnt ist. Es giebt aber auch Herrschaften, die ihrem Gesinde die elendesten Speisen reichen. So gab eine Dame ihrer Magd ein Stückchen Talg vom Lichte, statt der Butter, in ihr Essen. Im Winter arbeitet es in der Küche, im Wasser. Wenn niemand dienen wollte, würden wir viel Mühe haben. Andrerseits giebt faules, dummes, ungeschicktes, ungetreues, nachlässiges Gesinde viel Verdruß. Auf das beste muß man ein wachsames Auge haben, damit es das Sei-

nige thue. Niemals verrichtet es unser Geschäft mit dem Eifer und der Genauigkeit, die wir selbst haben würden. Das ist ganz natürlich, es hat nicht das Interesse dabey, das wir haben, und es muß für uns thun, was wir selbst für uns nicht thun mögen.

Zehnter Abschnitt.

Von der bürgerlichen Gesellschaft.

Erstes Kapitel.

Von den Ursachen derselben.

Man findet auf der ganzen Erde keine einzelne Familie; überall leben die Menschen in Völkerschaften. Die Neigung zum geselligen Leben, und das gegenseitige Bedürfniß vereinigen sie. Das Bedürfniß ist zwiefach, nemlich der Gegenwehr, und der Hülfe zur Lebensnothdurft.

Die einzige Geselligkeit vereinigt die Grönländer. Vom Meer und von Eisschollen umgeben, sind sie hinlänglich vor allem Angriff von Seiten der Menschen gesichert; und die weissen Bären, die einzigen Geschöpfe, die sie fürchten können, sind nicht furchtbar genug, um ein gesellschaftliches Bündniß zu veranlassen. Eine jede Familie sorgt selbst für alle ihre Bedürfnisse; der Mann fängt den Seehund, das Weib baut das Haus, und näht die Seehundsfelle zu Kleidern. Dies ist all ihr Reichthum, und all ihr Geschäft.

Auch sind sie nicht an einander gedrängt, sondern durch ihre unermeßliche Wüsten, oder vielmehr auf den

Küsten, zerstreut, und haben mit einander nichts zu schaffen. Jeder läßt sich häuslich nieder, wo er will, aber immer in der Nachbarschaft andrer Hütten. Sie wissen von Völkernamen nicht, sie heißen alle Grönländer.

In Amerika ists schon ganz anders. Da sind die Einwohner unter verschiedenen Namen getrennt; Huronen, Irokesen, Topinamboux, und viele andre. Eben so sts in allen Theilen von Amerika, in Afrika, in Asien und Indien. Die verschiedenen Völkerschaften führen gegen einander Krieg; in Amerika aus alter Rache, aus Gewohnheit, in dem mexikanischen Meerbusen, um Kriegesgefangene zu verzehren, und in Afrika, um Kriegesgefangene an die Europäer für Brantwein zu verkaufen.

Nachdem Geselligkeit und Nothwendigkeit der Vertheidigung die Menschen in Europa, auf der Küste der Barbarey und in dem westlichen Asien, in Völkerschaften vereinigt hatten, haben diese neue Hülfe von einander genossen. In allen andern Gegenden verfertigt ein jeder alles, was er braucht. Weil er aber vielerley machen muß, wird er oft in jedem Geschäft durch das andre gestört, und erwirbt in keinem eine besondre Geschicklichkeit. In den jetzt gesitteten Ländern haben die Menschen die Arbeiten unter sich getheilt, und jeder verrichtet nur seine. Die Gewöhnung macht ihn geschickt, und er kann leicht alle die mit seiner Arbeit versorgen, die ihm mit der ihrigen helfen. Diese Leichtigkeit und die Geschicklichkeit, die ein jeder erworben hat, vervollkommt jede Art von Arbeit, und jedes Werk wird immer besser. Nun dachte man auf Ver-

feinerungen, weil man Muße und Fähigkeit dazu hatte. Aus dieser Verfeinerung und Muße entstanden neue entbehrlichere Künste, welche durch den Gebrauch nunmehr auch ein Bedürfniß geworden sind. Wir haben uns zu einer gewissen Vollkommenheit gewöhnt, und verlernt, mit groben Kleidungen und Geräth, die ein jeder sich selbst machen könnte, vorlieb zu nehmen. So ist die Gesellschaft aus einer bloßen Erleichterung ein Bedürfniß geworden.

Wir haben also Handwerke und Künste von aller Art, für die Nahrung, die Kleidung, die Wohnung, das Geräth, und die Sicherheit. Jeder treibt seines, und bekömmt für seine Arbeit was er bedarf, und nicht selbst verfertigt. Es wäre Einem durchaus unmöglich, alles zu machen, was wir heutiges Tages brauchen.

Hundert Menschen, deren jeder alles, was er braucht, machen wollte, würden elend leben, und übermäßige Arbeit haben; ja sie würden umkommen, ehe sie nur ein Brod zu Stande gebracht hätten. Wenn sie aber in Gesellschaft treten, so daß ein jeder seine besondre Arbeit für alle verrichtet, werden sie reichlich versorgt, haben Ueberfluß und Muße. Aus dieser Muße sind die Künste des Ueberflusses, der Ueppigkeit, der Pracht, des Vergnügens; das Fristren, die Stickerey, die Arbeit in Seide, Silber, Gold und Edelsteinen, das Schneiderhandwerk, die Malerey, die Tonkunst, das Tanzen und viele andre entstanden. In den Werken der gemeinsten und nothwendigsten Handwerker ist immer viel Ueberfluß; und es könnte, wenn wir bloß auf den Nutzen sehen, manches wegfallen. Der Schu-

ster giebt seinen Schuhen eine Zierlichkeit, die das Bedürfniß weit übersteigt.

Man kann fast von allen Handwerkern sagen. daß sie nicht unumgänglich nothwendig sind. Ueberall kann fast ein jeder das Land bauen, Brod backen, Getränke, grobes Zeug und Felle bereiten. Alle Weiber wissen Kleider zuzuschneiden und zu nähen. Jeder ist im Stand, eine Hütte zu bauen. Wir haben uns aber gewöhnt, gewisse Handwerker als unentbehrlich anzusehn; und sie sinds wirklich bey unsern Sitten und Gebräuchen geworden. Von der Art sind der Ackermann, der Bäcker, der Fleischer, der Bierbrauer, der Gerber, der Maurer, der Zimmermann, der Schuster, der Schneider, der Weber, der Tischler, der Schmid, und alle die, die für das Bedürfniß arbeiten. Es giebt vielleicht noch mehrere, die blos den Ueberfluß und die Bequemlichkeit besorgen.

Es giebt mühsame Gewerbe, als der Ackerbau und das Schmieden. Andre sind unangenehm, als Gerben, Schornsteine fegen, Schlachten. Andre setzen den Menschen dem Wind und Wetter aus. Andre bringen ihn um die Ruh. So ists mit dem Nachtwächter, dem Soldaten, dem Postillion. Andre geben ihn in Lebensgefahr, als die Schiffahrt, der Krieg, die Baukunst, die Bergwerke, die Fischerey, die Jagd. Dennoch finden sich immer Menschen, die solche treiben. Und doch sinds diese mühsamen, unangenehmen, gefährlichen Gewerbe nicht, die die größten Belohnungen, sowohl an Ehre, als an Reichthum, erhalten. Die bequemen, angenehmen und zwar unnöthigen Gewerbe

sinds, die am mehresten geehrt und am reichlichsten bezahlt werden.

Eines der unangenehmsten Geschäfte ist die Kinder- und Krankenpflege. Wie viel Ueberwindung gehört nicht dazu, solche zu reinigen, das Geschrey, die Klagen, die Angst zu ertragen. Tag und Nacht muß man auf, und alle Augenblicke bereit seyn, die beschwerlichsten und unangenehmsten Dienste zu leisten. Man kann sich keinen Augenblick sichrer Ruh versprechen. Eigensinn, allerley Einfälle muß man ausstehn. Dieses beschwerliche Geschäft fällt auf jenes Geschlecht, das es mit bewundernswürdiger Geduld und Eifer versieht.

In der Gesellschaft findet also ein jeder in der Arbeit Aller einen Ueberfluß am Nothwendigen, Nützlichen und Angenehmen; Hülfe und Erleichterung in seinen Bedürfnissen, und Sicherheit. Beständig und an allen Orten, sind wir mit einer Menge Sachen und Bequemlichkeiten umgeben, die die Andern uns, und zwar öfters mit Gefahr ihres Lebens, mit Aufopferung ihrer Glieder, ihrer Gesundheit, und ihrer Ruh verschaffen. Unsre Gebäude setzen täglich das Leben der Bauleute in Gefahr. Die Steine und Metalle, die uns so wesentliche Dienste leisten, sind aus den Brüchen und Gruben mit äußerster Gefahr gebrochen und gegraben worden. Indessen daß wir schlafen, wachen eine Menge Menschen zu unserm Dienst, und stehn, in der finstern Nacht, Kälte, Sturm und Regen aus.

Zweytes Kapitel.

Aeußere Gestalt der Gesellschaft.

Dieses gegenseitige Bedürfniß hat die Menschen vermocht, näher in Städren, Dörfern und Flecken zusammenzurücken. Wenn sie auf dem Felde zerstreut wären, würden sie einen Theil der Aecker besetzen, und müßten nach ihrer Nothdurft, oder einander zur Hülfe, weit laufen und wahre Reisen thun. Nun aber haben wir alles unter der Hand.

Die Städte sind in Ansehung der Größe, der Volksmenge und der Schönheit sehr verschieden. Berlin hat ungefähr drey deutsche Meilen im Umfang, Paris und London noch mehr, und Reisende geben Agra im Indostan zwölf Meilen. Andre haben kaum eine Viertelmeile im Umfange. Die großen Städte sind voller Paläste, großer Plätze, die mit Tempeln, Säulenordnungen, schönen Brücken und Bildsäulen geziert sind. Die Häuser sind dicht an einander, von Stein, hoch und mit Geschmack gebaut. Gemeiniglich sind die Straßen gerade, sorgfältig gepflastert und mit Abflüssen versehn, um das Wasser und den Koth wegzuschaffen. Die Polizey hält Leute, die die Straßen fegen, den Koth, die Aeser, und alles, was die Sinne beleidigt, wegtragen. Man sagt, daß Madrid nicht gepflastert ist, daß der Koth und die Aeser auf den Strassen liegen bleiben, und die Luft verpesten. Von Constantinopel wird eben dasselbe erzählt.

Man zählt in Berlin sechstausend Feuerstellen und hundert funfzigtausend Seelen, und viermal so viel in London und Paris. Die Zeitungen melden, daß vor kurzem Mordbrenner zehntausend Häuser in Constantinopel in die Asche gelegt haben, und daß sie noch mit brennen nicht aufhören.

Was die große Bevölkerung dieser Städte verursacht, ist erstlich der Hof, d. h. der regierende Herr und sein Haus; der Adel, der sich an dem Hof aufhält, und den das Vergnügen dahin lockt. In solcher Stadt giebt es Schauspiele von aller Art, große Lustbarkeiten am Hofe; selbst das Wohnen in solcher Stadt ist angenehmer, als in andern Orten, wegen der schönen Gebäude, der Gärten, der Spaziergänge, und der zahlreichen Gesellschaft. Die hohen Magistratspersonen, die obern Tribunale, die Gesandten der fremden Mächte wohnen daselbst. Da diese Städte gemeiniglich an schiffbaren Flüssen liegen, ist der Handel blühend, und die innre starke Nutzung begünstigt ihn; also sind da eine Menge Kaufleute, worunter viele reich sind. Die großen Manufakturen pflegen auch in der Hauptstadt zu seyn; es findet sich also ein Haufen Handwerker da ein. Diese ziehn wieder eine Menge andrer Gewerbe zur Nothdurft, zur Erhaltung, zur Kleidung, zur Wohnung und fürs Geräth nach sich. Der Hof und die Großen, die an das Schönste und Beste in allerley Dingen gewöhnt sind, erhalten einen feinen Geschmack, der sich immer mehr ausbildet, und von Stuffe zu Stuffe bis auf den Bürger kömmt. Die Handwerker müssen sich also befleißigen, mit Geschmack zu arbeiten. Daher entsteht die Pracht, die immer fort wächst, die

Stadt verschönert, dem Volke was zu verdienen giebt, das Geld aus den Händen der Reichen zieht, und diejenigen, die reich scheinen wollen, ohne es zu seyn, zu Grunde richtet. Diese Pracht lockt noch mehrere herbey, die sie zu nutzen suchen; die Straßen wimmeln von Friseurs und Modehändlern; die Läden sind mit Putzwerk, mit wohlriechendem Wasser, mit kostbaren Zeugen, mit Geschmeide, mit Zuckerwerk, mit leckeren Weinen und Speisen gefüllt; Wildpret, frühreife Früchte, und alles, was den Gaumen kitzeln kann, besetzt die Märkte. In Warschau sind fünfhundert Friseurs, ohne die Perückenmacher, gezählt worden.

Solche Städte sind wahre Schlünde, die die Erzeugnisse des Landes zwanzig Meilen im Umfange verschlingen. Es ist leicht zu begreifen, daß das wenige Feld in ihrem eignen Bezirke nimmermehr mit Korn, Obst, Gartenfrüchten, Vieh, Wildpret; und eben so wenig ihr Fluß mit Fischen, sie versehn kann. Dies alles wird ihnen öfters weit her gebracht. Man sagt, daß Paris jährlich ungefähr funfzigtausend Rinder, siebenmal hunderttausend Hammel, fünf und zwanzig tausend Kälber, und vierzigtausend Schweine verzehrt. In einer Stadt, die kaum zwölftausend Seelen enthält, sind, nach den Registern der Accise, im Jahre tausend sieben hundert und siebenzig, fünfhundert sechs und sechzig Rinder, dreytausend neunhundert neun und achtzig Kälber, viertausend fünfhundert dreyzehn Hammel, und viertausend neunhundert neunzehn Schweine geschlachtet worden. Wenn man täglich nur ein halbes Pfund Brod auf den Kopf rechnet, so kommt auf Berlin jährlich ungefähr eilftausend Wispel Korn heraus, d. h. so

viel wohlbespannte Fuhren; und man kann für Bier, Branntwein, und Vieh noch eben so viel rechnen.

Die großen Städte sind der Sitz des Geschmacks und der feinen Lebensart, der Mittelpunkt alles Schönen, ein Zusammenfluß der geschicktesten Leute aller Art, in den Handwerken, Künsten und Wissenschaften. Hier findet man allerley Anstalten und Personen für die Erziehung und den Unterricht der Jugend, eine Menge Aerzte; mit einem Wort alles was man wünschen kann.

Eine solche Stadt zeigt an Markttagen, in den gangbarsten Straßen, oder wenn etwas Neues den Haufen herbeylockt, ein ziemlich unangenehmes Gewühl; man kann, ohne sich durchzudrängen und gestoßen zu werden, kaum durch die breiten Straßen kommen; es ist ein dumpfes Getöse von Stimmen; man geht auf und nieder, man läuft, man schreyt; Karren und Wagen machen die Verwirrung größer; man muß beständig um sich sehn, damit man nicht gerädert werde. Dieses Getöse währt den ganzen Tag, uud betäubt den, der es nicht gewohnt ist. Freylich sind alle Theile der Stadt nicht so unruhig. Die große Volksmenge macht die Wohnung und die Lebensmittel theuer. Die herrschende Pracht, die ein jeder auf seine Art nachahmt, versenkt die Hälfte der Einwohner ins Elend. In den Städten, wo das Betteln erlaubt ist, kann man nicht zwanzig Schritte in gangbaren Straßen gehn, ohne von Bettlern angesprochen zu werden; zuweilen sieht man sie in Reihen ziehn. Unter diesen Lumpen, und auch unter anständigen Kleidern verstecken sich Diebe, die allen Zusammenlauf vorzüglich lieben, und sehr ge-

schickt sind, die Taschen der Unachtsamen auszuleeren; die ungerechnet, die sich auf Caffe- und Weinhäusern aufhalten, um die Einfältigen zu betrügen, und die, die des Nachts herumschleichen, diejenigen zu plündern, die ihnen in die Hände gerathen, oder wohl gar in die Häuser einbrechen. Letztere trift man selten an, wenn die Polizey wachsam ist. Die Wächter, Schildwachen, Patrollen und Wachen, die in allen Theilen und Strassen der Stadt sind, halten sie im Zaum. Allein diese heilsame Anordnung ist nicht in allen großen Städten zu finden, eben so wenig, als die Laternen auf den Straßen. Um solchen Diebereyen und Unordnungen vorzubeugen, ists in verschiedenen Städten, als Berlin und London, befohlen, Abends Laternen zu tragen, bey Strafe der Gefangensetzung. Man kann einem Menschen, der eine Bosheit ausgeübt hat, besser folgen, und ihn leichter kommen sehen, wenn er eine Laterne trägt.

Die Ueppigkeit, die Leckerhaftigkeit, der Ueberfluß und die Ergötzlichkeit, machen die Menschen weichlich und schwach, und verderben die Jugend. Die Verführer, die Gelegenheit zur Schwelgerey, die man hier an allen Ecken findet, richten vollends die Sitten und die Gesundheit zu Grunde. Die unbequeme und drükkende Kleidung trägt viel dazu bey. Auch sieht man viele verunstaltete Mädchen und Frauen; junge sechzehnjährige Leute ohne Kraft und Muth, gegen alles empfindlich, bleich, hager, krank, mit Schnupfen und Husten behaftet, mit einem verdorbenen Magen; und gegen das zwanzigste Jahr sind sie unfähig, die Arbeit eines zehnjährigen Bauerkindes auszuhalten.

Die Aerzte haben in den großen Städten viel Geschäft. Sie sollen nun den Schaden der Erziehung, der Kleidung, der Frisur, der Gefräßigkeit, der Trunkenheit, der Schwelgerey, wieder gut machen. Schwächlinge wollen durch die Kunst ihre Gesundheit stützen und die verpraßten Kräfte ersetzen. Sie misbrauchen die Kunst. Bey gesunden Tagen liegen sie dem Arzt an, und nehmen Arzneyen aus Vorsicht, aus Kleinmüthigkeit, aus Gewohnheit. Dieser Misbrauch benimmt ihnen vollends den Muth, die Gesundheit und die Kraft.

In einer gewissen Entfernung von einer großen Stadt, sieht man über derselben eine Wolke, welche aus Staub, Rauch und den Ausdünstungen dieser Menge zusammengedrängter Menschen und Thiere, die die Luft verderben, besteht. Dies ist eine sehr wirksame Ursach von Krankheiten. Auch rechnet man das Mittelalter in Paris, London und andern großen Städten zu fünf und zwanzig Jahren, da man es in kleinen Städten und auf dem Lande zu dreyßig Jahren ungefähr rechnet. Dennoch aber ist hierin vielleicht ein kleiner Irrthum, indem Viele, die auf dem platten Lande gebohren wurden, und die Register drr Geburten doit vermehren, in die Stadt ziehen, und hier sterben. Selten aber stirbt der gebohrne Städter auf dem Lande. Alle diese Uebel fallen auf die Reichen. Der Arme ist, selbst in der Hauptstadt, ziemlich gesund und stark.

Der große Haufen lockt die Schurken herbey, und begünstigt das Verderben der Sitten, indem solche in dem Haufen sich leicht verkriechen. Also findet man in großen Städten die größten Ausschweifungen, die sich

mehrentheils unter den Schein der Gesittetheit und des Anstandes verbergen.

Alles, was ausser der Hauptstadt ist, heißt die Provinz. Hier giebt es auch große Städte, die zehn bis hundert tausend Seelen enthalten. Sie kommen der Hauptstadt in Ansehung der Vortheile, der Ueppigkeit, des Lasters und alles übrigen, um desto näher, je größer die Volksmenge, und je mehr Handel und Manufakturen Reichthum hinein ziehn. Also giebt Leipzig Berlin nichts nach; Magdeburg und Stettin werden es bald erreichen.

Alle diese Städte haben große Vortheile. Sie sind mit Handwerkern aller Art, mit einem Ueberfluß alles Nöthigen angefüllt; die Künste blühen daselbst nach Verhältniß des Reichthums und der Volksmenge. Mit Mauern umgeben, sind sie vor Räubern und Landstreichern, und einigermaßen vor Bettlern, und anderm Auswurf der Menschheit gesichert. Wachen, Wächter, Schildwachen sind überall auf den Straßen und Thürmen zur gemeinen Sicherheit, zumal bey der Nacht, angestellt. Sie haben Sprützen, Brunnen, und allerley Geräthschaft für Feuersnoth. Die Post und andre Gelegenheiten bringen ihnen von fernher Briefe und Sachen, und schaffen die ihrigen mit wenigen Kosten, und ohne Mühe, weg.

Die kleinen Städte, welche nebst den Flecken und Dörfern das Land oder platte Land heißen, sind öfters von letzteren wenig unterschieden; nur haben sie ein Rathhaus, Handwerker und Marktgerechtigkeit. Sie sind von der Größe, der Pracht, der Ueppigkeit, dem Reichthume, den feinen Sitten und dem Geschmack der

großen| Städte weit entfernt. Sie werden mehrentheils nur von Ackerleuten und einigen schlechten Handwerkern bewohnt. Die Häuser darin sind elende Hütten, die weitläuftig auseinander stehn; und die mehresten sind mit Stroh gedeckt; kein oder ein äußerst schlechtes Steinpflaster, keine Besatzung, weder Mauern noch Thore; kaum kann man das, was wir als nothwendig ansehn, darin haben. Oefters fehlen Bäcker und Fleischer. Jeder bäckt sein Brod; man ißt Pöckelfleisch, und wenn man frisches Fleisch braucht, holt mans aus der nächsten Stadt, und die Lebensmittel werden durch das Bothenlohn kostbar. Man hat keinen andern Arzt, als einen unwissenden und geschwätzigen Bartputzer. Das Volk ist grob, und seine Laster so grob, als dasselbe. Zänkerey, Schlägerey und Trunkenheit sind die herrschenden Uebel. Unwissenheit und Aberglauben geben dem Betruge freyen Lauf. Hier hört man noch immer von | Hexen, Gespenstern und verborgenen Schätzen reden. Den Einwohnern fehlt alles, was man Bequemlichkeiten des Lebens nennt. Sie sind es aber gewohnt, oder vielmehr, sie kennen diese Bequemlichkeiten nicht, weil sie in der Verfeinerung der großen Städte unwissend sind. Sie sind gesund, arbeitsam und stark; Treue und Rechtschaffenheit wohnen in ihren Hütten. Die freye und reine Luft, die Arbeit, die Mäßigkeit, die Unwissenheit einiger Ausschweifungen, erhalten ihre Gesundheit und ihr Leben und man schätzt das Mittelalter auf dem Lande auf dreyßig Jahre. Die Reichen ziehn im Sommer aus den großen Städten dahin, um ihre verdorbene Gesundheit wieder herzustellen. Auf dem Dorfe findet

man

man nur Ackerleute, einige Schuster, Schmiede und Leinweber. Da die Plätze offen stehn, sind sie dem Anlauf der Landstreicher, Bettler, Räuber, Mordbrenner ausgesetzt. Daher geschehn auf dem Lande die mehresten Excesse dieser Art. Da man aber in dem kleinen Orte einen jeden kennt, ist man dagegen vor innern Diebstählen ziemlich sicher. Der Landmann legt sich zu Bett, und läßt Thür und Fensterladen offen. Bey Tage verläßt er sein offnes Haus, und geht ins Feld. Seine Armuth und der geringe Werth seiner Habe sichert sie ihm. Sein Schloß ist eine hölzerne Klinke, die er kaum zuzumachen sich die Mühe giebt. Was wollte man ihm nehmen? Beutel mit Geld, kostbares Geschirr, Juwelentäschchen, die man bey den Reichen findet, sind ganz andre Lockungen, und man muß sich vorsehn.

Die Städte und Dörfer der Neger und Indianer, die Wohnplatze der Amerikaner sind noch geringer, und nur unordentliche Haufen von Hütten. Die Grönländer haben nicht einmal Dörfer, sondern wohnen zerstreut; und so ists ungefahr in Island auch. Die Tartaren und irrenden Araber ziehn in Völkerschaften, die in Zelten wohnen, nach Bedürfniß ihrer Heerden oder ihrer Räubereyen, von einem Ort zum andern, ohne einen sichern Sitz zu haben Der Ackerbau, die Weiden, die Sorge für die Forsten und die Bequemlichkeit der Reisenden und der Jagd machen, daß man bey uns auf den Heerstraßen, den Wiesen, den Feldern, oder in Wäldern, einzelne Häuser antrift.

Drittes Kapitel.

Von der Regierung.

In Asien, Afrika und Amerika bewohnen kleine Völkerschaften große Strecken Landes. Das Land liegt ungebaut, theils wegen der Trägheit und Unwissenheit der Bewohner, und theils, weil es von selbst die eingeschränkten Begierden und die einfachen Bedürfnisse der Menschen befriedigt. Das Land, das keiner für sich haben mag, ist gemein; und jeder nimmt davon was er will. Die Wälder wimmeln von Wild, die Flüsse und Meere von Fischen, wo ein jeder nur nehmen darf; und an vielen Orten wird es verachtet. Bey uns gehts ganz anders. Da ist kein Zoll Landes, kein Haase auf dem Felde, kein Reh im Walde, keine Plötze im Wasser, die nicht ihren Herrn hat. Die große Volksmenge nöthigt uns, alles zu Rathe zu halten, Feld und Acker zu schonen, und sorgfältig das Land zu bauen, damit es trage, was wir bedürfen; denn wir bedürfen viel. Preußen hatte ehemals eine Menge wilder Büffel, die Jagd war frey; nun ist kein einziger mehr da. Gemeinschaftliche Wälder gehen sichtbarlich zu Grunde. Wenn das Holz nur die Mühe es zu holen kostet, misbraucht man es; man nimmt nur das Beste, der Boden ist mit abgeschlagenen Aesten, die da vermodern, bedeckt; ein jeder ist nur auf nehmen, und niemand auf pflanzen bedacht; weil man immer noch genug für sich findet. Wo das Holz theuer ist, weiß man es ganz anders zu sparen.

Es ist bey uns nichts zu nehmen, es muß alles mit Arbeit erworben werden, und der Faulenzer findet nichts zu leben. Die schwachen Greise, die Kranken, die Faulenzer, die Blödsinnigen, und die, die nicht arbeiten können, weil sie nichts in der Jugend gelernt haben, wären in Gefahr umzukommen, wenn man sie nicht unterstützte; allein die Andern geben ihnen das Nothdürftige, und das heißt Almosen. Den Kranken, den Alten und den Blödsinnigen giebt man gern; der Faulenzer aber erhält nur schwerlich etwas, und man fängt in den meisten Orten an, ihn zur Arbeit zu zwingen.

Es ist nicht wohl möglich, die Erzeugnisse der Arbeit gegen einander zu vertauschen, denn man würde dabey oft in große Verlegenheit gerathen. Wenn der Schuster ein Paar Schuh für sein Frühstück, oder für ein Gericht Kohl oder Möhren hingeben mußte, würde er Gefahr laufen, Hungers zu sterben. Daher ist man auf den Einfall gerathen, dem zu Münze geprägten Silber, Golde, Kupfer und Eisen einen gewissen Werth beyzulegen, der auf dem Stücke selbst bezeichnet ist: Diese Münze hat keinen innern, sondern einen blos vertragsmäßigen Werth *). Bey uns und allen gesitteten Völkern sind Gold, Silber und Kupfer gangbar. In Guinea vertreten Betelsnüsse und einige Muscheln deren Stelle. Im Alterthum hatte man

*) Unter innern Werthe verstehe ich einen Werth, den die Materie an und für sich und für unsre Bedürfnisse hätte. Nach diesem Maaßstabe hat das Eisen einen weit größern innern Werth, als das Gold.

keine Münze, statt derselben wog man das Gold und Silber aus. Das Eisen galt zu Lacedämon, und hat auch in Schweden Cours. Die Münze reicht zum Handel nicht zu, und man ersetzt deren Mangel durch Zettel, die man Wechsel nennt. Ein Kaufmann, und jeder Andre, dessen Vermögen und Ehrlichkeit man versichert ist, schreibt, unterzeichnet mit eigner Hand, und versieht mit seinem Siegel eine Schrift, wodurch er sich zur Zahlung einer Summe anheischig macht; und diese Schrift ist statt des Geldes auf eine gewisse Zeit gangbar.

In der Menge der Menschen finden sich viele Faulenzer und Begierige, die eben deswegen Schurken werden, und auf Kosten Andrer zu leben oder reich zu werden trachten. Sie stehlen und betriegen. Dies kann niemanden gefallen; denn jedermann will, und das mit Recht, die Frucht seines Fleißes genießen. Die Menschen lieben Ruhe und Frieden, und werden von allen Seiten von unruhigen Menschen gedrängt, die ihre Bequemlichkeit und freyen Raum suchen, und solche, ohne den Andern ins Gehege zu kommen, nicht finden können. Man wünscht, z. B. einen schönen Hof, oder einen Garten; der Platz ist aber durch die Besitzungen der Nachbaren eingeschränkt. Man möchte eine Aussicht haben, und deshalb müßte man sein Haus einige Fuß vorbauen; die Nachbarn aber leiden es nicht, daß dies Haus vorrücke und ihnen die Aussicht nehme; die Straße würde geschmählert und der Platz zu eng werden. Der Acker und die Wiese eines jeden werden durch die Aecker und die Wiesen Andrer, durch die Heerstraße, durch einen Fluß eingeschränkt. Es ist ausgemacht,

daß mir keiner erlauben wird, von seinem Acker oder seiner Wiese zu nehmen. Man wird es auch nicht leiden, daß ich die Heerstraße schmählere; und Schiffer, Müller und Fischer werden sich einem Angrif auf den Fluß widersetzen. Mit einem Wort, alles ist abgemessen und beschränkt.

Es giebt zänkische Leute, denen das Zanken, wie das Athemholen, zum Bedürfniß geworden zu seyn scheint. Jeder sucht seinen Nutzen, und kann ihn nur auf Kosten Andrer finden. Es ist aber klar, daß es niemanden gefällig ist, daß ich auf seine Kosten erwerbe. Also leben die Menschen in einem allgemeinen und ewigen Widerstand; und doch kann man sagen, daß sie in Frieden leben. Wie geht das zu?

Es giebt Unternehmen und Ausgaben, die insgemein geschehen müssen; einen Wald durchzustechen, eine Heerstraße zu ebnen, ein Stück Landes urbar zu machen, einen Sumpf auszutrocknen, eine Feuersbrunst zu löschen, einen Fluß in seinem Bett durch einen Damm zu erhalten, wilde Thiere auszurotten, eine Räuberbande aufzusuchen und anzuhalten, Mauern und Thore, Rathhäuser, Kirchen, Wachthäuser, öffentliche Magazine und Hospitäler zu bauen; Städte zu befestigen, Brücken und Ufer anzulegen, Sprützen, Brunnen, Feuergeräth zu verfertigen, Straßen zu pflastern. Dies erfordert die allgemeine Beyhülfe und Beysteuer. Die Menschen sind aber nicht geneigt ihr Geschäft zu lassen, um die allgemeine Arbeit zu verrichten, und Geld für die öffentlichen Bedürfnisse herzugeben; sie wissen sich, zur Ausführung eines Werks, und über den Plan und

die Mittel, nicht zu vereinigen. Deswegen hat jede Gesellschaft ihre Obrigkeit, die sie regiert.

Alle diejenigen, die unter derselben Regierung stehn, machen eine bürgerliche Gesellschaft, einen Staat, und was man ein Volk nennt, aus. Es ist eine große Verschiedenheit unter diesen Gesellschaften; einige schränken sich in den Mauern eines geringen Städtchens ein; eine andre besetzt tausend Meilen Landes. Es giebt viele Mittelding zwischen Genf oder Marino und dem russischen Reiche.

Die Gewalt, oder das Recht, Gesetze zu geben, gehört zuweilen dem ganzen Volke. Von der Art waren vor Alters Sparta und Rom; das Volk versammelte sich auf dem Markt, und entschied die Sachen, die ihm der Magistrat vorlegte. So ungefähr ist noch die Regierung einiger Schweizercantons beschaffen. Die größeren Staaten, wie Holland und England, können sich so nicht versammeln. In diesem Fall ernennt jede Stadt oder Provinz Abgeordnete, und vertraut ihnen ihre Macht. Alle Deputirte kommen zusammen, und machen den Staatsrath aus. Solche Staaten heißen democratische Republiken.

In andern Staaten ist die Macht in den Händen einiger Familien. Von der Art waren vor diesem Athen, zu gewissen Zeiten, und das wollüstige Sybaris; von der Art sind heut zu Tage Genf, Bern, Genua. Diejenigen, die im Besitz der Regierung sind, machen einen Rath aus, wovon ein Theil, unter dem Namen eines Senats, die gewöhnlichen Geschäfte besorgt. Solcher Staat heißt eine aristocratische Republik.

Die Republiken vertrauen zuweilen einer, oder mehreren Personen den Vorsitz im Staatsrathe und eine Art von Uebermacht, unter verschiedenen Titeln. So hatte Sparta zween Könige, Athen seine Archonten, Rom zween Consuls, und England seinen König; Genua seinen Doge.

England ist ein gemischter Staat; die Gewalt ist unter dem Volke, oder dem Unterhause, dem Adel, oder dem Oberhause, und dem Könige getheilt. Die Könige in Sparta wurden von den Ephoren ins Gefängniß geworfen.

Die andern Staaten stehn unter der Gewalt eines Einzigen, der sie unter dem Namen eines Fürsten, Herzogs, Königes oder Kaisers, beherrscht. Solche Staaten heißen Monarchieen, und die Monarchen, Souveraine. Wenn letztere gewisse Verträge und Gesetze beobachten müssen, wenn sie die Staaten durch geschriebene und bekannt gemachte Gesetze regieren; so wird die Regierung: gemäßigt, genannt. Wenn der Beherrscher kein Gesetz beobachtet, und dem Volke keines giebt; sondern den Staat nach seinem jederzeitigen Willen regiert; so heißt die Regierung: despotisch oder willkührlich. Die Regierung ist durchgehends in Europa gemäßigt, die Türkey ungerechnet. Der Despotismus herrscht über den ganzen übrigen Erdboden, wenn man die Republik Algier ausnimmt, deren Dey nur eine Art von Stadthalter ist.

In dem höchsten bekannten Alterthum waren die Staaten und Reiche sehr klein. Jedes Städtchen, jedes Dörfchen hatte seinen König. Man kanns aus dem Siege Abrahams, der mit dreyhundert Schäfer-

sklaven fünf Könige schlug, und aus der Geschichte Josua sehn, der ein und dreyßig Könige in dem kleinen Lande Canaan überwand; wo demohnerachtet viele übrig blieben; als, z. B. die Philister und Jebusiten. Man siehts auch aus der Menge Könige, die zehn Jahre lang die Stadt Troja belagerten. Egypten und Assyrien waren in den entferntern Zeiten die einzigen bedeutenden Staaten.

Das Geschäft der Könige, der Senate, des Staatsraths, ist die Regierung, die Einführung und Erhaltung der Ordnung und des Friedens. Im Alterthum, und bey den rohen Völkern, waren die Könige weiter nichts, als die Richter ihrer Unterthanen, um ihre Streitigkeiten zu schlichten, und die Heerführer des Volkes in ihren fast beständigen Kriegen. Von der Art waren auch die Fürsten der Völker in Gallien und Germanien. Bey den rohen Völkern unsrer Zeit, in ganz Amerika, Afrika und Asien, halten sich die Monarchen nicht für die Regenten, sondern für die Eigenthümer und Herrn ihrer Völker. Sie maßen sich das Eigenthumsrecht über die Personen, die Haabe und das Leben ihrer Unterthanen an; diese besitzen nichts, sondern haben alles der Gunst ihres Herren zu danken.

Einem Jeden Frieden mit seinem Nachbaren verschaffen; die Streitigkeiten, die unter den Bürgern entstehn, schlichten; den Stöhrer der Ruhe, die Ungerechtigkeit, den Betrug, die Gewaltthätigkeit strafen; — das ist das Geschäft der Justizpflege. Die Sorge für die Wohnung und Nahrung des Volkes, für seine Gesundheit und Sicherheit; den Handel, die Künste und Handwerker begünstigen; der Unordnung Zügel ante-

gen und Verbrechen verhüten, — dies ist die Sache der Polizey. Ein jeder Bürger sucht Vortheile an sich zu ziehen, die den Andern entgehn; eben so thut ein Volk Eingriff in die Rechte der Nachbaren, und sucht durch ihre Schmählerung sich zu erweitern. Daher der Anariff und der Einfall in angränzende Länder. Diese vertheidigen sich, und so entsteht der Krieg, welcher so alt ist, als die Bevölkerung der Welt. Man findet schon zu Abrahams Zeiten Spuren davon. Unter den rohen Völkern ist er ewig, und das gesittete Europa hat selten Ruhe. Dies ist eine vorzügliche Angelegenheit der Regierung. Der Staat braucht zu allerley Ausgaben Geld. Dessen Einhebung und Verwaltung heißt das Finanzwesen. Wiederum eine von den Obliegenheiten der Regierung, die also deren drey hat; nemlich, die Justizpflege, die Polizey und das Finanzwesen. Die Polizey ist wieder allgemein von Volk zu Volk, oder blos bürgerlich.

Unmöglich kann ein Staatsrath dieses alles in allem Detail besorgen; noch weniger aber ein König oder Fürst. Beyde setzen deswegen Collegia und Personen ein, und legen ihnen einen Theil und das Detail ihrer Verwaltung auf Es giebt Monarchen, die nur für die Einnahme der Einkünfte sorgen, und dem Minister die Regierung überlassen. Unterdessen belustigen sie sich mit Vergnügungen, mit der Jagd, mit Tanzen, oder liegen in ihrem Pallaste müßig. So sind die asiatischen und afrikanischen Monarchen beschaffen, und so war mancher, den man den Großen genannt hat. Die Minister können thun was sie wollen, und sie machen sichs zu Nutzen, Reichthum zu erwerben, und dem Ver-

gnügen nachzuhängen. Nach dem Tode eines gewissen europäischen Lieblingsministers fand man in seinem Cabinet dreyßigtausend unerbrochene Bittschriften. Friederich, der mit Recht den Namen des Großen schon bey seiner Lebenszeit erhalten hat, regierte sechs und vierzig Jahre, und an dem Tage vor seinem Ende durfte er mit Zuversicht sagen: »Dies ist der erste Tag, daß ich meine Regierungsgeschäfte versäumt habe.« Er hat keine dreyßig tausend unerbrochene Bittschriften zurück gelassen. Allein, wie viele Friederiche zählt die Welt? Aber auch die besten und weisesten Könige können nicht alles thun; sie geben Gesetze, und lassen sich von deren Erfüllung Rechenschaft ablegen.

Der Staatsrath einer Republik kann freylich nicht die Geschäfte so gänzlich versäumen, als ein nachläßiger König thun kann; weil sich unter der Menge der Staatsräthe immer einige Personen finden, welche die Ordnung lieben, und eifrig und thätig für ihre Pflicht sind; solche treiben die übrigen an, und niemand hat Macht genug, um ganz nach Willkühr zu handeln. Hingegen aber entschließt man sich langsam, weil man nicht einig werden kann. Die Regierung ist sich nicht immer gleich; es geschieht nicht immer was gut wäre, weil Unwissende, die das Heilsame nicht einsehn, und Uebelgesinnte, die ihren Vortheil dem Wohl des Staates vorziehn, mit im Rath sitzen. So werden z. B. die Verwandten eines Heerführers für den Krieg stimmen, um ihrem Verwandten die Würde zu erhalten, die er im Frieden nicht genießen würde. Dies alles geschieht unter einer guten monarchischen Regierung nicht. Der Monarch, wenn

er ein wirklicher Regent ist, regiert nach Einem Plan, und bestimmten Grundsätzen; er hat es nicht nöthig, die rechte Zeit zur Ausführung mit Berathschlagungen und Streitigkeiten zu versäumen; er kann seinen Entschluß schnell, und ohne Widerspruch, fassen. Zuweilen opfert er freylich auch das gemeine Beste seinem eignen Nutzen auf; beyder Nutzen aber ist selten trennbar; und dann ist hier doch nur einer, dessen Begierden zu sättigen sind; und obgleich seine Begierden viel größer, als die eines Bürgers seyn können; so werden sie nicht so viel Unheil anrichten, als man in einer Republik besorgen muß; da in einem republikanischen Rath immer viele Glieder sind, deren jedes sein besonderes Interesse hat.

In jedem wohlpolizirten Staate sind alle Theile der Regierung durch Gesetze bestimmt, theils damit ein jeder weiß, was er zu thun, zu erwarten und zu fürchten hat; theils um der Regierung Festigkeit, und sie nicht dem Eigenwillen, der Unwissenheit, der Untreue und dem Einfall der Bedienten oder des Volks, Preis zu geben. Gesetze finden in republikanischen, wie in den monarchischen Staaten statt.

Despotische Staaten haben keine Gesetze. In diesem Zustande lebten die ersten Völker, und haben die unwissenden Nationen immer gelebt, die die Kunst zu schreiben nicht kannten; so leben zu unsern Zeiten alle rohen Völker, welche die Erde, außer Europa, bewohnen. In Mexico und Peru fanden die Eroberer derselben Spuren von Gesetzen.

Die deutlichsten, simpelsten und bestimmtesten Gesetze sind die besten; allein viele sind noch dunkel und

unbestimmt. In diesem Fall kann der Handhaber der Gesetze sie nach Willkühr erklären; was äußerst schädlich, und der Einsetzung zuwider ist. Es ist aber vielleicht unmöglich, alle Zweydeutigkeit und Unbestimmtheit in den Gesetzen zu vermeiden.

Das ganze Volk, die Großen sowohl, als die Kleinen, sind den Gesetzen Gehorsam schuldig, und zwar in der Republik eben so, wie in der Monarchie. Wenn das Gesetz übertreten wird, ist es nichtig; es ist keine Ordnung, der Staat geräth in Zerrüttung, und geht zu Grunde. Sobald der Mensch in Gesellschaft tritt, verliert er einen Theil seiner Freyheit; er ist an einen Ort gebunden, und wird von den Nachbaren beschränkt. Eine Gesellschaft mit einer völligen Freyheit des Naturstandes ist ein Unding. Es ist schon ein großes Unglück, wenn einige Bürger sich über die Gesetze wegsetzen können. Dies ist der Zustand des Despotismus, und einer jeden Republik, wo der Magistrat, oder einige Bürger, mächtig genug sind, um nichts zu befürchten. So ists auch, wenn der Monarch mächtige Lieblinge hat. Einige Monarchen, die dieses einsehn, und die doch dem Vergnügen einer Art Freundschaft und Vertraulichkeit nicht entsagen können, schenken sie einem Kammerdiener oder einem Kutscher, die sie nicht misbrauchen können *). Der schwache Monarch, der den Großen freye Hand läßt; gegen seine Gemahlin, die Prinzen vom Hause, oder seine Geliebten, allzu ge-

*) So machte es Friedrich. Wer wird ihn, den Verehrungswürdigen, an jenen Zügen nicht sogleich erkannt haben?

fällig ist, erhebt diese über die Gesetze und die Unterthanen leiden.

Viertes Kapitel.

Von der Rechtspflege.

Jede Stadt, jedes Dorf sogar, hat seine Obrigkeit, die in zwey verschiedenen Abtheilungen die Gerechtigkeitspflege und die Polizey verwaltet.

Der Richter sorgt für die Gerechtigkeit unter den Bürgern. Er darf nicht anders als nach den Gesetzen richten. Deswegen wird dieses Amt nur Gesetzkundigen, nach einer genauen Prüfung, und langer Uebung in den Tribunalen anvertraut. Einige Männer, unter dem Namen Beysitzer, sind dem Richter zu Gehülfen bestellt; sie untersuchen mit ihm die Wahrheit und die Gerechtigkeit der Klagen und der Schutzreden; und helfen ihm nach dem Gesetz sprechen. Aus Furcht vor Ueberraschung, müssen der Kläger seine Klage, der Beklagte seine Antwort, und der Richter seine Untersuchung und seinen Spruch schriftlich abfassen. Da nun aber nicht alle Partheyen schreiben können, oder ihre Sache recht vorzustellen wissen; so sind Männer bestellt, sie abzuhören, ihre Klagen und Schutzreden niederzuschreiben, und dem Richter vorzutragen. Der Richter läßt die Partheyen und ihre Zeugen vor Gericht fodern, frägt sie, und vergleicht ihre Aussagen. Unter-

dessen zeichnet ein Schreiber die Fragen des Richters, und die Antworten der Partheyen auf. Diese auf der Stelle gemachte Schrift heißt ein Protocoll. Der Schreiber muß ein solches Protocoll über alle Verhandlungen halten. Jede Parthey bekommt eine Abschrift von allen Schriften des Rechtshandels, und die Urschriften bleiben in dem Archiv, oder der Kanzley, unter der Verwahrung eines dazu bestellten Mannes, der Actuarius oder Registrator genannt wird, und Rechenschaft von allen diesen Schriften geben muß. Der Richter kann ohne Klage nicht richten, es ist ihm nicht erlaubt, Schuldige aufzusuchen *); bey großen Verbrechen, als bey Mordbrennerey, Todschlag, Raub, wo er von Amtswegen Untersuchungen anstellen muß, wird ein öffentlicher Ankläger bestellt, welchen man den Fiscal nennt.

Es giebt Uebertretungen der Gesetze, die keinen besonders, sondern die ganze Gesellschaft, die Regierung, die Gesetze angehn. Kein Bürger ist befugt, sich hier zum Kläger aufzuwerfen; und doch darf der Richter ohne Klage nicht richten. Es giebt aber jemand, der ausdrücklich zum öffentlichen Ankläger im Namen der Gesetze bestellt ist, nemlich, der Fiskal. Er darf aber keine Sache anhängig machen, ohne dazu die Erlaubniß von dem Tribunal zu haben, das vorher beurtheilen muß, ob die ihm vom Fiskal vorgelegte Sache wichtig genug ist. Nach diesem handelt er im Namen der Regierung.

*) Daher das Sprichwort: Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter.

Die Regierung verläßt sich noch nicht auf die Rechtschaffenheit und Einsicht dieser ersten Obrigkeit. Dazu sind ihr die Rechte der Bürger zu heilig. Sie setzt über diese, höhere Tribunale ein, die eine ganze Provinz zu besorgen haben. Der Richter führt den Titel eines Präsidenten, und die Beysitzer den Titel der Räthe. Hier ist, wie in jenen, eine Kanzley und dieselbe Ordnung. Durch dieses Tribunal kommen die Gesetze und Befehle der Regierung an jene Obrigkeiten. Wer glaubt, daß ihm von dem untern Tribunal Unrecht geschehn sey, kann zu dem höheren appelliren; jene Obrigkeit muß alsdann diesem alle schriftliche Verhandlungen des Rechtsfalls zuschicken, damit letzteres das Verhalten des ersteren prüfen könne.

Diese Landesobrigkeit ist noch einem Gerichtshofe in der Hauptstadt untergeordnet, zu welchem man von neuem appelliren kann. Der Vorsitzer dieses Gerichtshofes ist ein Minister; und das Oberhaupt der Justiz im ganzen Lande heißt der Großkanzler. Wer ohne Grund zur höchsten Instanz appellirt, wird gestraft; sonst würden die geringsten Rechtshändel durch alle Instanzen gehn.

Alle Jahr muß jede Obrigkeit dem ihr vorgesetzten Tribunal Rechenschaft von den abgehandelten und abzuhandelnden Rechtsfällen geben; wie lange sie gewährt haben, und wann sie werden abgethan seyn. Die Regierung will, daß die Unterthanen aufs geschwindeste zu ihrem Rechte gelangen. Der Großkanzler untersucht von Zeit zu Zeit die Landesobrigkeiten.

In jedem wohleingerichteten Staate kann man gegen die Großen sowohl, als gegen die Kleinen

Gerechtigkeit verlangen und erhalten, und selbst gegen die Regierung, oder den Monarchen. In mehreren Staaten existirt folgendes Gesetz. In jedem Streit zwischen einem Unterthan und dem Monarchen erhält der Unterthan eben deswegen Recht, sobald die Sache der Regierung nur im geringsten dunkel oder zweifelhaft ist.

Jede Obrigkeit hat ihre Bedienten, Häscher, Gerichtsfrohn, Kerkermeister, Gefängnisse ꝛc. die Widerspenstigen zum Gehorsam zu zwingen, und die Uebertreter der Gesetze, und Stöhrer der öffentlichen Ruhe zu strafen.

Alle diese Männer müssen leben, und es ist billig, daß derjenige sie bezahlt, der ihnen was zu schaffen macht. Wer Unrecht hat, muß alle Kosten der Verhandlung tragen. Eine gerechte Strafe.

Die Richter müssen ihren Lohn empfangen; es ist aber nicht erlaubt, sie durch Geschenke zu bestechen, und sie dürften sich auch wohl nicht leicht bestechen lassen; denn die Gegenparthey, die alle Verhandlungen zu Gesicht bekömmt, kann weiter Recht suchen; die Ungerechtigkeit käme heraus, und der ungerechte Richter würde mit einer Geldbuße, und in wichtigem Falle mit Entsetzung von seinem Amte bestraft werden. Es ist umsonst, den Richter zu bitten. Er kann sein Urtheil nicht nach Belieben, er muß es dem Gesetz gemäß abfassen. Sokrates sagte zu seinen Richtern: »Meine »Herren, Sie sitzen hier, nicht um Gnade gegen den »Bittenden auszuüben, sondern um Dem Gerechtigkeit »zu verschaffen, dem Sie solche schuldig sind.«

Die

Die Strafen, welche auf die Uebertretung der Gesetze stehn, sind Geldbuße, Gefängniß, Schande, der Schandpfahl, Schläge, Ketten, und der Tod. Die häufigsten Klagen geschehn wegen Schulden, Schmähungen, Schlägen, Diebstahl und Betrug. Räuberey, Todtschlag und Mordbrand sind Hauptverbrechen. Die Erbschaften, die Gränzen der Besitzungen, und das Bauen geben zu vielen Rechtshändeln Anlaß.

Fünftes Kapitel.

Von der Polizey.

Die Polizey sorgt für die Ordnung und Sicherheit, für das Leben und die Gesundheit der Bürger.

Wir haben schon von den Wachen und von Erleuchtung der Straßen geredt. Die Polizey wacht über die verdächtigen Häuser, sorgt für Feuersgefahr. In diesem Punkt braucht sie große Vorsicht, und zwar erstlich um ihr zuvorzukommen. In dieser Rücksicht schreibt sie den Baumeistern die Bauart, die Anlegung der Schornsteine, der Oefen ꝛc. vor. Sie bestellt Schornsteinfeger, die die Schornsteine reinigen, und im Nothfall dienen; und sieht darauf, daß sie das Ihrige thun. Sie verbietet, in gewisse gefährliche Theile des Hauses zu viel brennbare Materien, als Holz oder Stroh, zu häufen. Sie verbietet, hie und dort, gewisse gefährliche Arbeiten, als Malz dorren, eine Menge Firnis sieden, in den Städten zu thun; Ta-

back in den Gassen der Dörfer, oder in den Wäldern zu rauchen. Sie befiehlt, in jedem Hause Eimer und Handsprützen zu halten, und sie selbst hält Sprützen, und auf den Ecken und Plätzen große mit Wasser gefüllte Gefäße. Wenn viel Gewühl in einer Stadt ist, als bey Jahrmarktzeit, stehn die Sprützen auf dem Markt in Bereitschaft. Es ist immer eine Anzahl Männer und Pferde im Fall der Noth bestellt. Sobald ein Wächter Feuer sieht, macht er Lärm, die Trommel schlägt, die Glocken läuten, die Trompeten blasen, der Nachtwächter stößt ins Horn. Die Obrigkeit ist zuerst da, geht zum Feuer; die bestellte Hülfe eilt herbey. Die Vorbeygehenden und Neugierigen werden aufgegriffen, und müssen arbeiten. Die Noth muß groß, der Wind heftig, oder die Gebäude schlecht seyn, wenn die Feuersbrunst einige Stunden anhalten soll. Den Abgebrannten wird Hülfe und Wache gegeben, ihre Haabe in Sicherheit zu bringen.

Wer sein Haus verliert, müßte zu Grunde gehn, wenn die Polizey nicht dafür gesorgt hätte. Ein jeder muß sein Haus in ein öffentliches Register einschreiben lassen, und es nach Belieben schätzen, oder taxiren lassen. Bey einer Feuersbrunst muß dann ein jeder nach Verhältniß der Schätzung seines Hauses zum Ersatz des Schadens beytragen, und der Verunglückte bekömmt die Schätzung seines Hauses. Gesetzt, daß die Schätzung aller Häuser 50500 Thaler betrüge, und daß ein Haus von 500 Thalern abbrennte, so müßten die 50000 Thaler die 500 ersetzen, d. i. eins von 100. Also bezahlt Der 4, der sein Haus 400 geschätzt hat; u. s. w. Keiner geht zu Grunde, und eine Feuers-

brunst wird eine allgemeine Angelegenheit; denn je größer der Schaden ist, desto mehr verliert ein jeder; und so eilt ein jeder zu Hülfe, weil alle daran Theil haben.

Ein Kaufmann, ein Fabrikant, der viele Waaren oder Materialien im Hause hat, kann arm werden, wenn diese verbrennen; sie sind so wohl als das Hausgeräth in manchen Städten gesichert, und es wäre zu wünschen, daß es allenthalben so wäre.

Um das Vermögen der Bürger zu sichern, hat die Polizey merkwürdige Gesetze. Es ist unmöglich, daß der Handel und andre Geschäfte ohne Kredit und Schulden betrieben werden. Damit man aber Kredit finde, muß dem Leiher sein Darlehn gesichert seyn. Deswegen werden liegende Gründe, als Häuser und Aecker, verpfändet. Der Besitzer könnte aber sein Haus über dessen Werth verschulden, oder es nach der Verpfändung verkaufen, und den Gläubiger betriegen. Deshalben hat die Polizey verordnet, daß kein Grundstück ohne Zuziehung der Obrigkeit verkauft werden kann; und daß eine Schuld nur unter folgenden Bedingungen Pfandrecht haben wird: daß nemlich der Borgvertrag in Gegenwart der Obrigkeit geschehe, und in das Verpfändungsregister oder Hypothekenbuch eingeschrieben werde. Nun sieht sich ein jeder Gläubiger wohl vor, und läßt den Schuldbrief von der Obrigkeit bestätigen. Von dieser wird er nun erfahren, 1) ob das Grundstück verschuldet ist, oder nicht, und ob er seine Sicherheit hat; 2) ob das Haus hoch genug in der Feuercasse angeschlagen ist, welches ihm seine Forderung im Fall der Feuersnoth sichert.

Alle Schulden sind nicht Pfandschulden. Viele sind auf bloßen Handschriften, die nach ihren verschiedenen Gestalten auch verschiedene Namen führen. Der Schuldner muß auf Befehl der Obrigkeit bezahlen, wenn sein Gläubiger es verlangt. Wenns nöthig ist, verkauft die Obrigkeit alle Haabe des Schuldners, die Schuld abzutragen; wenn aber der Schuldner ganz unvermögend ist, so straft sie ihn mit dem Gefängniß.

Die Polizey bestimmt die Zinsen, die man für erborgte Summen bezahlen muß, und erlaubt höchstens sechs von hundert, die Handlung ausgenommen, die mehr geben kann, weil sie mehr mit dem Gelde verdient, und weniger sicher ist. Der Wucher, d. h. eine höhere Zinse, wird bestraft.

In der Absicht, den Bürgern Gelegenheit zu verschaffen, ihr Brod zu verdienen, verbietet die Polizey einem jeden ein Handwerk zu betreiben, das er nicht gesetzmäßig gelernt hat. Manche glauben, diese Verordnung sey mehr schädlich als nützlich, indem sie Manchen abhält, durch eigene Industrie Brod zu verdienen, und die Zünfte zu Monopolien macht.

Um den Bürgern einen sichern Absatz ihrer Erzeugnisse zu verschaffen, verbieten die meisten Regierungen die Einführung fremder Waaren, ob diese gleich nicht selten besser und wohlfeiler, als die einheimischen, sind.

Die Polizey sorgt für den Unterhalt des Volks, und daß die Märkte mit Fleisch, Früchten, Korn, Holz, überhaupt mit allem Nothdürftigen versehn werden. Alle Monate bestimmt sie durch öffentliche Taxen den Preis des Fleisches, des Getränks, des Brods, und hält Nachsuchung bey den Fleischern, Brauern, Bäckern

und allerley Krämern; sieht nach den Eß- und andern Waaren, nach dem Gewicht des Brods, nach dem Maaße und den Gewichten, welche alle von der Polizey berichtiget, und mit ihrem Wappen bezeichnet seyn müssen. Zur Zeit des Ueberflusses errichtet sie in einigen Staaten öffentliche Magazine, theils, damit der Ackermann sein Korn absetzen könne, theils, damit das Volk in der Noth Brod, und der Landmann Aussaat finde. Diese Einrichtung versichert die Nahrung und verhindert die übermäßige Theurung des Brods. Aus Mangel dieser Vorsicht sind manche gesegnete Länder dem Hunger bey dem ersten Miswachs ausgesetzt. Aus diesem Grunde wird bey einer mäßigen Aernte die Ausfuhr des Korns verboten, wenn die Magazine nicht schon voll sind, womit der Ackermann nicht zufrieden ist, weil es ihm seinen Gewinn beschränkt.

Wenn ein jeder das Recht hätte, zu jagen, zu fischen, Holz in den Wäldern zu fällen; so würden Wildpret, Fische und Holz da bald fehlen, wo die Bevölkerung stark ist. Diesem Uebel zuvorzukommen, hat die Regierung dieses Recht auf wenige Personen, die ihr davon Rechenschaft geben müssen, eingeschränkt. Die Einschränkung der Jagd und Fischerey hat, es sey absichtlich oder zufällig, einen großen Nutzen, den nämlich, daß nicht eine Menge Faulenzer die Zeit damit verschleudern und im Müssiggange Nahrung finden; ferner, daß nicht manches Gesindel bey Gelegenheit der Jagd die Waffen zu Ausschweifungen misbrauche. Was die Wildhege betrifft, wird der arme Landmann sie schwerlich rühmen. Die Polizey läßt in den Wäldern junges Holz säen und pflanzen, damit solches nicht

fehle. Sie verbietet die Ausfuhr der rohen Materialien, der Wolle, des Flachses u s. w. um die Manufakturen aufrecht zu erhalten, macht dadurch aber zuweilen, daß die rohen Materialien fehlen oder geringer werden. Sie besorgt die Wässerung der Städte und des Landes durch Pumpen, Kanäle und Wasserkünste. Ueberall sind Mühlen, und Kanäle mit Schleußen für Mühlen und Schiffahrt.

Die Polizey hat Wälder beschränkt und Sümpfe ausgetrocknet, um Felder zu erhalten; und die Ueberschwemmungen durch Dämme an den Flüssen verhütet. Durch Schleußen hemmt sie den Abfluß derselben, die Schiffahrt zu begünstigen. Sie baut und erhält Brükken, Dämme, Straßen, um den Handel und die Gemeinschaft zu erleichtern. Sie bewahrt in genauen Registern das Maaß der Wälder, der Felder und der Besitzungen eines jeden Bürgers; sie fertigt die Besitzungsscheine aus; unter ihren Augen werden die Kaufverträge der Häuser und Ländereien geschlossen, und sie trägt solche in ihre Register ein. So kennt sie eines jeden Besitzungen, schützt den Besitzer und beugt der Unger chtigkeit vor. Um den Kindern das väterliche Vermögen zu sichern, und um die Verfälschung der Testamente zu verhüten, nimmt sie die Erbverschreibungen in Verwahrung, registrirt sie, und verwaltet das Vermögen der Mündel.

Die Gesundheit des Volks ist eine Hauptsorge der Polizey. Sie sieht auf die Eßwaaren, damit keine verdorbene und schädliche verkauft werden. In großen Städten werden die Rinder in öffentlichen Häusern, unter den Augen eines Polizeybedienten, geschlachtet,

damit nur gesundes Vieh genossen werde. Sie sorgt für die Reinlichkeit der Städte, verschafft dem unreinen Wasser Abfluß, sperrt zur Zeit der Seuche das Land, und erstreckt ihre Sorge in dieser Rücksicht bis auf das Vieh. Sie hat ein medicinisches Collegium verordnet, welches die Aerzte prüft; ihnen die Ausübung ihrer Kunst nur nach abgelegten Beweisen ihrer Geschicklichkeit erlaubt, und ihnen im Nothfall angemessene Vorschriften ertheilt. Sie fordert alle Jahre genaue Verzeichnisse der Gestorbenen, mit Bemerkung des Alters, der Krankheit und der Jahreszeit, um daraus Kenntnisse zu schöpfen, die zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit dienen können. Sie baut Hospitäler für Arme, Kranke und Waisen; untersagt das Betteln, setzt die muthwilligen Bettler in Zucht- und Arbeitshäuser, und sorgt für die Erhaltung der Hülfsbedürftigen.

Zur Begünstigung der Gemeinschaft und des Handels ist die Post errichtet. Sie besteht in Bothen und Wagen, die zu bestimmten Stunden ankommen und abgehn. Ein jeder kann Briefe, Sachen und Geld darauf geben; alles gelangt für einen sehr mäßigen Preis an den Ort seiner Bestimmung, ohne daß man die geringste Mühe davon hat. Die Posten gehn Tag und Nacht, und daher sehr geschwind. Das Postamt steht für den Werth der ihm anvertrauten Sachen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war in Deutschland diese nützliche Anstalt noch unbekannt.

Die Polizey sorgt für den Unterricht der Jugend und des Volks, und für die öffentliche Gottesverehrung. Dies ist das Geschäft des geistlichen Departements.

Die Pfarrer müssen das Volk und die Jugend; und die Schullehrer, Rektoren und Professoren die letztern lehren Die Pfarrer und Vorsteher der Gemeinen besorgen die Armenpflege, die Kirchengüter, und legen Rechnung ab. Hier werden auch Verzeichnisse der Heirathen, der Geburten und der Todesfälle gehalten, damit die Obrigkeit die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der Erben untersuchen kann.

Die Polizey hat, wie die Justiz, mehrere einander untergeordnete Collegia.

Sechstes Kapitel.

Vom Kriege.

Von jeher haben die Völker über Gerechtsame, Gränzen, Ländereyen, Beleidigungen, oder wegen des unruhigen Geistes der Beherrscher, Streit mit einander gehabt. Es ist aber kein Tribunal da, sie zu vergleichen, oder zur Ruhe zu verweisen; also machen sie ihre Sachen unter einander mit den Waffen aus, d. h. sie führen gegen einander Krieg. Von beyden Seiten werden Soldaten geworben, man zieht zu Felde, man sucht in des Feindes Land einzudringen, man zieht daraus, was man immer kann, an Lebensmitteln, an Geld und an Mannschaft. Man bemächtigt sich der Städte, man liefert Schlachten, d. h. zwo Heere begegnen einander, greifen einander an, schlagen sich, bis daß der Schwä-

chere weicht, oder daß sie vor Müdigkeit auseinander gehn.

Vormals warens der Muth, die Leibesstärke und die Menge, die den Sieg bestimmten. Die Waffen waren Steine, Keulen, Pfeile, Wurfspieße und Spieße. Die Erfindung des Pulvers hat die alten Waffen verdrängt. Der Degen ist mehr eine Zierde als eine Wehre des Fußvolks; die Reuterey nur macht davon Gebrauch. Die Leibesstärke thut nichts in der Schlacht, und der Muth sehr wenig; die Reuterey und die Befehlshaber ausgenommen. Die Kunst, die Kriegszucht, die Klugheit des Anführers thun fast alles.

Man giebt dem Pulver große Verwüstungen Schuld. Wenn man aber Nachrichten von alten Schlachten lieset, wo das geringste Heer seine Todten bey Tausenden und Zehntausenden zählte; so erhellet daraus, daß der Krieg jetzt weniger Menschen, als sonst, hinrafft. Die Wunde, die die Kugel schlägt, ist lange nicht so gefährlich als ein Bogenschuß. Ein zahlreiches Heer belagerte zehn Jahre Troja, viele Tausende fielen von beyden Seiten, und das Ende war die Einäscherung der Stadt. Die Geschichte erzählt eine jüngere, acht und zwanzigjährige Belagerung. Heutiges Tages, sagt man, kann die beste Festung, wenn sie gehörig angegriffen wird, kaum sechs Wochen sich halten, und es geht nicht der zehnte Theil so viel Menschen verloren. Noch einen Vortheil, den die Erfindung des Pulvers uns gewährt, ist eine größere Seltenheit des Krieges. Mit Lanzen und Schwerdtern hatte man, um Krieg zu führen, nur Soldaten zu löhnen und zu füttern. Heut zu Tage, wenn man so weit

ist, hat man noch gar nichts vor sich gebracht. Das Pulver kostet ohngefähr ein Drittel Thaler, und man kann vielleicht unter einem Groschen keine Flinte abschießen, und unter ein paar Thaler keine Kanone abfeuern. Das Geschütz und die Munitionen an Ort und Stelle, wo man sie brauchen will, zu schleppen, kann sich auf Millionen belaufen; der Dienst der Feuerwaffen geht vielleicht höher als die übrigen Kosten der ganzen Armee. Um einen Krieg anzufangen, muß ein Held also sich wohl mit seinen Finanzen berechnen. Freylich wird er sich auf allerley Wegen welche zu verschaffen wissen; es macht doch aber immer einiges Hinderniß. Wir könnten nicht mehr, wie das alte Rom, in 750 Jahren, 669 Jahre Krieg führen.

Vor Alters waren alle Bürger Soldaten, und nahmen Theil an dem Krieg. Alle Städte, wenn sie nur Mauern hatten, konnten sich gegen den Feind vertheidigen, weil noch kein Geschütz da war. Man wußte auch wohl Mauern umzuwerfen; man brauchte aber dazu große Maschinen, die man zum jedesmaligen Gebrauch machen mußte, weil sie zum Fortbringen zu schwer waren; und solches kostete viel Zeit und Mühe. Daher kams, daß alle Städte sich zur Wehr setzten, und daß viele zerstört wurden. Jetzt hat man stehende Heere; der Krieg ist mehr eine Angelegenheit des Regenten, als des Staates. Nur wenige Städte können den Feind abhalten. Also nehmen ihn die offenen Städte ohne Widerstand auf; das Heer zieht ein, man giebt ihm, was es verlangt, oder was man ihm geben kann, und damit ist alles ruhig, und ein jeder verrichtet sein Geschäft. Die Dörfer und kleinen Städte lau-

fen zuweilen Gefahr, geplündert zu werden. Man würgt und brennt aber nicht; einige Ausschweifungen streifender Partheyen ausgenommen.

Die Festungen halten den Feind auf, und dieser belagert sie, greift sie an, und sucht sie zu überwältigen. Wenn die Besatzung sich nicht mehr vertheidigen kann, kapitulirt sie, und ergiebt sich auf gewisse Bedingungen. Der Feind zieht ein, ohne Schaden zu thun. Wenn aber die Stadt im Sturm, und ohne Kapitulation übergeht, wird sie geplündert. Man läßt es aber nicht so weit kommen.

Also ist die Bestimmung des Soldaten der Krieg, die Vertheidigung des Staates gegen die Eingriffe der Fremden. Während des Friedens ist der Soldat nicht müßig; er wacht für die öffentliche Ruhe und Sicherheit, bietet der Obrigkeit die Hand, stillt die Zänkereyen und Unruhen. Ueberdies arbeitet er.

Im Alterthum diente der Bürger im Kriege, ohne Besoldung zu empfangen; dazu mußte er sich mit Waffen und Mundvorrath versehn. Jetzt bekommt der Soldat Löhnung, Montirung und Wohnung.

Die militärischen Strafen sind fürchterlich, und die Kriegszucht ist streng. Wo dies nicht ist, hat der Staat vom Soldaten viel zu leiden, weil der Soldat die Waffen trägt, und weil sein Stand ihm Muth giebt.

Die Ordnung und Kriegsübungen sind bewundernswürdig; die Bewegungen von einer erstaunlichen Schnelligkeit und Genauigkeit. Die Uniform, die Stille, die Ordnung, die Fahnen, die Musik, erheben sehr einen kriegerischen Zug. Die Trommel dient zum

Befehl, und die Fahnen zum Anführen. Letztere feuern die Soldaten an, weil sie auf die Fahne schwören; es ist die größte Schande, selbige zu verlassen oder zu verlieren. Wenn die römischen Heere muthlos waren, nahmen die Befehlshaber eine Fahne, warfen sie unter die Feinde, das reizte die Truppen und sie thaten ihr möglichstes. Mit der Fahne in der Hand führte Schwerin bey Prag seine schon zurückgeschlagenen Truppen zu einem neuen Angriff an, verschaffte den Sieg, und verlor sein ehrenvolles Leben auf dem Schlachtfelde.

Die Kunst in den Bewegungen macht die Stärke der Armeen; dadurch sind einige hundert europäische Soldaten im Stande, zahlreiche Heere Indianer zu überwinden.

Der Soldatenstand genießt der größten Ehre im Staate. Allerdings verdienen seine Dienste und seine Gefahren eine Belohnung; er ist die Stütze des Regenten und des Staates, und seine Dienste sind mühvoll und gefährlich. Die Menge der Soldaten macht, daß ihre schweren Dienste mit Gelde nur mäßig gelohnt werden können; daher müssen Freyheiten und Ehre ihn schadlos halten. Hier gelangt man nur durch unmerkliche Stuffen nach langen Diensten und vieler Erfahrung zu höheren Stellen. Jede Ordnung, so hoch sie auch stehn mag, ist der höheren eine tiefe Ehrerbietung und den strengsten Gehorsam schuldig. Die Mittel, auf dieser Bahn fortzukommen, sind die Geburt, lange Dienste, und außerordentliche Kriegesthaten.

Jedes Regiment hat im Preußischen seine Cantons, aus welchen es sich sich rekrutirt. Zur Schonung der Bürger wirbt man so viele Fremde, als man kann. Oefters braucht man bey der Werbung Gewalt oder List. Zur Zeit der römischen Republik wollte einmal das, des Krieges überdrüßige, und mit seiner Obrigkeit unzufriedene Volk keine Kriegsdienste nehmen. Der Consul ließ den ersten, der gerufen wurde, ergreifen, mit seiner ganzen Familie als Sklaven verkaufen, und seine Güter confisciren. »Der Staat,« sagte er, »braucht »keinen Bürger, der ihm in der Noth nicht dienen will.« Von jeher sind die Ueberläufer mit der Schande, oder dem Tode bestraft worden. In Rom wurden sie erst gegeisselt und dann mit dem Beile hingerichtet.

Siebentes Kapitel.

Von den Auflagen.

Aus dem Vorhergehenden kann man sehen, daß der Staat großen Aufwand machen muß, und daß jede Stadt viele Gebäude und Personen zu ihrem Dienste braucht. Dieses alles erfordert eine große Einnahme, die von den Bürgern herkommen muß. Die Quellen derselben sind verschieden.

Der Staat behält Ländereyen für sich, die Domainen heißen. Die Amtleute verwalten solche, oder haben sie in Pacht.

Alle Ländereyen bezahlen dem Staat gewisse Abgaben; die Häuser in den Städten geben den Soldaten Wohnung, oder bezahlen dafür. Sie entrichten ein Gewisses der Kämmerey für die Wächter, für die Polizeybedienten, die öffentlichen Gebäude und andere Bedürfnisse. Es giebt einige wenige abgabenfreye Ländereyen und Häuser. Je mehr Freyheiten, desto mehr muß das Volk tragen. Es ist also nicht gut, daß viele Freyheiten seyen.

Der Staat nimmt Kopfsteuer, Steuer vom Verkauf der Grundstücke; macht Auflagen auf den Handel, auf die Kontratte, Erbschaften und Einkünfte der Bürger. Er behält sich den Handel mit gewissen Waaren vor, als Tabak, Karten, Salz, Branntwein, Holz ꝛc.

In ganz Europa müssen die Kaufverträge, Schuldbriefe, Wechsel, Eheverträge, Erbverschreibungen, Miethsverträge der Häuser, Bittschriften an Obere, Urtheilssprüche der Richter, auf Stempelpapier geschrieben werden: d. h. auf Papier, das mit dem Wappen des Staats und mit Bemerkung der bezahlten Abgabe bezeichnet ist. In Holland hat man Stempelbogen zu hundert funfzig Gulden das Stück. Besagte Schriften würden ohne Rechtskraft seyn, wenn man sie auf gemeines Papier schriebe, weil man dadurch den Staat um die Abgabe betrogen hätte.

Der Zoll ist eine gewisse Abgabe, die man von Waaren und Reisenden auf den Heerstraßen nimmt.

Die Accise ist eine Abgabe von allen Waaren. Diese Auflage hat den Vortheil, daß sie die Abgaben nach dem Aufwand, und also nach dem Vermögen der

Bürger, bestimmt. Es giebt Staaten, wo die Auflage auf Kostbarkeiten sehr groß, und auf die Lebensbedürfnisse sehr klein ist. Da fällt die Last nur auf den, der solche tragen kann; auf den Reichen.

Die mehresten müssen zur Bezahlung der Abgaben gezwungen werden. Sie bedenken nicht, daß solches zu den Bedürfnissen des Staats, und für die Ruhe und das Wohl eines jeden Bürgers ganz nothwendig ist. Also suchen sie den Staat aufs möglichste zu betriegen. Wenn sie aber darüber betroffen werden, leiden sie Strafe. Uebrigens macht diese Neigung der Bürger eine größere Menge Aufseher nothwendig und erschwert dadurch die Auflagen. Wenn alle Menschen redlich wären, dürfte der Staat weniger Aufseher halten, und die Abgaben könnten durch Ersparung des Lohnes, das solche Leute bekommen, erleichtert werden.

Was ich hier von der Regierung gesagt, habe ich von dem Staate entlehnt, der mir am bekanntesten ist. Alle europäische Regierungen, Republiken sowohl als Monarchien, sind ungefähr auf eben den Fuß eingerichtet. Der Holländer, ob er gleich ein Republikaner ist, und der Engländer, der sich seine Gesetze selbst macht, bezahlt Auflagen, sowohl als der Preuße.

Achtes Kapitel.

Vergleichung der Regierungen.

Fast alle Menschen sind mit der Regierung unzufrieden; jedes Gesetz, das sie nur im mindesten einschränkt, reizt sie zur lauten Klage. Ein jeder versichert, daß alles weit besser gehen würde, wenn er an der Spitze des Staates wäre. Der Hofschneider überreichte Heinrich dem Vierten von Frankreich ein kleines Buch voll Vorschläge zu Staatsverordnungen, die er abgefaßt hatte. Der Eine schreyt über die Abgaben, und ein Andrer über die stehenden Armeen. Mit einem Wort, jeder hat seine Beschwerde. Der Unterthan findet den Monarchen zu mächtig, und daß er die vom Volke ihm anvertraute Gewalt misbraucht. Der Bürger führt dieselben Klagen in der Republik.

Sparta war wohl die vollkommenste Republik, die jemals gewesen ist. Alle Bürger waren Mitglieder des Staatsraths. Sie hatten ihre Obrigkeit und ihre Gesetze. Jeder Spartaner war ein gebohrner Soldat. Er mußte bis auf den Tod den Posten behaupten, wohin er von seinen Obern gesetzt war. Feige und Flüchtlinge drückte ewige Schmach. Die Väter durften ihre Kinder nicht selbst und in ihrem Hause erziehen, der Staat erzog sie öffentlich. Es war den Männern nicht erlaubt, mit ihren Gattinnen zu essen, sie mußten den öffentlichen Mahlzeiten beywohnen. Agis, einer von ihren Königen, aß, nach einem glorreichen Kriegeszuge,

mit

mit seiner Gemahlin; bekam aber darüber einen Verweis und wurde bestraft, weil er das Gesetz übertreten hatte.

Ewige Streitigkeiten herrschten zu Athen zwischen den Bürgern und der Obrigkeit. Es war schon genug, sich durch Tugend auszuzeichnen, um des Landes verwiesen zu werden. Also verbannte man den Aristides, weil man müde war, ihn den Gerechten nennen zu hören. Sokrates wurde öffentlich auf die Schaubühne aufgestellt, und hernach zum Tode verdammt. Miltiades, nachdem er sein Vaterland gerettet, und dreymal hundert tausend Perser in einer Schlacht überwunden hatte, konnte eine andre Expedition nicht so glücklich ausführen, wurde des Hochverraths beschuldiget und zu einer Geldbuße verurtheilt. Weil er solche nicht bezahlen konnte, warf man ihn ins Gefängniß, wo er an den Wunden starb, die er fürs Vaterland bekommen. Und als er todt war, erhielt sein Sohn Cimon den Leichnam seines Vaters, um ihm die letzte Ehre zu bezeigen, nicht eher, als bis er selbst an dessen Stelle ins Gefängniß gieng; woraus er nur befreyet wurde, nachdem er durch den Verkauf seiner Gemahlin die Geldstrafe bezahlen konnte, zu der sein Vater verdammt worden war.

Rom wurde ein Freystaat, nachdem es über zweyhundert Jahre Könige gehabt hatte. Die Streitigkeiten zwischen dem Volke und den Großen hatten nur mit dem Sturz der Republik ein Ende, und wurden nur durch den Krieg unterbrochen. Oft sind auf dem Markt, der mehrmals mit Blut besprengt ward, obrigkeitliche Personen todtgeschlagen, Consuls ins Gefängniß geschleppt, Censores mishandelt worden.

Camillus hatte viele Siege erfochten, zwey Völker unterjocht, war Dictator, mehrmals Consul gewesen, und hatte die Ehre des Triumpfs davon getragen. Er machte sich durch genaue Beobachtung seiner Pflicht dem Volke gehässig, deswegen wurde er eines Beutenraubs beschuldigt und verbannt.

Die Ueberläufer wurden gestäupt und enthauptet.

Die Statthalter und Richter drückten die Völker und erst nach langer Frist wurde es durch ein Gesetz erlaubt, gegen die Unterdrücker zu klagen.

Der Decemvir Appius sah ein Mädchen, das ihm gefiel. Er ließ sie für seine Sklavin erklären, foderte sie als solche zurück, und der Vater konnte nicht anders ihre Ehre retten, als daß er sie auf öffentlichem Markt erstach.

Der Censor Metellus verbannte den Tribun des Volks, Atinius, aus dem Senat. Dieser ließ den Censor auf dem Spaziergange aufgreifen, und wollte ihn vom tarpeischen Felsen stürzen lassen. Der Censor widerstand, und wurde so gemißhandelt, daß ihm das Blut aus den Ohren floß. Das Volk lief herbey; allein die Tribunen waren heilig, das heißt, es durfte Niemand Hand an sie anlegen; also durfte Niemand sich des Censors annehmen; endlich kam ein andrer Tribun, der ihn rettete. Zwey Jahre vorher hatte derselbe Tribun beyde Consuls ins Gefängniß geworfen. Er blieb ungestraft.

Einer der berühmtesten römischen Feldherrn, Scipio Nasinka, wurde in seinem Bette erdrosselt gefunden. Man hatte gegen gewisse Personen Muthmaßungen; es ward aber keine Untersuchung angestellt.

Als Marius Scaurus Consul war, gieng er einmal vor dem Richter vorbey, als dieser auf seinem Richterstuhle saß. Der Richter stand vor ihm nicht auf, wie es, nach den Gesetzen, seine Schuldigkeit war. Scaurus befahl es ihm, ließ ihm sein obrigkeitliches Kleid abreissen, und sein Tribunal zerbrechen.

Einige waren reich, und der Haufe schmachtete im Elend. Die Armen, die alle Ackerleute waren, mußten so gut, als die Reichen alle Jahr zu Felde ziehn. Ihre Aecker wurden schlecht bestellt; sie mußten sich Waffen und Lebensmittel selbst anschaffen, und ohne Sold dienen. Sie borgten; die Reichen liehen ihnen auf schwere Zinsen, die die Gesetze endlich nach einigen hundert Jahren zu zwölf von hundert mäßigten. Sie bezahlten wie die Reichen die Kopfsteuer, und wer rückständig blieb, wurde ins Gefängniß gesperrt. Dieses alles richtete sie vollends zu Grunde. Die unvermögenden Schuldner wurden von dem Richter ihren Gläubigern übergeben, welche mit ihnen nach Willkühr schalteten, sie in Gefängnisse warfen, oder, mit Ketten an den Füßen, auf ihre Güter, mit den Sclaven das Feld zu bauen, schickten und mit Ruthen- und Stockschlägen mishandeln ließen. Alte verwundete Kriegsknechte, verdiente Hauptleute, wurden geschlossen, und wie Sklaven geschlagen.

Der Consul Appius verachtete das Volk und beleidigte es durch seinen Stolz. Er plagte sehr die Armee. Die gereizten Truppen erfüllten seine Befehle mit Nachlässigkeit, und flohen in ihr Lager, als sie angreifen sollten. Der Consul mußte also wieder nach Rom zurückkehren. Sobald er außer Feindes Land war, ließ er

die Hauptleute, die von ihrem Posten gewichen waren, geisseln und enthaupten, und durch die ganze Armee den zehnten Mann hinrichten.

Cajus, Sprecher des Volks, nahm den Senatoren die Gerichtspflege, und schützte die Bestechlichkeit derselben vor. Er vertraute sie den Rittern, die sich gleichfalls bestechen ließen, Schuldige lossprachen, und dazu noch Unschuldige verurtheilten.

Scävola, Landpfleger in Asien, verwies die Zollbedienten seiner Provinz, die große Ungerechtigkeiten begiengen, zur Ordnung. Ein tugendhafter Senator, Namens Rutilius, leistete ihm dazu behülfliche Hand. Die Zollpächter waren Ritter, und die Ritter im Besitz der Rechtspflege. Sie misbrauchten ihre Gewalt, sich zu rächen, und verbannten den Rutilius, als schändlicher Ausschweifungen schuldig. Sein kleines Erbgut wurde eingezogen. Da wurde die Rechtsverwaltung unter Rittern und Senatoren getheilt, um solchen Excessen zu steuern, und man machte ein Gesetz, wodurch es erlaubt wurde, einen ungerechten Richter zu verklagen. Bald darauf wurde das Richteramt den Senatoren wieder genommen; und die Ritter stellten gegen alle diejenigen, die ihnen zuwider gewesen waren, Untersuchungen an. Eine Menge Senatoren wurden verbannt.

Marius und Sylla wünschten beyde, einen gewissen Krieg zu führen. Sylla wurde dazu ernannt. In dessen Abwesenheit gelang es ersterem, sich mit bewaffneter Hand von dem Volk dazu ernennen, und den Sylla zum Elende verdammen zu lassen. Dieser kömmt mit seiner Armee nach Rom; die Einwohner werfen

aus ihren Häusern mit Steinen auf ihn; er läßt die Häuser in Brand stecken. Marius wird flüchtig, und irrt einige Zeit umher. Endlich findet er Mittel, Kriegsvolk zusammen zu bringen, kommt nach Rom in Syllas Abwesenheit. Man öffnet ihm die Thore, unter der Bedingung, daß er das Leben der Bürger schonen soll. Er geht hinein, fällt mit seinen Truppen aufs Volk, das auf dem Markt versammlet ist; erwürgt es, plündert die Häuser, läßt jeden Tag einige Senatoren umbringen. und läßt ihre Köpfe auf die Rednerbühne legen. Ein Wort, ein Wink des Marius, kostete denen das Leben, die vor ihm erschienen. Ein Senator kam zu ihm, grüßte ihn, Marius dankte ihm nicht. Den Augenblick wurde er ermordet, und dies wurde ein Gebrauch: wem Marius nicht auf seinen Gruß dankte, der kam um. Dieses Würgen und die Plünderung der Stadt währte fünf Tage. Ganz Italien empfand es. In den Städten und auf den Straßen hatte Marius Trabanten, welche diejenigen erwürgten, die ihre Rettung in der Flucht suchten. Wenig Feinde des Marius entkamen. Er ernannte sich selbst zum Consul; und an eben dem Tag ermordete sein Sohn einen Tribun *), zween Richter wurden verbannt, und ein Senator von dem tarpejischen Felsen gestürzt. Von diesen Verbrechen ward keines geahndet. Nach seinem Tode führte sein Sohn Meuchelmörder in den Senat, die eine Menge Senatoren erwürgten.

Endlich kam Sylla nach Rom, und erwürgte wiederum die Anhänger des Marius. Seine eignen nutz-

*) Die Tribunen waren heilig.

ten die Gelegenheit, um ihre besondern Feinde, und die, deren Vermögen ihnen anstand, aus dem Wege zu räumen. Der Senat klagte, und bat, daß Sylla wenigstens diejenigen anzeigen möchte, die er umbringen lassen wollte, damit doch die Uebrigen ruhig seyn könnten *). Da gab Sylla ein Verzeichniß von achtzig Personen, welche hingerichtet werden sollten, an deren Spitze die beyden Consuls standen; am folgenden Tag ein neues von zweyhundert zwanzig; am dritten eben so viel. Die Achtserklärung gab den Geächteten preis; ein jeder konnte ihn erschlagen, und sein Vermögen wurde eingezogen. Die Zahl derselben belief sich auf viertausend siebenhundert. Todesstrafe war auf den Schutz eines Geächteten gesetzt, er mochte Vater oder Sohn seyn. Catilina tödete seinen Bruder; er erhielt, daß der Getödtete auf das Verzeichniß der Geächteten gesetzt wurde. Damit war er vor den Gesetzen gesichert. Aus Dankbarkeit gegen die Gefälligkeit des Sylla übernahm er die Ermordung eines gewissen Senatoren, den das Volk sehr liebte, und dessen Hinrichtung also mit Gefahr verbunden war. Er ließ ihn durch die Straßen der Stadt schleppen und geisseln. Als er an den bestimmten Ort kam, ließ ihm Catilina die Augen ausreissen, die Zunge und die Hände abschneiden, die dicken Beine zerschlagen, und ihn endlich enthaupten. Ein Senator fiel bey diesem Schauspiel in Ohnmacht, und wurde auf der Stelle ermordet.

Ein Ritter ließ seinen Schwager, um eine Erbschaft allein zu heben, umbringen. Hernach ließ er sich

*) Eine solche Bitte verräth die tiefste Sklaverey, und die ärgste Unterdrückung.

von dem Sylla einen Auftrag gegen die Geächteten gegeben, und erwürgte unter dem Schutz dieses Auftrages alle Verwandte des Todten. Sylla that ganze Städte in den Bann; einige wurden geschleift, die Mauern der andern niedergerissen, die Einwohner todtgeschlagen, oder als Sklaven verkauft. Die am erträglichsten behandelt wurden, mußten schwere Abgaben geben. So mishandelte er Rom zwey ganze Jahre. Er starb ruhig in seinem Bett, nachdem er sich seiner Gewalt einige Zeit vorher begeben hatte. Es foderte ihn Niemand zur Rechenschaft oder zur Strafe.

Einige Jahre nachher wurde ein gewisser Opianicus, ein Vergifter seiner Frauen und Verwandten, ein Verführer der Jugend, ein Schmid falscher Erbverschreibungen, vor den Richtern angeklagt. Er wendet sich zu einem derselben, Namens Stalenus, giebt ihm sechszehntausend Thaler, um die Stimmen der Hälfte der Richter zu erkaufen. Die Hälfte der Stimmen reichte zu, einen Beklagten von der Strafe loszusprechen. Dem Stalenus gelüstet die ganze Summe, und er bemüht sich also, den Beklagten zu stürzen. In dieser Absicht verspricht er in dessen Namen funfzehn seiner Collegen, jedem tausend Thaler. Am Tag des Urtheilsspruchs aber sagt er ihnen, daß der Beklagte nichts gezahlt hat. Die Richter glauben, Opianicus treibe mit ihnen seinen Spott, und verdammen ihn aus Rache.

Die Streitigkeiten zwischen der Obrigkeit und dem Volk haben schon öfters Genf beunruhigt, und an den Rand des Unterganges gebracht.

Ein Deutscher, der bey einem Schuster in Holland wohnte, sah, daß dieser dem Staate jährlich ungefähr

dreyhundert Gulden entrichtete. Vermuthlich war die Acciſe nicht mitgerechnet.

Die Regierungsform mag seyn, wie sie will, so muß Obrigkeit da seyn, und diese kann ihre Macht misbrauchen. In der Monarchie hat man nur die Fehler des Monarchen zu fürchten; in der Republik aber die Fehler einer jeden Magistratsperson, und des ganzen Volks.

Jederzeit ist die Republik weniger thätig und mächtig, als die Monarchie. Wenn Rom in der äußersten Noth war, bestellte es einen Diktator, d. h. einen Monarchen, und dieser half den Augenblick. Die Republiken versäumen gewöhnlich in Berathschlagungen und Zänkereyen die Zeit, wo sie wirken sollten, und der Schade ist geschehn, ehe man den Entschluß gefaßt hat, ihm zuvorzukommen.

Die unvollkommenste Regierung ist weit besser, als die Obrigkeitlosigkeit. Das jüdische Volk war etwa vierhundert Jahre, von Josua an bis auf Saul, ohne Landesregierung und Polizey. Auch brachten es seine geringsten Nachbaren, die es angriffen, jedesmal in die äußerste Noth, bis daß etwa ein unternehmender Mann das Staatsruder ergriff; alsdann wurde gemeiniglich der Feind zurückgeschlagen. Die Städte führten gegen einander Krieg, und das Volk rieb sich selbst auf.

Die Grönländer wissen von keiner Polizey; sie brauchen keine. Sie haben kein Eigenthum, keinen Ackerbau, keine Feinde und keine Nachbaren. Die amerikanischen Völkerschaften haben Anführer im Kriege. Die kleinen afrikanischen und indischen Könige halten

ihre Unterthanen wie das Vieh. Sie regieren nicht; sie zehren.

Unter der Monarchie ist der Staat vollkommner, weil alle Kräfte desselben vereiniget sind; in der Republik aber ist der Mensch vollkommner, weil seine Seele einen größeren Wirkungskreis und mehr Gelegenheit hat, sich zu üben. In den Republiken zeigt uns die Geschichte auch mehr Beyspiele von Edelmuth, von Aufopferung, von Standhaftigkeit, als in der Monarchie. Rom und Athen haben uns die größten Redner hinterlassen. Selbst die Streitigkeiten auf dem Marktplatz bilden den Verstand und erheben den Muth. Der Republikaner lernt, sich nicht allein für sich, sondern in dem Staat zu denken; er ist nicht, so wie der Unterthan eines Fürsten, in die engen Schranken seines Hauses eingeschlossen.

Neuntes Kapitel.

Von den Vortheilen und Beschwerden der Gesellschaft.

Wir sind der Gesellschaft unsre Ruhe, die Künste und Wissenschaften, die Handwerke, die Sprache und den Gebrauch der Vernunft schuldig. Der isolirte Mensch würde sich von den Thieren fast nur durch die Gestalt unterscheiden. Ohnstreitig wäre er gänzlich frey, d. h. es würde kein Gesetz ihm etwas

vorschreiben oder untersagen. Die Hindernisse, die ihm im Wege stünden, wären die Dickigte, die Sümpfe, seine Nachbaren, seine Bedürfnisse und die reissenden Thiere. Er hätte vielmehr gar keine Freyheit, weil ihm der Gebrauch der Vernunft gänzlich fehlen würde.

Also ist die Gesellschaft dem Menschen eine Wohlthat, sie bildet ihn. Sie hat freylich auch ihre Beschwerden. Sie beschränkt die Freyheit. Jede Gesellschaft, auch nur von Zween, kann mit einer gänzlichen Freyheit nicht bestehn, da sie sich in einander fügen müssen; Tausende schränken sie nothwendig noch mehr ein. Von Regierung und Gesetzen haben wir schon geredt; wir müssen nun noch von dem Zwang, den uns ein jeder, mit dem wir umgehn, auflegt, ein Wort sagen.

Jeder Mensch hat seinen besondern Karakter, seine Denkungsart, seinen Geschmack. Dies würde das Verständniß zwischen Zween, und folglich noch mehr zwischen Vielen, unmöglich machen, wenn nicht ein jeder sich in den andern schicken wollte. Täglich hat man mit so vielen Leuten, unter welchen Dieser dies, und Jener jenes verlangt, zu thun. Dieser ist munter und rasch, jener kalt und träge; Dieser ist traurig, Jener launisch, ein Dritter ernsthaft. Der spricht, der Andre spielt und noch ein Andrer spatziert gern. Das Verstossen würde kein Ende nehmen, wenn jeder auf seinem Sinn bestünde. Deswegen behält, behauptet und vorzüglich zeigt Niemand seinen besondern Sinn. Kein Mensch sagt seine Meinung gerade heraus, keiner behauptet seinen Satz. Es drückt niemand seine Leidenschaften aus, wie sie sind, und sagt zu den Leuten geradezu, was er von ihnen denkt. Der Widerspruch, der Vorwurf,

der Verweis, erscheinen, aus Furcht zu beleidigen, nicht unter ihrer wahren Gestalt; sie brauchen gelindere Ausdrücke, die man sich zu erklären wissen muß, wenn man sie verstehen will. »Ich bitte um Verzeihung,« bedeutet: »Nein, es ist nicht wahr.« »Sie scherzen;« heißt: »Ihr lüget.« Man sagt zu den Leuten nicht: »Geht, ihr seyd mir unerträglich;« man läßt aber das Gespräch fallen, man sieht nach der Uhr.

Nicht beleidigen, reicht nicht zu; man will gefallen und Zuneigung äußern. Die einfältigen Völker und ungekünstelten Leute bezeigen nur die Neigung, die sie fühlen, und verlangen nur die, die man für sie hegt. Der feinere Theil der gesitteten Völker bezeigt und verlangt sie überall. Deswegen hat man einen allgemeinen gleichförmigen Ton von Wohlwollen, Ehrerbietung und Bescheidenheit eingeführt. Man frägt nach der Gesundheit; man hat die Ehre gehabt, den Herrn zu sehn, zu sprechen; man ist der Diener, der unterthänigste Diener; man küßt die Hände, dankt ergebenst, läßt Respekt vermelden, und nennt die Leute Sie; als wenn es viele wären. Die Könige sagen: Wir, weil sie vor diesem ihren Rath mit einschlossen. Diese Sprache ist gegen Höhere und unter Gleichen, gegen Freunde und Gleichgültige, gegen Geehrte und Verachtete gebräuchlich; man macht Allen dieselben Verbeugungen, Alle werden mit eben dem Zuvorkommen empfangen. Es ist überall einerley.

Dieser Zwang der Sprache, diese Ceremonien, diese Tünche, mit einem Wort, ists, was man Höflichkeit nennt; und man könnte sie beschreiben; Die Kunst,

allen gleich zu scheinen. Deswegen sagen die Gelehrten, daß man nicht bey den höflichen Leuten stehn bleiben muß, wenn man den Menschen und die verschiedenen Karaktere der Völker kennen lernen will; daß man in Paris, London und Berlin immer dieselben Menschen sieht; daß man aber den Pöbel, d. h. die Leute ohne Erziehung und Höflichkeit, beobachten muß, wenn man Karaktere kennen lernen will.

Die Höflichkeit ist etwas sehr angenehmes. Es ist ein Vergnügen, lauter muntere, zufriedene, zuvorkommende, dienstfertige, uns schätzende; oder wenigstens so scheinende Leute, vor sich zu haben. Sie hindert uns aber, die wahren Gesinnungen und die Aufrichtigkeit der Aeußerungen zu erkennen. Man weiß nicht, auf wen man sich verlassen soll, weil alle die nemliche Sprache führen. Die Treuherzigen irren sich, indem sie falschen Aeußerungen trauen; die Andern irren sich auch, indem sie gegen wahre mistrauisch sind.

Uebrigens ists für einen wahrhaften Mann ein großer Zwang, wenn er eine schmeichelhafte Sprache führen soll, indeß er ganz anders denkt.

Daß die Gesellschaft uns mit den Bösen sowohl, als mit den Guten verbindet, ist schon gesagt worden. Eben so ists mit denen, die uns gefallen und misfallen. Man muß öfters mit Leuten Umgang pflegen, deren Sitten, Karakter und Denkungsart sehr unangenehm sind; mit Lästerzungen, Boshaften, Dummköpfen und Unwissenden. Man muß doch mit ihnen leben, und sich in sie schicken, ohne sie merken zu lassen, was man von ihnen denkt.

Ueber viele Dinge darf man nicht immer seine Meinung sagen, wenn man auch die Wahrheit auf seiner Seite hätte. Allenthalben findet man Leute mit Vorurtheilen, die man durch Belehrungen nur erbittern würde. Es war eine Zeit, wo man denjenigen, der die Gespenster und Hexerey bezweifelte, einen Gotteslängner nannte; und wo man einen Gelehrten einkerkerte, weil er gesagt hatte, die Erde, und nicht die Sonne drehe sich herum. Heut zu Tage schreyt man über Gottlosigkeit, wenn man neue Gesänge in die Kirche einführen will.

Zehntes Kapitel.

Von der Ungleichheit des Vermögens.

Ein großes Scheinübel in der Gesellschaft ist die Ungleichheit der Güter. Einige besitzen eine Million, und tausend Andre keinen Thaler. Einer hat Dörfer, Städte, ganze Provinzen; ein Andrer nicht einen Zoll breit Landes. Die Reichen haben starke Einnahme, geniessen im Müssiggange die Ergötzlichkeiten des Lebens, und Millionen haben bey drückender Arbeit kaum das tägliche Brod. Dies ist das Schicksal fast aller Handwerker, Ackerleute, Tagelöhner; mit einem Wort, aller, deren Arbeit der Gesellschaft am unentbehrlichsten ist. Die Künstler und solche, die für die Ueppigkeit arbeiten, haben reichlichern Lohn. Wer eine Bedienung hat, genießt gemeiniglich eine, in Vergleichung mit der er-

ersten Ordnung, ansehnliche Einnahme. Allein man erhält solche nur spät, nach langen Studien, und vieljährigen schlecht, oder gar nicht belohnten Diensten. Der Soldat erreicht erst nach zwanzig oder dreyßig Jahren, wenn er tief in Schulden steckt, oder sein Erbe verzehrt hat, einen einträglichen Grad. Diese Leute, die mit Geschmack gebildet werden mußten, die mit Leuten von Geschmack umzugehn haben, sollen in einer Art sehr kostbarer Pracht leben. Der Hauptmann, der Rath bey einem Gerichtshof, können nicht so wohnen, so essen, sich und ihre Frauen und Kinder so kleiden, letztere so erziehn, wie ihr Schneider, oder ihr Holzhacker; und mit zwanzigfältiger Einnahme haben sie vielleicht doppelte Sorgen. Uebrigens werden alle Bedienungen sehr mäßig besoldet, so daß derjenige, der keine andre Einkünfte hat, nicht standesmäßig leben kann. Nach denen, die in öffentlichen Aemtern stehen, kommen die Handelsleute. Viele besitzen einen großen Reichthum; keiner ist aber so sehr, als diese, allerley Unfällen unterworfen. Endlich sinds die Großen, deren Glücksumstände am glänzendsten sind. Sie haben unermeßliche Ländereyen und Einkünfte, werden aber öfters von eben so starken Schulden gedrückt; weil der Glanz, in welchem sie leben müssen, und den sie manchmal übertreiben, alle ihre Einkünfte erschöpft und übersteigt. In vielen Ländern werden diese Gutsherren als uneingeschränkte Herren des Vermögens und der Personen ihrer sogenannten Unterthanen angesehn; ihre Bauern sind Leibeigne, d. h. ungefähr Sklaven. Die Gesetze haben an vielen Orten diese Leibeigenschaft aufgehoben.

Der Reichthum wird durch Geschicklichkeit, durch Handlung erworben. So wurde z. B. das Haus Medicis groß. Es war eine Familie von Handelsleuten, die so reich wurde, daß Fürsten sich um Verbindungen mit ihr bewarben, und sie zur herzoglichen Würde erhoben. Einige sogenannte glückliche Zufälle, wovon wir schon gesprochen haben, Hinterlist, Plünderung der Feinde, sind auch Quellen des Reichthums. Zuweilen kann man durch wichtige Dienste, die man dem Fürsten leistet, und die er mit Geschenken belohnt, reich werden. Zusammengebrachte Erbschaften machen einen großen Reichthum. Zuweilen auch macht das Spiel, nachdem es Tausende ins Elend gestürzt hat, einen Reichen.

Dieser große Reichthum pflegt selten lange zu dauern; theils weil die Besitzer ihn misbrauchen, theils weil er unter mehrere Erben vertheilt wird. Es giebt Länder, wo der älteste Sohn das Vermögen und die Würde des Vaters erbt, und wo die jüngern nur einen geringen Theil davon, und einen niedrigern Stand erhalten. Das war der Gebrauch zu den Zeiten der Erzväter, daher der Verkauf der Erstgeburt um ein Gericht Linsen. Und der Gebrauch herrscht noch in den großen Häusern in England. In andern Ländern werden die Güter in gleichen Theilen unter alle Kinder vertheilt; die sogenannten Lehne ausgenommen. Die Fürsten folgen etwa seit zweyhundert Jahren dem Gebrauch, ihre Besitzungen ungetheilt zu behalten, und ihren ältesten Söhnen zu überlassen.

Diese Ungleichheit des Vermögens ist unvermeidlich. Es ist ausgemacht, daß der arbeitsame geschickte Mann mehr verdienen muß, als der Träge und Dumme;

und daß der kluge Haushälter mehr, als der leichtsinnige Verschwender, zurücklegen wird. Wer an der Spitze der Regierung ist, hat die Quellen des Reichthums in Händen, und nützt die Gelegenheit. Im Kriege muß der Ueberwundne verlieren, wenn auch der Sieger nichts gewinnt. Wer dem Staate oder dem Fürsten erhebliche Dienste leistet, erhält billig Belohnungen. Dieser Reichthum giebt der Gesellschaft Glanz, und beschäftigt für die Pracht Hände, die bey einer gleichen Vertheilung müssig bleiben würden. Er giebt einigen Familien die nöthige Muße, um die der Führung des Staates, dem Unterrichte und der Gesundheit des Volks heilsamen Wissenschaften zu bearbeiten. Er bringt den guten Geschmack, die Feinheit und Annehmlichkeit der Sitten hervor.

Es ist nicht leicht, reich zu werden. Das ist natürlich. Man kann nur auf Kosten Andrer Reichthum erwerben, und ein jeder trachtet darnach, so viel als er kann zu erhaschen. Wer also nach Reichthum strebt, verstößt gegen alle Andre; die Besitzer halten ihn zurück, und die Nebenbuhler suchen ihn zu verdrängen. Fast nur bey rohen, schlecht gesitteten Völkern, kann man durch eine neue Geschicklichkeit in kurzem grosen Reichthum erwerben. Allein bey einem gesitteten Volke, wo die Geschicklichkeit gemein geworden, wo die Gesetze eines jeden Haabe schützen, bleibt der Reichthum seinem Besitzer, wenn dieser ihn nicht muthwillig verschleudert; und das Erwerben wird unter viele Mitwerber getheilt.

Die wirklich Reichen haben große Vorzüge; sie sind frey von den Sorgen, die den Armen und Mittelmäßigen so oft plagen; Jene sind nicht zu einer harten,

anhal-

anhaltenden Arbeit verdammt; sie behalten Muße, ihren Verstand zu bilden und zu bereichern, angenehme und nützliche Kenntnisse zu sammeln, und die Freuden des Lebens, die sie sich verschaffen können, zu genießen. Ihre Wohnung, ihr Hausgeräth ist schön und bequem, ihr Tisch wohl besetzt. Sie können für das gemeine Wesen nützliche Unternehmen machen, und den Armen helfen. Wenige Reiche aber wissen aus ihrem Vermögen alle diese Vortheile zu ziehn. Einige scharren ohn Ende, und genießen nicht; Andre misbrauchen, versinken in verderbliche Ueppigkeit und Spielsucht, in Schwelgerey und Müssiggang. Selten ist ein reicher Jüngling fleißig genug, um seinen Verstand recht auszubilden; selten unternimmt er eine bestimmte Arbeit, denn der Mensch fesselt sich selten an die Arbeit, wenn Pflicht oder Bedürfniß ihn nicht fesseln. Ein solcher kann der Langenweile, seiner mannigfaltigen Vergnügungen ohnerachtet, nicht ausweichen. Mancher Reiche hat mehr Sorge und Angst, als ein Armer. Ein Gutsherr wird bitterlich über einen Hagelschlag, der einen Theil seiner Aecker getroffen hat, klagen. Ein Kapitalist wird ängstlich, wenn seine Zinsen nicht um die bestimmte Stunde einlaufen; und wer eine Tonne Goldes besitzt, schreyt über den Verlust einiger Thaler, den er erlitten hat. Die Reichen sind gemeiniglich weichlich, schwach, kränklich; die Armen hingegen gesund und stark. Auch ist der Reiche mehrern Unfällen, als der Arme, ausgesetzt. Dieser kann fast nur an seiner Person leiden; Jenen kann man an seiner Person, und an allen Theilen seiner Besitzungen angreifen. Der Bauer fürchtet das Feuer nur für seine Hütte; der

Gutsherr aber für sein Haus, und für alle Häuser auf seinen Gütern. Der Tagelöhner kann da nur leiden, wo er ist; der Amsterdammer Kaufmann kann in Ceylon, und der Londner zu Madras und auf den Caraiben, empfindlich verletzt werden

Die Zufriedenheit, die Gemüthsruhe, die Glückseligkeit hängen fast gar nicht von den guten oder schlechten Glücksumständen ab. Der Reiche kann zufrieden seyn, und auch der Arme. Ein Geistlicher wurde zu einem Kranken gerufen, und fand ihn, auf ein wenig Stroh liegend, mit Lumpen bedeckt. Kein Hausgeräth war da, alles war verkauft worden, um dem Kranken einige Erquickung zu verschaffen. Eine Axt, eine Säge waren sein ganzes Vermögen. »Danket Gott,« sagte der Geistliche zum Kranken, als er diese äußerste Armuth sah; »danket Gott, daß er euch aus eurem Elende »erlößt! — « »Elend!« erwiderte der Kranke, »Sie »irren sich. Ich bin immer mit meinem Zustand zu»frieden gewesen. Dies Werkzeug verschaffte mir Brod, »und ich war immer gesund. Wenn ich wieder auf»kommen sollte, woran ich doch zweifle; würde ich »meine Arbeit wieder vornehmen, und Gott für meine »Genesung danken.« »Aber,« sagte der Geistliche, »ihr »müßt euch doch in den Willen Gottes ergeben.« »Freylich,« antwortete der Kranke mit ruhigem Blick, »wir müssen alle sterben; und ich danke Gott, der mich »zu sich ruft.« — Mit diesen Worten gab er den Geist auf.

Die Armuth hat noch manche andre Ursachen, die in dem Menschen selbst liegen. Ungeschicklichkeit, Faulheit, Verschwendung und unordentliche Wirthschaft

Und dann ist die Armuth selbst eine Quelle von immer größerer Armuth.

Mancher Mensch verschleudert seine Jugend, lernt nichts, und findet sich dann im männlichen Alter außer Stand, sein Brod durch Arbeit zu erwerben. Dieses Schicksal trift mehrentheils solche junge Leute, deren Eltern in einigem Wohlstande leben. Die Kinder glauben, daß sich für sie immer genug finden wird; und weil sie jetzt, ihrer Eltern wegen, in der Gesellschaft wohl aufgenommen werden, so schmeicheln sie sich, daß es ihnen in der Folge nie an Beförderern und Beförderung mangeln kann, und daß sie nur werden wählen und zugreifen dürfen. Sie betreiben daher ihre Vorbereitungen, deren Nothwendigkeit sie übrigens nicht einsehen, mit sorgloser Nachlässigkeit; und erst, wenns zu spät ist, sehen sie ihren Irrthum ein.

Die Faulheit, gemeiniglich ein Fehler der Verwöhnung, ist ein großes Hinderniß zur Erwerbung des Lebensunterhalts Bey vielen jungen Leuten, von guten Fähigkeiten, ist es manchmal eine Folge von eben diesen Fähigkeiten, auf welche sie sich verließen, die ihnen die wenigen Arbeiten der Kindheit und Jugend erleichterten, und Muße gaben, dem Vergnügen nachzujagen, daß ihnen eine ernste Arbeit zum Ekel wurde. Thätig sind sie wohl und suchen überall Geschäfte; dauern aber bey keinem aus. Dieses widerfährt auch denen, die sich viel mit Romanenlesen abgeben. Nur der Zwang in früher Jugend kann diese alle von ihrem Fehler heilen. Sind sie einmal ihre eignen Herren, so ist auch die äusserste Noth nicht vermögend, sie Arbeitsamkeit zu leh-

ren; weil die Mittel dazu ihnen viel zu hart vorkommen.

Es ist klar, daß Verschwendung im Spiel, in der Pracht, am Tische, die Armuth sehr geschwind erzeugen muß. Eine unordentliche Wirthschaft, wo manches gestohlen, und manches andre verdorben und verlohren wird, muß endlich die besten Häuser ins Unglück stürzen.

Geht es einmal rückwärts, dann sind dem einreissenden Verderben die Thore geöffnet. Man macht Schulden, muß Kapitalien verzinsen, die Bedürfnisse auf Credit nehmen und theurer bezahlen. Man hat den Muth nicht, genaue Rechnung zu halten, weil die Rechnung nur das tiefste Elend zeigen würde; es wird folglich manches unrichtig berechnet — Man denkt: — Etwas mehr oder weniger wird die Sache nicht ausmachen. Man läßt anschreiben, und weil man nicht jedesmal bezahlt, merkt man nicht, wie viel darauf geht, und deswegen hält man sich in keinen Schranken. Dies führt nun gerade zum gänzlichen Sturz. Der Credit geht verlohren, alles wird im Detail, und folglich viel theurer, eingekauft.

Es ist überhaupt mit den Schulden eine misliche Sache, und vornehmlich bey einer festgesetzten Einnahme. Wer im ersten Jahre nicht mit seiner Einnahme zureichte, wie will der im zweyten seine Bedürfnisse bestreiten und noch dazu Schulden bezahlen? Und wer weiß denn, was für Unfälle in dem zweyten Jahre noch hinzukommen werden? Eine Krankheit, eine nothwendige Reise, eine Trauer, können einen außerordentlichen Aufwand verlangen: wie dann?

Wenn einmal die Armuth eingerissen ist, dann ist es schwer, sich wieder daraus zu helfen. Mit Geld verdient man Geld. Mit leeren Händen aber ist es schwer etwas anzufangen. Die mehresten Einrichtungen, selbst zu den gemeinsten Handwerken, erfodern Vorschuß; — um seine Wirthschaft sparsam einzurichten, muß man Geld haben, die Waaren zur rechten Zeit anzuschaffen, und aus der ersten Quelle zu nehmen. Wer die Waaren vorräthig kaufen kann, bekommt sie um einen geringeren Preis, weil er zur rechten Zeit und eine Quantität kauft. Die Waaren sind gemeiniglich besser, oder verbessern sich auch wohl in seinem Hause. Wenn man das Holz zur rechten Zeit kauft, ist es trocken, wann man es brauchen will. Derjenige, der alle Tage sein Bedürfniß auf dem Arm holt, der bezahlt es, wenigstens um ein Drittel, theurer, und sein Holz ist grün und giebt kein Feuer. Der Handwerker, der seine Materialien im Detail kaufen muß, wird nie auf einen grünen Zweig kommen.

Die Theurung und die Schlechtheit der Waaren im Detail sind eine von den Beschwerden, welche die Armuth am meisten drücken. Es thut mir weh, wenn ich den Armen sein Holz, die wenige Butter, die er ißt, alle seine nothdürftigen Speisen theurer, viel theurer bezahlen sehe, als der Reiche sie bezahlt; und wenn er bey aller der Theurung dennoch immer nur Ausschuß bekommt! Das ist hart — und doch ist es bey den jezzigen Anstalten nicht zu ändern.

Steht denn der Armuth nicht zu helfen? Vielleicht; und man hat es an manchen Orten mit gutem Erfolge versucht.

An den meisten Orten weiß man kein besseres Mittel, der Armuth zu helfen, als, ihr Almosen zu geben; und das Almosen wird verspendet, so wie es der Arme selbst vor den Thüren, durch Geschrey, Ungestüm und ekelhafte Lumpen zu erpressen weiß.

Daraus entsteht ein zwiefacher Schade.

1) Man hat mehr Armen, als die Noth der Menschheit erzeugt. Der gesunde und starke Faullenzer, der kein Gefühl von Ehre hat, bemerkt, daß man dem schwachen, kranken, hülfsbedürftigen Armen Almosen reicht, und sieht einen Weg vor sich offen, wie er ohne Arbeit sein Leben reichlich fristen kann. Er ist jung, gesund, rüstig. Schadet nichts; er wird sich schon elend und krank zu stellen wissen. Er sucht schmutzige Lumpen auf, macht falsche Verbände auf seine nervigten Glieder, nimmt Krücken, die er des Abends unter die Bierbank wirft. So ausgerüstet geht er von Haus zu Haus, erhebt ein jämmerliches Geschrey, und erpreßt reichliche Almosen. Oder er verläßt sich auf seine Stirnlosigkeit, drängt sich ein, und setzt diejenigen, die es mit ihm nicht aufzunehmen wagen, in die Nothwendigkeit, ihm seinen Abzug abzukaufen. Wo das Betteln und Almosengeben frey ist, da sind gemeiniglich unter zehn Bettlern neun Faullenzer und zügellose Buben, die des Abends, auf Kosten des nützlichen Bürgers, schwelgen, oder Kapitalien sammeln. Das Betteln wird als ein Handwerk und nach Regeln betrieben.

An solchem Orte werden allemal die Sitten unter dem Volk zügelloser. Warum sollte man arbeiten, wenn man keine Lust dazu hat? Was ists nöthig, die

Kinder zur Ordnung anzuhalten? Warum sollte der starke Bube in der Schule und bey dem Meister die langwierigen Lehrjahre aushalten? Sie werden ja alle ihr Brod vor den Thüren finden. Der Junge schleppt sich schon mit einem Mädchen, und zeugt vor dem zwanzigsten Jahre ein paar Kinder. Warum nicht? Es ist ja schon für ihn und für seine Kinder gesorgt.

2) Das andre Uebel, welches aus der freyen Betteley entsteht, ist, daß der Bürger dadurch gedrückt wird; es ist eine Abgabe, die mehr als die bürgerlichen Abgaben beträgt. Dadurch wird er außer Stand gesetzt, wahren Elenden beyzustehen. Der robuste Bettler läuft und kommt überall dem alten, kranken, ohnmächtigen Armen zuvor, so daß diesem nichts übrig bleibt. Wenn man jenen auch abweisen, und dem wahren Armen die Almosen aufsparen wollte — das rohe Volk läßt sich nicht abweisen; man muß ihm geben, um des Gesindels los zu werden.

Aus allen diesen Gründen haben schon viele Obrigkeiten das Betteln verboten, und Cassen für die wahre Armuth gestiftet. Viele gute Leute haben dawider geschrien, daß es ihnen verboten wird, die vornehmste Pflicht der Religion, die Barmherzigkeit auszuüben. Man giebt ihnen aber dagegen zu bedenken: daß sie Barmherzigkeit desto besser, und an wahren Nothleidenden ausüben können; sie dürfen ja nur ihre Almosen der Obrigkeit geben, welche dieselben, so viel als möglich, zur Unterstützung des Elendes verwenden wird: daß jene Art, Barmherzigkeit auszuüben, mehr schadet als nützet, weil sie die Faulheit und Zügellosigkeit befördert: daß Almosen, geben beyweitem nicht die ein-

zige oder die Hauptpflicht der christlichen Menschenliebe ist.

Die Obrigkeiten trachten, so viel als es thunlich ist, darnach, nur den wahren Hülfsbedürftigen Almosen zu geben; denen die arbeiten können, reichen sie Arbeit, Materialien und Handwerkszeug. Den muthwilligen Faullenzer zwingen sie zur Arbeit.

Wenn es nun möglich wäre, dem armen Volke die Lebensmittel von guter Art und zu dem Preise, wie der Reiche solche bekommt, zu verschaffen; so wäre ihm geholfen. Dieß kann aber nie anders, als durch Waarenlager, geschehen, die im Namen der Obrigkeit und unter ihrer Aufsicht administrirt würden. Denn der Kaufmann kann das kleine Detail unmöglich für den Preis verkaufen, für welchen er größere Quantitäten verläßt.

Geldspenden helfen der Armuth nicht. Dieses Geld, das die Armen mehrentheils nicht achten, weil es ihnen nicht schwer zu erwerben geworden ist, wird nicht zu rathe gehalten. Man schmauset einmal, und dann ists vorbey, wenn nicht die Schmerzen und die Betäubung, die der Schwelgerey nachbleiben, noch einige Tage der Arbeit verderben, und so das Elend noch größer machen. Der Arme, der mit Geld nicht umzugehen weiß, weil er selten was sieht, ist wie ein Kind, dem der Vormund die Dreyer zum Bedürfniß zuzählen muß.

Eilftes Kapitel.

Von der Ungleichheit der Stände.

Die Ungleichheit der Stände ist so groß, als die Ungleichheit der Güter. Man unterscheidet den Adel und den Bürgerstand; es giebt aber noch viele Unterabtheilungen. Der Bauer, der Taglöhner, der Kaufmann, der Rath im Gerichtshofe, sind alle unadelich; der Abstand unter ihnen ist aber eben so groß, als zwischen letzterm und dem höchsten Adel. Der arme Landjunker ist eben sowohl ein Edelmann, als der Staatsminister; es ist aber von dem Einen zum Andern ziemlich weit. Ueberhaupt kreuzen die Stände sehr durcheinander, so daß es unmöglich ist, die Abtheilung recht zu bestimmen.

Die Verschiedenheit der Stände entsteht erstlich aus der Geburt; diese nennt man Adel. Dieser hat einen Zusatz zu den Namen *) und sein Wappen zu Kennzeichen. Seine Vorzüge bestehn darin, daß er zu den hohen Bedienungen, zur Minister- und Generalswürde ge-

*) Die Präpposition von. Der Ursprung dieses Zusazzes ist vermuthlich folgender. Der Adel in den alten Zeiten besaß die Güter. Er wurde durch keinen eignen personellen Namen, sondern durch seine Herrschaft benannt, und hieß der Herr von diesem oder jenem Orte, wie jezt noch die regierenden Herren. Diese Benennung ist dann auch auf die übergegangen, die kein Gut haben, und deren Name von keinem Gute hergenommen ist.

langen, ansehnliche Güter, und wichtige Pfründen besitzen kann. Er darf aber, ohne den Adel zu verlieren, keine Künste und keine Handlung treiben, damit der Bürgerstand nicht entblößt, und damit der Adel gezwungen werde, die dem Dienste des Staates nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Der verarmte Adel ist beklagenswürdig; er bleibt ohne Zuflucht. Hingegen kann der Bürgerstand keine ansehnlichen Güter, keine hohen Bedienungen, keine wichtigen Pfründen erlangen. In Ansehung der Bedienungen giebts Ausnahmen. Man hat Bürger sich zu den höchsten Würden, durch Geschicklichkeit und Dienste hinaufschwingen gesehn; sind aber eben dadurch in den Adelstand erhoben worden. Allein, diese Beyspiele sind selten. Der englische Adel kann Handlung treiben. Der Unterschied zwischen Adel- und Bürgerstand ist sehr alt; die Römer hatten ihre Patricier, die von den Plebejern sich unterschieden; jene besetzten die Aemter, und letztere durften in jenen Stand nicht heyrathen. Der Adel ist erblich; man erwirbt ihn durch Dienste, Geschicklichkeit, und kauft ihn mit Geld.

Die Häuser der Souverainen machen eine Art von Adel im höhern Verstande aus, unter welchem noch, nach Verhältniß der Titel, der Größe der Besitzungen und des Alterthums verschiedene Stuffen sind. Das Alterthum ist überhaupt bey dem ganzen Adel sehr wichtig. Der Edelmann, dessen Familie seit dreyhundert Jahren adlich ist, hat vor dem vieles voraus, dessen Vater erst zum Edelmann geworden ist.

Ueber den bloßen Adel erheben sich diejenigen, die den Titel der Freyherren, Grafen, Herzoge, Fürsten ꝛc. führen.

Das Geschäfft ist eine neue Quelle von Verschiedenheiten. Wer eine Staatsbedienung bekleidet, wird mehr als ein Andrer geehrt. Einige Bedienungen haben vor der Geburt den Vorzug. Diese Würden sind nicht erblich.

Unter denen, die keine Bedienung haben, giebt es auch einen Unterschied, ungefähr nach folgender Ordnung: Gelehrte, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Ackerleute und Tagelöhner, d. h. solche, die kein regelmäßiges Handwerk treiben. Der Reichthum führt unter allen neue Verschiedenheiten ein.

Die Gesetze und der Gebrauch machen unter den Geschlechtern einen großen Unterschied. Ueberall steht das weibliche unter Führung, nirgends kann es Staatsbedienungen erhalten. Bei uns hat es in dem geselligen Umgange den Vorzug, die Geschäffte aber sind alle in den Händen der Männer; und die Gesetze halten jenes Geschlecht unter ewiger Vormundschaft. Seine Arbeit wird mehrentheils schlecht bezahlt, so daß es kaum ohne Mann leben kann.

Eilfter Abschnitt.

Von der Größe und Macht des Menschen.

Erstes Kapitel.

Von der Macht und Größe des Menschen.

Der Mensch scheint schwach und klein. Seine Höhe erreicht kaum fünf bis sechs Fuß; und seine Stärke ist gegen die Stärke des Stiers, des Pferdes und des Elephanten, gar nichts. Dennoch hat er eine große Macht, die unsrer Betrachtung würdig ist.

Es ist eine bestätigte Erfahrung, daß die sich selbst überlaßne Erde, mit unermeßlichen undurchdringlichen Wäldern, unzugänglichen Sümpfen, mit Schmarotzerpflanzen und wilden Thieren bedeckt wird. Dies war die Gestalt unsers Germaniens, zur Zeit der Barbarey seiner Einwohner; so die Gestalt Amerika's, als es entdeckt wurde; so ist Finnland, aus Mangel an Menschen. So wären auch unsre Gegenden ohne den Fleiß unsrer Väter. Wir müßten, die Axt in der Faust, uns einen Weg durch Dornen und Gesträuche bahnen, wenn wir ein paar Meilen gehn wollten. Die Flüsse ohne bestimmtes Bett, ohne Ufer, würden noch die

Felder überschwemmen, kothige und stinkende Sümpfe machen, die Luft verderben, unsre Gegend viel kälter machen, und Dämpfe in die Luft erheben, die uns den Anblick der Sonne raubten. Alles hat sich verändert. Wie ist das geschehn?

Man hat die unermeßlichen Wälder niedergehauen und verbrannt, und nur so viel, als wir bedurften, stehn gelassen. Den Flüssen ist ein freyes Bett gegraben, und ihrem Austreten sind Dämme gesetzt worden. Die Sümpfe haben ihr faulendes Wasser in Graben, von Menschenhänden gemacht, ergossen. Die gereinigte, getrocknete Erde hat die Wärme der Sonne angenommen; das Klima ist sanfter, und der Himmel heiterer geworden.

Nach der Zerstöhrung ihrer Dickigte, haben die wilden Thiere die Flucht ergriffen, abgelegene Winkel, oder solche gesucht, wo Rohheit ihnen, neben den menschlichen Wohnungen, einen Zufluchtsort verstattete.

Dieses gereinigte Land ist die Wohnung des Menschen und die Quelle seines Reichthums geworden; welcher Reichthum wieder ein Werk seiner Hand ist. Ohne ihn würde die Erde nichts als Gras tragen, und höchstens einige Heerden nähren. Das Korn, alle vortrefflichen Gewächse unsrer Felder, sind eine Frucht seiner Arbeit. Das Korn wächst nicht wild; es wird bloßes Gras, weun man es nicht baut. Die Kunst macht die Erde fruchtbarer und alle Gewächse ergiebiger.

Wenn wir näher zu den Wohnungen kommen, sehn wir Gärten, die mit mehr Kunst und Fleiß bestellt sind. Hier finden wir Pflanzen, die, wie z. B.

der Kohl, unter der Hand des Menschen ganz umgeartet sind, so daß man ihren ersten Zustand verkennt. Hier vereinigen sich die Gewächse von Amerika, von Afrika und Asien. Die Kunst weiß Früchte zur Reife zu bringen, die einen höheren Grad von Wärme, als die unsers Himmelsstriches, erfordern.

Die mehresten Früchte sind kein bloßes Geschenk der Natur. Fast alle Bäume unsrer Gärten würden unfruchtbar stehn, oder rohe und unvollkommne Früchte tragen, wenn man sie wild wachsen ließe. Der Mensch muß sie umsetzen, pfropfen, von todten Aesten und Wasserreisern und von den Raupen, die sie verzehren, reinigen, wenn sie ihre vortreflichen Früchte tragen sollen. Alle Erzeugnisse der Natur erhalten von der Kunst eine höhere Vollkommenheit. Und so ists mit den Blumen auch; der menschliche Fleiß vermannigfaltigt ihre Farben, und erhöht ihren Glanz Gebet dem Gärtner gewisse Bäume; sollen sie kriechen, oder sich in die Luft heben; sich mit starken Aesten bekränzen, oder zarte Zweige ausstrecken? ihr dürfet nur befehlen. Der Baum wird der Kunst des Gärtners Gehorsam leisten, und die vorgeschriebene Gestalt annehmen: der Johannisbeer- und Rosenstrauch werden in die Höhe schießen, und die Esche und der Apfelbaum eure Wände zieren. Die Früchte werden unter den Eiszacken des Winters reifen.

Wir wollen die benachbarten Wohnungen besuchen. Es sind zwar nur Hütten, die aus Holz, Lehm und Stroh bestehn. Wer kann aber die menschliche Kunst daran verkennen? Man bewundert, und das mit Recht, den Bau der Biber am Lorenzofluß, und am Missisipi.

Von fern, möchte man ihn für Wohnungen des Menschen halten. Aber, ohne die Richtigkeit der Erzählungen der erstaunten Reisenden zu bezweifeln, welcher Unterschied zwischen diesem Bau, und den Hütten hier! Die Ordnung einer weit größeren Menge Gemächer, das Dach, das wohl zusammengefügte Zimmerwerk, die Fenster, die Thüren, die Oefen, die Rauchfänge, die über einander gesetzten Stockwerke, die Treppen, alles verräth die menschliche Kunst, und unterscheidet diese Gebäude von jenen.

Das ist aber, in Vergleichung mit einer großen Stadt, nichts. Ein gutes Steinpflaster giebt einen festen Weg, indeß daß der von Regen und Schnee durchweichte Erdboden kaum dem Fuße des Gehenden steht. Große Häuser, Paläste machen einen herrlichen Anblick. Bemerket die Kühnheit dieser in die Höhe gerade aufsteigenden Mauern, dieser über einander gehäuften Stockwerke, und die doch so fest sind, als wenn sie auf der Erde ruheten. Die Tempel fodern uns vorzüglich zur Aufmerksamkeit auf. Betrachtet diese Gewölbe; es sind lauter Steine, die in der Luft zu schweben scheinen; die Kunst hat sie da oben zu befestigen gewußt, und sie sind unerschütterlich. Ueber denselben erhebt sich der Thurm in die Wolken, mit ungeheuern Massen gemacht und geziert. Messet seine Höhe und vergleichet sie mit dem Menschen, der den Bau aufgeführt hat. Ein Mann hängt daran in der Luft, etwas auszubessern; kaum kann man ihn sehn. Es sind aber doch lauter solche kleine Menschen, die dieses ungeheure Denkmal errichtet haben. Hier ist noch etwas größeres. In diesem Thurme hängen schwere Massen von

Metall. In Wien ist eine Glocke, die dreyhundert vier und funfzig Zentner ohne den Klöppel wiegt, und dieser hat allein dreyzehn Zentner. Sechs wohlbespannte Wagen würden diese Last nicht fortschleppen; der Klöppel allein wäre die Ladung vier starker Männer; und hundert Mann könnten kaum die Glocke aus der Stelle bewegen. Nun seht einmal, wie sie ruht: nicht auf einem Grund, nicht auf starken Mauern, sie hängt. Welche Axe braucht sie? welche Kraft kann sie tragen? Bedenkt, daß sie nicht unten auf der Erde, sondern zweyhundert Fuß hoch in der Luft schwebt. Wie, etwa auf einem Felsen? Nein, auf einem Gebäude, das der Mensch gemacht hat. Und wer hat sie in die Höhe gehoben? Was sollte wohl der Elephant mit seiner Größe, seiner Kraft, seinem mächtigen Rüssel hier vermögen? Er ist zu schwach und zu klein. Der Mensch hat es gethan. Aber was seh ich? diese ungeheure Last bewegt sich; das Zimmerwerk, der Thurm werden niederstürzen, in den Boden sinken! Nichts weniger; seyd ohne Furcht. Die Bewegung fängt erst an, wartet ein wenig. Seht ihr? sie wird immer stärker. Nun ist sie aufs höchste gekommen. Seht, wie diese Masse fliegt, und der Thurm bleibt unerschüttert, wie ein Fels. Das hat der Mensch gemacht!

Nun wollen wir die Wohnungen dieser Stadt besuchen. Da ist der Mensch vor dem Sturm sicher; da empfindet er weder die Kälte des Winters, noch die Hitze des Sommers. Er hat dem Winde, dem Frost und den Sonnenstrahlen Gränzen zu setzen gewußt, und sie dürfen ihn nicht berühren. Er läßt das Licht in sein Zimmer ein, und mäßigt es nach seinem Wohlgefallen.

gefallen. In seinem Gemach empfindet man sanfte Wärme, weil er Feuer darin unterhält, dessen schädliche Kraft er gefesselt, dessen blendendes Licht und stikkenden Rauch er abgeleitet hat. Hier sitzt der Mensch mitten unter den Elementen und den Mächten der Natur, und mäßigt sie dergestalt, daß er ihre wohlthätige Wirkungen genießt, ohne ihre Heftigkeit zu fürchten. Er läßt ihnen nur die Kraft ihm zu dienen. Draußen zerschmettert und stürzt Alles der Sturm; Regengüsse überschwemmen, der Hagel zerschlägt, der Frost tödtet. Dieses Ungestüm trifft ihn nicht; es ist ihm nur ein großes, etwas schauderhaftes Schauspiel.

Der Winter ist da, der Schnee bedeckt die Felder; die Bäume haben all ihren Schmuck verlohren, die kleinen Vögel fallen vor Hunger auf die Erde nieder, der Wolf findet keinen Raub mehr. Der Mensch aber fürchtet den Mangel nicht; ein reicher Vorrath sichert ihm seine Nahrung.

Die Nacht hat die Ruh zurückgeführt, alles schläft; an den schwarzen Wolken, die den Himmel trüben, seh ich eine traurige Röthe, die eine Feuersbrunst verkündigt. Das Feuer ist, durch die Nachlässigkeit eines Unbesonnenen, seinen Fesseln entsprungen, und droht der ruhenden Stadt. Die Flammen lodern von allen Seiten. Ich zittere. Nur einen Augenblick Geduld. Hört ihr die gegebenen Zeichen? bald werdet ihr die Hülfe herbey eilen sehn. Da ist sie; die Kunst hat sie bereitet, und die Ordnung führet sie an, unter dem Schutz der Gesetze. Nun sind schon die Einwohner gerettet, und die Nachbaren gesichert, die Heftigkeit des Feuers legt sich; die Gefahr ist vorüber.

Die Sonne geht auf, und die Straßen der Stadt zeigen mir andre Schauspiele. Ich sehe Lasten fortbringen, und Menschen mit größter Geschwindigkeit von einem Theile der Stadt zum andern eilen. Die Strassen sind mit Koth bedeckt; man erstarrt vor Regen und Kälte. Diese werden von all dem Ungemach nicht getroffen, sie legen ihren Weg trocken und bequem zurück; künstliche Maschinen schützen sie. Betrachtet diese schwere Frachten; zwanzig Mann hätten an der Ladung zu tragen. Welche Kunst in dem Bau dieses Wagens! Wie soll aber diese Masse aus der Stelle? Die Räder tragen sie, deren gleiche Speichen die Bewegung befördern. Thiere verrichten die ganze Arbeit; der Mensch hat dabey keine andre Müh, als darnach zu sehn, ob seine Befehle pünktlich ausgeführt werden.

Hier bietet sich uns eine neue Betrachtung an. Diese schwere Fracht wird von starken Pferden gezogen. Dieses stolze Thier ist unendlich stärker, als der Mensch;

Ein armer Todter liegt, wohin es schlägt:

und doch seh ich ein Kind die Zügel halten und mehrere führen. Es ist wahr, der Schöpfer, der die Menschen begünstigen wollte, hat ihm ein Ansehn gegeben, das die mehresten Thiere fürchten. Es ist wahr, das Pferd ist gegen die Hand, die es versorgt, folgsam und dankbar. Aber nicht sogleich. Sehet ein ungezähmtes Pferd, wie widerspenstig! Eine höhere Kraft, als die seine, die menschliche Kunst, wird seine Heftigkeit wohl dämpfen. Nie hat ein Pferd dem Menschen widerstehn können.

Hier sind widerspenstigere, und noch mächtigere Thiere. Dieser Stier hat furchtbare Hörner. Nun; — Der Mensch wird ihn an den Pflug spannen, oder auf

die Schlachtbank führen, wann er will. Er folgt seinem Führer; saget ihr. Habt ihr denn noch keinen gesehn, der sich loszureissen aus allen Kräften strebte? und ist je einer der Macht des Menschen entronnen? Er machte ihm etwas mehr Müh, das wars all.

Eine andre Gattung von Thieren verdient unsre Aufmerksamkeit. Behend, klug, furchtbar, kühn, kennen sie die Furcht nicht, fallen jedes Thier an, scheuen nicht den Huf des Pferdes, nicht die Hörner des Stiers, nicht die Hauer des Ebers, nicht den Rachen des Wolfes, und sogar nicht einmal die schreckliche Tatze des Löwen. Sie scheuen aber den Menschen, gehorchen ihm, erwarten seine Befehle, und führen sie mit schneller Genauigkeit aus. Sie halten sich zu ihm, schmeicheln ihm, unterwerfen sich seiner strafenden Hand, erdulden seine Härte, und empfinden seine Liebkosungen. Der Jäger verläßt sich auf seinen Hund; dieser sucht das Wild in dem Dickigt auf, steht davor, oder treibt es; holt das erlegte Thier durch Wasser und Sumpf her. Da ist eine ganze hungrige Hetze, die den Raub, den sie verdient, mit offnem Rachen erwartet. Der Mensch hält sie zurück, es darf keiner sich nahen, ehe der Wink gegeben wird. Der Schäfer lagert sich unter einem Baum, sein Hund hütet die Heerde, und hält sie von den Feldern zurück. Der Hund bewahrt das Haus; er wacht, und sein Herr schläft.

Ihr haltet dies alles für Kleinigkeit. In der That, diese Herrschaft ist leicht. Lasset uns also furchtbarere Thiere betrachten. Welches wollt ihr, den Bären, den Löwen, den Tiger, den Elephanten, das Crocodill, das Flußpferd? denn ihr werdet euch wohl bey

dem Wolf, dem Fuchs und dem Luchs nicht aufhalten; diese sind zu klein. Laßt also sehn, was der Mensch gegen jene furchbare Gegner vermag.

Bemerket vorerst, daß alle diese Thiere sich von den Gegenden, wo der Mensch wohnt, und wo Ordnung und Polizey herrschen, entfernt halten. Die Wölfe ziehn heerdenweis in den Pyrenäen herum; sie machen, nebst den Bären, Polen unsicher; sie dringen daselbst in die Dörfer ein, und holen das Vieh weg. Wir kennen diese Thiere nicht anders, als durch die Beschreibung der Naturgeschichte, ob sie gleich, zur Zeit der Barbarey, auch diese Gegenden plagten. Also kann sie der Mensch entfernen und ausrotten, wenn er sich die Mühe nehmen will. Man sagt, daß die Löwen in Barca und Arabien ganze Caravanen angreifen. Sie haben in ihren Wüsten die Macht des Menschen nicht kennen gelernt, daher trotzen sie ihr. In der Barbarey aber sollen sie vor ihm fliehen, und sich ihren Raub abjagen lassen.

Haltet ein wenig; ich höre eine rauhe Musik; der Pöbel versammelt sich um sie her. Ich sehe einen Menschen ein Thier an der Kette halten; und es nach dem Ton dieses rohen Instruments Bewegungen machen lassen. Seine Absicht ist, den Pöbel zu ergötzen, und einige Dreyer zu erhaschen. Es thut mir weh, wenn ich den Menschen, um eines nichtswürdigen Gewinstes willen, sich so erniedrigen, und mit einem Thiere sich aufstellen sehe. Kann er denn nicht durch eine schickliche, und seiner Natur würdige Arbeit ein sichrers Brod finden? Allein, ein andrer Gedanke fällt mir auf. Dieses Thier ist ein Bär; durch seine Stärke, seine Klauen:

und Zähne furchtbar; wie ist er in des Menschen Gewalt gefallen, wie hat er einen Ring durch seine Nase, und einen Maulkorb um seinen Rachen angenommen? Warum folgt er dem Menschen, der ihn bey der Kette hält, wie ein getreuer Hund folgen würde? Wie hat diese plumpe Masse sich aufrichten, — wie hat sie diese Bewegungen lernen können? Er brummt, er thuts wider Willen. Was hat ihn dazu gezwungen? Es ist zu bewundern, daß seine Kraft, seine Plumpheit, seine Wildheit ihn vor dieser erniedrigenden Rolle, die seinem Bau und seiner ganzen Anlage so zuwider ist, nicht haben bewahren können. Beynah möchte ich den elenden Gaukler, der den Bären führt, für ein erhabnes Wesen halten.

Und der Löwe, und der Tiger, — das reissendste unter allen Thieren; haben wir sie nicht im Käfig liegen sehn; haben sie nicht mehrmals dem Volke zum Schauspiele dienen müssen? und doch löscht dieser seinen Durst mit Blut, und verläßt den Raub, den er jetzt erwürgt hat, um einen neuen zu zerreissen; keiner entrinnt ihm, der Hirsch mit aller seiner Schnelligkeit entflieht ihm nicht. Seine Kraft ist erstaunenswürdig, er schleppt einen erwürgten Stier fort, ohne daß diese Last seinen Lauf hemme. Dennoch entziehen ihn seine Stärke, und seine Wuth der Herrschaft des Menschen nicht.

An den Ufern des Oceans, in den Flüssen Afrika's sind noch schrecklichere Ungeheuer. Das Crocodill verschlingt die größten Thiere, und selbst den Menschen, der nicht auf seiner Hut ist. Das Flußpferd hebt einen Nachen auf seinen Rücken, und wirft ihn um. Mit

seinen Zähnen zerbricht und zermalmt es alles, beißt große Löcher in die Böte, und macht sie untersinken. Beyde, mit einer undurchdringlichen Haut verpanzert, scheuen das Feuergewehr nicht; die Kugel prallt ab, ohne sie zu verletzen. Vergebens! der Mensch fängt und tödtet sie.

Ein neues Ungeheuer erscheint. Es ist dreymal höher als der Mensch, hat eine Hand, mit welcher es Bäume ausreißt und große Steine wirft. Im Schritt holt es das laufende Pferd ein. Mit unmäßigen Hauern gewaffnet, bohrt es Mauern durch, reißt es Verzäunungen nieder, und tritt die Hütten zu Boden; nichts hält es auf, nichts kann ihm widerstehn. Den Menschen kennt und fürchtet es nicht. Der Schuß ist dagegen ohnmächtig. Wie! ich seh einen Bau auf seinem Rücken! ein Mensch sitzt auf seinem Hals, und lenkt es mit einem Stecken! Wäre es eins von den folgsamen Thieren, die in dem Hause des Menschen geboren mit ihm vertraut sind, und ihm willig dienen? Nein, es ist ein Waldbewohner, ein wildes Thier; man muß es fangen, seine Wuth bändigen, und es zum Joche gewöhnen. Es wird vermuthlich jung und schwach gefangen? Keinesweges; in seiner größten Kraft wirds gefangen, gezähmt, und zum Gehorsam gezwungen. Sehet es Lasten tragen, den Wagen ziehn und seinem Herrn aufwarten.

Der Löw und der Tiger reissen, das Crocodill verschlingt, der Elephant tritt unter die Füße; allein, keines unterwirft sich die Thiere, zähmt sie, und läßt sich von ihnen bedienen. Hier erscheint der Mensch in zwiefacher Größe. Einmal nährt er die Thiere, be-

fördert ihre Vermehrung, und schützt sie gegen die Unfreundlichkeit der Natur und die Wuth der reissenden Thiere. Andern Theils weiß er sie zu brauchen und zu seinem Dienste zu zwingen: seine Herrschaft gründet sich auf Wohlthat, Weisheit und überlegene Macht.

Es ist gewiß, daß ohne die Sorge des Menschen die mehresten Thierarten weniger zahlreich seyn würden, als sie jetzt sind. Man findet auf dem ganzen Erdboden kein einziges wildes Schaaf. Es ist ein dummes und wehrloses Thier, das sich nicht vertheidigen kann, und nicht einmal zum fliehen Muth und Klugheit genug hat. Daher wird es allen reissenden Thieren zum Raube. Daraus zieht man den Schluß, daß, ohne den Menschen, kein Schaaf mehr auf Erden wäre; und daß also die Erhaltung desselben ein Werk des Menschen ist. Sie werden aber bey Millionen gezählt. Die wilden Thiere sind dem Hunger ausgesetzt; die Thiere aber, die der Mensch beschützt, finden durch seine Vorsicht eine sichre Nahrung. Er sammlet für das Pferd, den Stier, das Schaaf, für alle Hausthiere, und selbst für die wilden Thiere Vorrath. Erstern giebt er in der bösen Jahreszeit Wohnung, vertilgt die reissenden Thiere; die Heerden können, unter seinem Schutz, in Sicherheit weiden, und das Wild hat in seinen Wäldern nichts zu fürchten.

Er verlangt aber auch Dienste von ihnen. Einige nähren, Andre kleiden ihn, und noch Andre verrichten die Arbeit, die er ihnen auflegt. Er thut die schwerste Arbeit nicht selbst; er schleppt keine Lasten, hebt keine

ansehnliche Massen auf eine beträchtliche Höhe, er pflügt keinen Acker. Das müssen das Pferd, der Stier und andre Thiere verrichten. Die Steinmassen, die Glocken, die schweren Balken, die wir auf den Thürmen sehn, hat das Pferd dahin gehoben; der Mensch hat dieses nur geführt. Seine wunderbarsten Werke verrichtet der Mensch ohne viel Müh, weil er fremde Kräfte dazu anwendet, die er sich zu unterwerfen gewußt hat.

Die menschliche Gewalt erstreckt sich sogar auf die Beschaffenheit der Thiere. Daß er sie bändigt und zähmt, ist schon gesagt. Dies ists nicht all. Ihre Gestalt, ihre Farbe, ihr Fleisch verändern sich unter seiner Hand. Der wilde Ochs ist vom zahmen sehr verschieden. Der wilde und zahme Eber sind ein und dasselbe Thier; mit dem Unterschiede, daß der Mensch letzteren verpflegt; und kaum kann man Aehnlichkeit unter ihnen finden. Unser Pferd ist das wilde Pferd nicht. Alles was der Mensch berührt, trägt das Siegel seiner Herrschaft.

Der Mensch besitzt alle Reichthümer der Erde; und die Thiere nur, was er nicht mag. Er genießt alles, und die Thiere theilen sich in Korn, Fleisch, Fische, in Früchte und Kräuter. Viele erklären dies für eine ungerechte Anmaßung. Andre antworten aber darauf, daß der Mensch ein billiges Recht dazu hat, da er die mehresten Früchte baut und erzeugt, und weil er die Vermehrung und Nahrung der Thiere befördert. Dem sey wie ihm wolle; es ist hier von Macht und Größe die Rede; und diese wird durch den Besitz genugsam bestätiget.

Viele Thiere verkriechen sich in die Erde; der Fuchs, und mehrere, graben tiefe Löcher. Die wilde Ziege klettert auf die höchsten Spitzen der Felsen; da nisten auch viele Vögel. Wären diese etwa nicht ausser der Gewalt des Menschen? Im geringsten nicht. Die Löcher in der Erde, die Spitzen der Felsen sind ihm nicht unzugänglich. Dies ist für ihn nur ein Spiel. Sehet die Vögel in den Lüften schweben, die Fische tief im Wasser sich senken. Der Mensch hat keine Flügel, er kann auch nicht in den Grund des Meeres gehn. Dennoch können weder die Vögel noch die Fische ihm entrinnen; beyde wird er ohne Müh, so bald er will, erreichen.

Zwischen den Eisschollen des nördlichen Oceans wohnt ein unermeßliches Ungeheuer; seine Länge ist eine Thurmhöhe, sein Rachen ist ein tiefer Schlund; es spielt mit den Wogen des Meers, und sprudelt sie in die Höhe; man sieht es von fern kommen. Das Meer und seine Eisschollen, die Entfernung des Ungeheuers, seine erstaunliche Größe haben den Menschen nicht abgeschreckt; der Wallfisch fällt in die Gewalt des Erdenbeherrschers. Unsre Töchter schmücken sich mit seinem Raube. Einige Männer steigen in einen leichten Kahn, einen Spies in der Hand, gehn auf das Ungeheuer zu, greifen es an, und fangen es. Das ist keins von den großen Meisterstücken der menschlichen Kunst und Unerschrockenheit; es ist ein ganz gemeines Geschäft, das Werk bloßer Matrosen, die jährlich einige tausend Wallfische fangen.

Die Macht des Menschen erstreckt sich nicht allein auf Thiere und Pflanzen. Wir haben schon etwas von

seiner Gewalt über die Erde gesagt. Als Diener der Fürsehung und ein Bild des Schöpfers, der die Erde, die Pflanzen und Thiere fruchtbar machte, verschönert, verändert, befruchtet er die Erde, vermehrt er die Gattungen, artet sie um, und macht sie zahlreicher; er ahmet einigermaßen dem Schöpfer nach, und bringt neue Wesen hervor, indem er der Materie eine andre Gestalt giebt. Hier härtet er die Erde zu Stein, dort reinigt und verwandelt er sie in ein durchsichtiges Kristall; weiter hin giebt er ihr allerley Gestalten, härtet sie im Feuer, polirt und ziert sie mit verschiedenen Farben. Er schleift den Marmor und die Edelsteine, und giebt ihnen einen neuen Glanz. Das Holz nimmt unter seiner Hand jede ihm beliebige Form.

Findet ihr einige Aehnlichkeit zwischen diesen starken, festen, leichten Zeugen, die mit mannigfaltigen Farben prangen, und dieser schlechten Pflanze, diesem Fließe, dieser Wolle, die auf einem Baume wächst, und jenem Gespinste einer Raupe? das sind doch die Materialien, aus welchen die menschliche Kunst die Zeuge, die euch bedecken und schmücken, verfertigt hat. Ist die Aehnlichkeit größer zwischen dem Brode und dem Korne, zwischen vielen Speisen auf eurer Tafel und den Materialien, woraus sie bereitet sind? Das Thier genießt die Gaben der Natur, wie diese ihm solche reicht. Der Mensch aber verändert und bessert alles.

Auf die Metalle ist seine Wirkung noch größer. Es ist bekannt, daß die Natur diese Schätze tief in die Eingeweide der Erde verborgen, und mit Felsen und Bergen bedeckt hat, als wenn sie darüber neidisch wäre. Der Mensch dringt in diese Abgründe, wo alle Elemente

gegen ihn verschworen scheinen. Die Luft ist darin vergiftet; die Erde droht, ihn unter ihrem Einsturz zu vergraben, die Sonne versagt ihm ihr Licht; unterirrdisches Feuer bricht in Flammen aus, und das Wasser versperrt ihm den Eingang. Der Mensch spottet dieser Drohungen, bricht durch die Hindernisse durch, und trägt die gesuchten Schätze davon. Er erhält sie aber nur unter der Gestalt eines unnützen Steines. Die mit Erd und Steinen vermischten Metalle müssen mit unsäglicher Arbeit davon geschieden werden. Man muß die Steine zermalmen, das Metall schmelzen, und ausdehnen. Welche Werkzeuge hat die Natur dem Menschen zu diesem Behuf gegeben? Sehet die ungeheuren Hammer; keine Menschenkraft kann sie heben; welcher Unglückliche ist zu dieser Arbeit verdammt? Sorget nicht. Der Mensch, der hier, sowohl als irgendwo herrscht, wird nur die Mühe haben, darnach zu sehn, daß seine Befehle pünktlich vollzogen werden. Das Wasser, Räder, Thiere, allerley Maschinen müssen sie ausführen.

Sehet ihm in der mannigfaltigen Bearbeitung der Metalle nach. Sehet ihn, wie er das Eisen nach Gefallen biegt, härtet, erweicht; wie er Gold und Silber Glanz giebt; wie er alle Metalle in Güsse, in Stangen, Platten, in Blech, in Drath, in dünne Blätter, die ein Hauch verweht, und in Fäden verwandelt, die er wie Wolle webt.

Aus den Tiefen des Meeres holt er eine andre Art von Schätzen, von weit geringerm Werthe; die Perlen, die nur gelten, weil die Phantasie sie gelten macht, und deren ganzer Nutzen darin besteht, daß sie die

Macht des Menschen zeigen; welche auch in die Tiefen des Meeres dringt.

Ueberall durchkreuzen große Flüsse das Land, und scheinen den Völkern Gränzen setzen zu wollen. Weit entfernt, den Menschen aufzuhalten, befördern sie die Gemeinschaft und die Fortbringung. Brücken bahnen einen bequemen Weg; Ufer und Dämme schränken das Wasser in sein Bett ein; und Schleusen hemmen seinen zu schnellen Abfluß. Es trägt ungeheure Lasten. Ein einziger Kahn ladet mehr als funfzig Wagen, und diese Fracht ist viel bequemer.

Dies ist Kleinigkeit. Wir wollen dem Fluß folgen. Hier sind wir am Rande eines unermeßlichen Wasserbehältnisses, wozu wir nirgends ein Ende sehn; und wir wissen, daß unser Auge nur ein kleines Stück vom Rande desselben faßt. Diese Wassersammlung ist größer als ganz Europa, Asia und Afrika zusammen. Welch ein prächtiger Anblick! Diese große Wasserfläche ist wie ein Spiegel, den die Sonnenstrahlen vergolden. Nun erhebt sich der Wind, nun weht er mit Heftigkeit; er hebt Wogen wie Berge, das Meer schäumt, der Zuschauer flieht, aus Furcht, die am Ufer brechende Welle möchte ihn zerschmettern und verschlingen. Gewiß, hier ist das Ziel der menschlichen Bahn! diese furchtbare Schranken darf er nicht übersteigen! Er darf nicht? Sehet diese Schiffe, bemerket ihren Bau, ihre Größe. Diese haben eben eine Reise von fünftausend Meilen geendiget; sie haben die Schätze Indiens geholt, die ihr nun ausschiffen sehet. Jene haben neues Land gegen beyde Pole gesucht. Monate lang sind sie herum gefahren, ohne etwas anders zu sehn, als das Meer,

das sie trug, und den Himmel, der ihnen die Bahn bezeichnete. An beyden Enden der Erdkugel haben sie dem Eise trotz geboten. Diese werden beladen; sie sollen nach der neuen Welt. Nehmet euch doch die Zeit, ihre Ladung zu berechnen. Hier ist eines, das acht hundert Tonnen, d. h. so viele Lasten von zweitausend Pfund trägt; nemlich die Ladung von etwa tausend Wagen. Und dies ist noch nicht das größte Schiff. Es giebt welche zu zwölfhundert Tonnen. Welche Kraft wird diese Masse bewegen? Keine zwanzig Mann wird es brauchen, und doch vielleicht zehn Meilen in einem Tag machen.

Man pflegt den, der mit kleinen Mitteln große Dinge ausführt, groß zu nennen. Urtheilt nach dieser Regel von der Größe des Menschen. Die wenigen Matrosen, die dies Schiff führen sollen, werden keine große Mühe haben, wenn die Reise nur einigermaßen glücklich ist. Der Wind wird das Schiff vermittelst der Segel treiben. Der Steuermann, am Ruder sizzend, wird es mit einer Bewegung seiner Hand regieren. Auf dem Meere sieht man keine gebahnte Straße, kein Land, keine Berge, wornach man sich richten könnte seinen Weg zu finden. Diese Magnetnadel wird der Wegweiser seyn. Nun stellt euch den Menschen in diesem Schiffe vor, wie er da ruhig mitten in den tragenden Fluthen sitzt; ohne Mühe den Wind, der seine Seegel schwellt, beherrscht; die Gestirne nach seiner Bahn frägt, und gleichsam dem Meere, den Winden und den Sternen befiehlt, und sie zu seinen Dienern macht. Sehet ihn, wie er ohne Ermüdung, in kurzer Zeit, eine Strecke Meeres zurücklegt, die wir

mit dem Gedanken nicht fassen können, und unermeßliche Lasten wegführt.

Der Mensch weiß sich alle Elemente zu unterwerfen; und man kann von ihm sagen, so wie die Bibel von Gott spricht: Er macht den Wind zu seinem Bothen, und das Feuer zu seinem Diener. Den Wind hält er durch Mauern auf, und erlaubt ihm nicht, ihn zu berühren; er befiehlt ihm, seine Schiffe fortzubringen, und seine Maschinen in Bewegung zu setzen. Ein andermal fängt er ihn ein, und treibt ihn wieder mit Macht aus, um dienstbares Feuer anzufachen, oder seine Instrumente zu beleben, und seine Freudenlieder zu begleiten. Das so mächtige, so unruhige, so furchtbare Feuer, ist seinen Befehlen gehorsam. Der Mensch facht es an, und mäßigt es; zündet es an und löscht es aus, wie es ihm gefällt. Er gebietet ihm, die Metalle zu erweichen, und zu läutern, die Erde zu Stein zu härten, die Steine zu erweichen oder in Kristall zu verwandeln, ihm in der Finsterniß einen neuen Tag aufgehn zu machen, mächtige Schranken niederzureissen, und Felsen zu zersprengen. Er trägt es gleichsam in seiner Hand. Sehet diesen bewafneten Haufen; auf Befehl des Hauptes, fährt das Feuer aus, der Donner kracht, und Tod und Verwüstung fallen auf den angewiesenen Ort. Die Alten erzählen, Zevs habe den Salmoneus, zur Strafe seiner Frechheit, durch das Rasseln seines Wagens auf einer ehernen Brücke den Donner nachzuahmen, mit seinem Blitz getödtet. Welche Strafen müßte Jupiter jetzt erfinden! Was würden diese frommen Alten sagen, wenn sie uns sähen, den

Blitz vom Himmel auf die Erde ziehn, und ihn ohne Gefahr dahin führen, wo wir ihn haben wollen?

Holland verdient die Betrachtung des Zuschauers. Seine Einwohner haben das Land, das sie bewohnen, dem Ocean entreissen müssen. Das Meer ist wirklich höher als einige ihrer Provinzen. Allein der Mensch hat ihm gesagt: bis hieher sollst du kommen, und nicht weiter. Die Erde schien hier dem Menschen ihre Dienste zu versagen; unzugängliche Sümpfe, ein dürrer Boden, eine vergiftete Luft; alles schien dem Menschen den Zugang zu verwehren. Heute ist das Land ein Lustgarten; Auen, Kanäle, mit Bäumen besetzte Wege, mächtige, volkreiche Städte, reiche Einwohner. Dies alles ist das Werk des Menschen!

Wir wollen uns nach andern Schauspielen umsehn. Betrachtet dieses Lager, bewundert seine Einrichtung, forschet seiner Ordnung nach, beobachtet den Gehorsam, die Schnelligkeit und Genauigkeit seiner Bewegungen. Der Stoff zu Betrachtungen ist reich. Welche Ordnung im Zuge, welches Stillschweigen unter so viel Tausenden! Ein einziger ist die Seele dieses unermeßlichen Körpers, und alles geschieht mit der genauesten Pünktlichkeit. Nun stellt er sich in Schlachtordnung. Die Pferde wissen, so gut als die Menschen, zu gehorchen. Ach schade, daß dieses Meisterstück ein Werkzeug der Zerstöhrung ist!

Wir wollen näher zu der Stadt gehn, um welche dieses Heer sich lagert. Graben, Wälle! Ja diese sollen das Heer aufhalten, das die Stadt erobern will. Wer kann durch diese tiefen Graben gehn, und diese Berge ersteigen? Ich sehe Kriegsvolk im

Vertheidigungsstande, Waffen von allen Arten, unter welchen das mächtige Geschütz sich erhebt. Unsre Kriegeshelden versichern uns, daß alle diese Hindernisse, alle diese Wehren ohnmächtig sind, und daß die Stadt in wenigen Tagen übergehn wird. In der That sehe ich das angreifende Heer immer näher, durch Wege in der Erde anrücken, um sich vor dem Geschoß der Stadt zu decken. Unterdessen zerschmettert sein eignes die Wälle. Sehet ihr diese Thürne? Sobald der Belagerer nur will, werden sie einstürzen. Er braucht deswegen nicht heranzurücken. Er hat Blitze, die so gut als die himmlischen von fern zerschmettern. Wenn er will, werden diese Paläste in Aschenhaufen verwandelt, ohne daß er sie berührt.

Es ist ein bewundernswürdiges Schauspiel, Menschen gegen Menschen, und Kunst mit Kunst wetteifern zu sehn. Auf der ganzen Erde hat der Mensch keinen würdigen Gegner, als den Menschen. In jedem andern Wettkampfe ist zu viel Ungleichheit, und der Mensch treibt keinen Ernst. Aber zwischen gleichen Gegnern bietet jeder seine ganze Macht auf, und setzt den Zuschauer in Erstaunen.

Täglich sehn wir den Menschen auf dem Rücken des Pferdes sitzen, und es mit einem Riemen lenken; Feuer und Donner in seinen Händen tragen; den Vogel, der in den Lüften schwebt, zu seinen Füßen hinwerfen; den Hirsch in vollem Lauf treffen. Dies alles ist uns etwas so gemeines, daß wir ohne vieles Nachdenken nichts Großes darin entdecken. Wenn wirs aber zum erstenmal sähen? Als die Spanier in Amerika eindrangen, staunten die Einwohner, die nie Pferde und

Geschoß

Geschoß kannten, als sie die Männer auf Ungeheuern sitzen sahen, und diese Ungeheuer so folgsam, auf den Wink, gehen, halten, jagen, und dabey in der genauesten Ordnung bleiben; als Blitz und Donner aus den Händen der Unbekannten fuhren, und ihre Genossen neben ihnen fielen, den Geist aufgaben, ohne sichtbar getroffen zu seyn, da hielten sie die Fremden für Götter, warfen die Waffen von sich, und fielen auf die Knie, sie anzubeten.

Mit Verwundrung haben wir die Schiffe betrachtet; es bleibt uns aber noch ein größeres Schauspiel übrig. Die Schiffe sind alle, wie ihr wisset, Gebäude von Holz. Es giebt welche, die zu etwas ganz anderm, als zur Handlung bestimmt sind, und Kanonen führen. Ein Stück würde unsre Häuser in den Boden drücken, wenn man es in den dritten oder vierten Stock bringen wollte, wie es im Schiffe steht. Manches hat vierzig und funfzig Kanonen, und ist doch nur ein Schiff von einer Unterordnung. Die großen führen sechzig, achtzig oder hundert; und manche hundert und zwanzig, unter welchen die kleinsten Sechspfünder, und einige Sechzigpfünder sind. Ein Stück, wie letztere, braucht acht Pferde. Solch großes Schiff ist eine kleine Stadt, hat achthundert bis tausend Mann; es enthält die Nahrung für die Mannschaft auf einige Monate; den Kriegesvorrath, eine Menge Kugeln, und, was das schrecklichste ist, ein Pulvermagazin in einem hölzernen Gebäude. Wir zittern, wenn wir einige Pfund Pulver in unsern Häusern haben.

Welches ist aber seine Bestimmung? Der Krieg; es geht mitten im Meere, andre ihm gleiche Schiffe an.

zugreifen. Es bietet dem Feinde, dem Feuer, dem Pulver, den Waffen, mitten unter den Fluthen Trotz, wo dem Ueberwundenen, und dem, dessen Schiff Feuer fängt, nichts als der Tod übrig bleibt. Und wie kämpft man? Mit dem Degen, mit kleinem Gewehr? Nein, mit Kanonen. Man schieße in dem festesten Hause eine Kanone los; es ist zu besorgen, daß das Haus einstürzt. Hier wird die Kanone, die im Schiff ist, abgefeuert. Welche Kühnheit, welche Festigkeit des Baues! Welche Kunst hat es verfertigt? welcher Muth hat es unternommen? Einige Schüsse würden unsre Häuser umwerfen; ein Schiff bekommt zuweilen einige hundert Kugeln. Niemand kann fliehen, oder sich verbergen. Das Schiff hält aus, und fährt nach der Schlacht von neuem durch die Meere. Das ist freylich nicht gut, nicht angenehm; groß aber ists.

Wir wollen noch einen Blick auf den Menschen werfen. Als Herr der Natur herrscht er über die Erdenbewohner. Weder des Einen Stärke, noch des Andern Schnelligkeit; weder die Höhen der Luft, noch die Tiefen des Meeres, noch die Höhlen der Erde, können sie seiner Gewalt entziehn. Den Vogel macht er aus der Luft niederstürzen, und zieht den Fisch aus dem Meere; er zähmt den Elephanten, sperrt den Tiger ein, und fängt den Wallfisch. Die Metalle reißt er aus den Eingeweiden der Erde, und bildet sie nach Wohlgefallen. Er vermehrt Pflanzen und Thiere, und giebt ihnen neue Gestalten Er macht die Erde fruchtbarer, und braucht die Thiere zu seinem Dienst. Er herrscht über die Elemente. Das Feuer gehorcht ihm, das Wasser trägt seine Lasten; er schränkt das Meer ein,

und leitet die Flüsse auf neue Wege. Der Wind führt seine Befehle aus.

»Du hast ihn ein wenig geringer, als die Engel »gemacht; mit Ehr und Würde hast Du ihn gekrönt; »Du hast ihn zum Herrscher gesetzt über die Werke »Deiner Hände; alles hast Du ihm unterworfen, »Schaafe und Rinder und wilde Thiere, die Vögel »unter dem Himmel und die Fische im Meer *).«

»Da sprach Gott: Lasset uns den Menschen ma»chen, ein Bild, das uns ähnlich sey; der über die »Vögel unter dem Himmel, und über die Fische im »Meere, und über die Thiere auf dem Felde herrscht; »und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde **).«

»Noch fehlte diesem Werke ein edleres Geschöpf, »das über die andern herrschte, und das Bild der »allwaltenden Götter wäre. Da wurde der Mensch »geschaffen ***).«

Umsonst würden wir in den Menschen die Größe suchen, die wir in dem Menschen finden. Wenn wir die Menschheit überhaupt betrachten, so erstaunen wir über ihre Größe und ihre Macht. Wenn wir aber je. den Menschen einzeln ansehn, so finden wir öfters nur ein ziemlich kleines, unwissendes, ohnmächtiges, und oft niederträchtiges und lasterhaftes Geschöpf. Weder der Zimmermann, der das Kriegsschiff baut, noch der Soldat, der darauf ficht, noch der Matrose, der es führt, sind ansehnliche Wesen. Keiner unter ihnen hat

*) Psalm 8.

**) 1. Buch Mos. 1. Kap.

***) Ovids Verwandl. 1. Buch.

einen Begriff von der Größe seines Geschäfts; sie führen maschinenmäßig die Plane und die Befehle eines andern aus, und folgen nur fremder Leitung. Selbst der, der das erste Schiff gebaut, die erste Fregatte ausgerüstet, war kein erhabener Geist; er fühlte die Größe seines Gedankens nicht, er setzte nur ein kleines Stück zu dem, was er schon vor sich sah. Also ist die Größe des Plans und der Erfindung in kleine Theile zerstückt, und unter einer Menge Menschen vertheilt, von welchen ein jeder sein Schärflein beygetragen. Das ganze ist groß, wunderbar geworden, ohne daß mans gemerkt hat. Man möchte sagen: der Gedanke ist von dem Beytrag kleiner Geister, wie ein unermeßlicher Schatz von den Hellern des armen Pöbels, groß geworden.

Eben so verhält sichs mit dem Bergmann, der die Grube öffnet; mit dem, der die Metalle läutert, das Feld baut, die Materialien verarbeitet. Es sind gemeine Menschen, die das thun, was man sie gelehrt hat. Der Mensch ist groß; und — weiß es nicht.

Viele suchen den Menschen herabzusetzen: »Wenn »ein Mensch und ein Löwe einander begegnen, sprechen »sie, so wirds der Löwe nicht seyn, der erschrickt. Vor »der Mündung des Geschützes ist der Mensch sehr klein; ꝛc.« Wohl zu merken, daß der Löwe vor dem Menschen erschrecken mag, wenn dieser sowohl, als jener, alle seine Kräfte beysammen hat. Der Löwe ist immer gewaffnet, immer ganz da; und der nackte Mensch, ist nicht der Mensch mit aller seiner Macht. Gewiß würde der Kampf zwischen dem Menschen und dem Löwen sehr ungleich seyn, wenn beyde alle ihre

Kräfte hätten; es würde für den Menschen nur ein Spiel seyn. Freylich schlägt die Kugel den stärksten Menschen nieder, aber wer hat der Kugel die Macht gegeben? Ihre Kraft ist nur die Kraft des Menschen; ohne diesen würden Kugel und Geschütz ohnmächtige Klumpen seyn, ja es wäre keine Kugel, kein Geschütz, kein Pulver da. Dem Menschen nur unterliegt hier der Mensch.

Zweytes Kapitel.

Von den Geistes- und Leibeskräften.

Diese große Macht des Menschen ist nicht in seinem Körper; der Körper ist vielmehr schwach, nackt, wehrlos, kaum den Thieren vergleichbar, wie wir es schon bemerkt haben. Auf die physischen Kräfte eingeschränkt, könnte ers mit Tiger und Elephanten nicht aufnehmen; weder Häuser noch Thürme, noch Schiffe bauen, noch Amerika finden, noch Wälle niederreissen; noch Gewebe machen, noch Metalle schmelzen. Die Macht des Menschen besteht in seinem Verstande, welcher den Abgang eigner Kräfte durch alle Kräfte der Natur zu ersetzen weiß; Hebel, Kloben, die Kräfte der Thiere, ihre Schnelligkeit, Wasser, Wind, Feuer verrichten, durch die menschliche Kunst, was den körperlichen Kräften des Menschen unmöglich ist.

Wir sehn auch, daß die körperlichen Kräfte wenig ausrichten. Der Physiker, der Mechaniker ists, der

aus seinem Kabinet die Operationen von hundert Armen regiert, und in dem die Kraft beruht. Der geringste Bau erfordert einen Führer. Alle diese Arbeiter, die die Erde graben, einen Fluß abzuleiten, oder einen Sumpf auszutrocknen; jene andre, die einen Damm gegen den Fluß oder das Meer aufwerfen, alle diese Handarbeiter, die Steine zusammentragen, Kalk löschen, Balken schneiden; — alle diese würden, ohne den Baumeister, nie das Werk ausführen. Auch wird keiner von den tausend Maurern genannt, die an der Peterskirche zu Rom, oder am Louvre gearbeitet haben, Michel Angelo und Perrault werden genannt, die doch keinen Stein angerührt, keine Mauerkelle zu führen wußten; dennoch wird ihnen die Ehre des Baues zugeschrieben.

So werden Türenne, Friedrich Wilhelm, Gustav Adolph, und nicht ihre Regimenter genannt. Im Kriege kömmt alles auf den Befehlshaber und seine Klugheit an. Fehlt dieses Haupt, so sind die hundert tausend Arme, die es führte, verlohren. Christoph Columbus entdeckte Amerika; und doch hielt er das Ruder des Schiffes nicht, und spannte nicht die Seegel. Die Regierung des Staats wird nicht allen, die daran arbeiten, sondern nur dem Monarchen, dem befehlenden Minister zugeschrieben. Ewig wird man Peter den Ersten, Friedrich, Richelieu nennen, und die Hände, die unter ihnen die Handarbeit thaten, wird man nicht erwähnen.

Die Europäer sind in Ansehung des Körpers die schwächsten Menschen. Grönländer und Irokesen tragen ihren Kahn, wie einen Brodsack. Sie scheuen

weder Eis noch Schnee. Die Kanadenser jagen den Hirsch zu Fuß, funfzig Meilen weit, sagt man, ermüden ihn, und schlagen ihn todt. Die Neger nehmen ihren Mann auf den Arm und laufen mit ihm eine Meile in einem Athem Mann vor Mann, und mit gleichen Waffen, würden ein Amerikaner, ein Neger, ein Indianer jeder zween Europäer auf sich nehmen. Und einige hundert Spanier eroberten Mexico, das Millionen Einwohner hatte. Zwey oder dreyhundert europäische Soldaten nehmen nicht Anstand, ein Heer von zwanzig tausend Indianern anzugreifen. Es war ein Krieg zwischen dem Damel auf der malabarischen Küste und seinem Vasallen, dem kleinen König von Calecut. Ersterer hatte eine Armee von achtzigtausend Mann, und dieser sechstausend. Letzterer wurde aber von den Portugesen unterstützt, die hundert funfzig Mann stark waren. Diese mußten sich aber in drey Haufen theilen; einer besetzte die Schiffe, der andre das Kastel, und der dritte hielt mit den Calecutern das Feld. Gesetzt, beyde erstere Detaschements seyn nur funfzig Mann stark gewesen, so sind hundert im Felde gestanden. Man rechne von der Armee des Damel sechstausend Mann für die sechstausend Calecuter ab, weil die Kräfte von beyden Seiten gleich waren; so bleiben vier und siebenzig tausend Mann Indianer gegen hundert Portugiesen, nemlich sieben hundert und vierzig Mann gegen einen. Und — der Damel wurde geschlagen, und, wenn ich nicht irre, sein Land und seine Hauptstadt verheert. Jetzt haben die Indianer Pulver und Geschütz, überlegene Kräfte, einen starken Leib, zahlreiche Heere; und doch herrscht das kleine Europa über die übrigen Theile des

Erdbodens. Alle Küsten von Amerika sind ihm unterworfen. Die Europäer haben in Guinea Comtoire und Festungen Sie sind Herren auf dem Cap, zu Batavia, zu Surate, auf den Küsten Malabar und Coromandel. Nur in China und Japan kriechen sie, und noch kam es darauf an, die Ursachen dieser ihrer Erniedrigung zu untersuchen. Hingegen besitzt kein asiatischer oder afrikanischer Monarch einen Zoll Landes in Europa. Der Kleine und Schwächere herrscht über den Mächtigen.

Die Römer belagerten Syracusa. Das Heer war zahlreich und mit allen Bedürfnissen zu einer Belagerung versehn. Archimedes, ein alter Greis, der es mit keinem Troßbuben der römischen Armee aufgenommen hätte, war in der Stadt. Allein durch seine große Wissenschaft in der Mechanik, erfand er eine Menge furchtbarer Maschinen, die alle Angriffe des Feindes vereitelten, und die Stadt hielt sich lange. Hier sieht man auf einer Seite eine zahlreiche Jugend, Muth und Waffen; und auf der andern einen schwachen Körper, mit den Kräften eines erhabenen Geistes bewaffnet. Geisteskräfte sind sehr mächtig.

»Ich betrachtete auch die Weisheit, und ich fand »sie groß unter der Sonne. Es war eine kleine Stadt, »und wenig Leute darin. Ein großer König kam, be»lagerte sie und errichtete große Bollwerke gegen dieselbe. »Es war aber in der Stadt ein armer weiser Mann, »der sie durch seine Weisheit rettete. Da sprach ich: »Weisheit ist besser, als Kraft.«

Die Geisteskräfte haben vor den körperlichen große Vorzüge. Diese erreichen nur ein gewisses Maaß; sie

haben ihr Ziel. Ein Mensch könnte vielleicht die Kraft des Pferdes, oder, wenn man will, des Elephanten erreichen; aber weiter könnte er doch nicht gehn. Die Verstandeskräfte hingegen sind einigermaßen unendlich. Man hat neuerlich in den öffentlichen Blättern eine Maschine bekannt gemacht, wo sich die Kraft zur Last wie eins zu vierhundert verhält, d. h. womit eine Kraft von hundert Pfunden vierzigtausend aufwiegt. Wer würde es aber zu behaupten wagen, daß dies das äusserste Ziel ist, und daß man nicht noch eine zehnfache Kraft finden wird? Die Geisteskräfte sind überall anwendbar; die körperlichen thun bey der Schiffahrt, bey Künsten und Handwerken, bey jeder Arbeit, die Geschicklichkeit erfodert, wenig Dienste; und noch weniger da, wo Zusammensetzung einen Plan und Vergleichung erfodern. Die Leibeskräfte haben wir nicht in unsrer Gewalt; wir können sie nur wenig vermehren. Gänzlich aber hängt es von uns ab, unsern Verstand ins Unendliche auszubilden. Der stärkste Mann kann nie einem andern den geringsten Theil seiner Kraft mittheilen; sie ist nur für ihn. Die Verstandeskräfte theilen sich von Einem zum Andern mit, bis auf die folgenden Geschlechter und Jahrhunderte, und bis zu den entferntesten Gegenden. Es bleibt uns keine Spur von der riesenmäßigen Stärke des Herkules und des Milo übrig; aber Archimedes und Euclides Kräfte sind noch zu unserm Gebrauch; und die Kraft, die sie uns hinterlassen haben, setzt uns in den Stand, neue zu erwerben, und unsre Meister zu übertreffen. Endlich in dem allgemeinen Begriff der Unsterblichkeit, dauern die Seelen

kräfte in Ewigkeit fort, anstatt daß die Leibeskraft mit dem Leibe verwest, und sich in der Erde verliert.

Wir sind der Gesellschaft das unschätzbare Gut des Verstandes schuldig. Der einzelne Mensch hat eine kleine Anzahl von Kenntnissen, die dem engen Kreise seiner Bedürfnisse angemessen ist. Der Grönländer, Huron und Neger sind sehr beschränkt, und kennen weder Künste noch Wissenschaften. Die Hirtenvölker sind eben so unwissend; weil diese wenig zahlreichen Völker große Gegenden bewohnen, wo ein jeder leicht das Nothdürftige findet. Bey uns aber, wo die Menschen dicht aneinander geschichtet sind, kann man nicht hinlängliche Nahrung finden, und die Kunst muß die Erde fruchtbarer machen. Die Felder werden getheilt, die Nachbaren verstoßen gegen einander, man muß die Felder messen, und Gesetze machen. Die vereinigten Menschen theilen einander ihre Beobachtungen mit; daher entstehn die Künste, welche Sammlungen von Erfahrungen sind. Diese erleichtern die Arbeit und erzeugen die Muße und den Reichthum; daher entsteht die Pracht, der Geschmack verfeinert sich, verschönert alles, und erfodert eine vorzügliche Geschicklichkeit. Die Eltern sorgen für den Unterricht der Kinder. So wird der Verstand gebildet, und diese Bildung ist der Hauptzug zu der Größe des Menschen. Er bildet sich selbst. Die Natur, die alle ihre Werke vollendet, macht zu den Menschen nur die Grundanlage, und überläßt ihm die Ehre, sich zu vollenden.

Zwölfter Abschnitt.

Vom Wohl und Weh.

Ohnerachtet seiner Vortheile, seines Reichthums und seiner Macht, ist der Mensch sehr zur Klage geneigt. In der That begleiten ihn allerley Uebel von der Wiege an. Krankheiten von allen Arten erwarten sein, und treffen ihn zuweilen. Sonderbar ists, daß gerade der Mensch, das edelste Geschöpf, dem der Schöpfer die größten Vorzüge gewährt, auch die mehresten Leiden hat. Die Schwäche seiner Kindheit ist viel größer, und dauert viel länger, als die Kindheit (wenn ich so sagen darf) der Thiere. Er ist auch in allen Erdstrichen, unter gesitteten und ungesitteten Völkern, weit mehreren Krankheiten, als die Thiere, unterworfen. Um sich aber einen richtigen Begriff davon zu machen, muß man nicht ein pathologisches Verzeichniß der Krankheiten lesen, und dann mit erhitzter Phantasie sich solche, als gegen Einen, gegen Jeden, gegen Sich verschworen, vorstellen, sich als einen Raub, und jene als hungrige Hunde betrachten, die nur den Wink erwarten, um ihn zu verschlingen. Man muß die Erfahrung fragen. Diese lehrt uns, daß der gewöhnliche Zustand des Menschen, die Gesundheit, und die Krankheit nur ein ziemlich seltner Zufall ist; und daß er ohne die Unmäßigkeit,

die Unvorsichtigkeit, die Leidenschaften, und die Aengstlichkeit, noch weit seltner seyn würde. Hiervon muß man einige Unglückliche, die durch Verschulden ihrer Eltern schwächlich gebohren, oder sich durch Weichlichkeit und Ausschweifung schwächlich gemacht haben, ausnehmen. Die rohen Völker, und diejenigen, die ein hartes Leben führen, sind selten krank, und leben ziemlich lange. Von den Erleichterungen bey solcher Art von Uebel haben wir schon gehandelt.

Die rohen Völker kennen kein ander Uebel, als den Schmerz, und wissen ihn gemeiniglich mit einer wunderbaren Geduld, und einem unglaublichen Muth zu ertragen. Der Cannibal, der dem Feind in die Hände fällt, sieht lachend das Feuer anzünden, wo er lebendig gebraten werden soll. Die grausamste Qual ist nicht vermögend, eine Klage oder eine Bitte von ihm zu erpressen. Er singt, trotzet dem Feinde, und erzählt ihm, wie er diejenigen von dem feindlichen Volke, die ihm in die Hände gefallen sind, gemartert hat. Je näher der Mensch diesem Grade der Barbarey ist, desto mehr hat er im Leiden Muth. Die gesitteten Menschen hingegen, die eines weichlichen und bequemen Lebens gewohnt sind, sind viel empfindlicher. Mancher klagt, daß er sich den Finger geritzt hat. Man kann aber doch den Schmerz erdulden lernen, wenn man die natürliche Geduld nicht verlernt hat. Die Geschichte spricht von Männern, die mit heiterem Blick die Schmerzen der Gicht aushielten. Die Erziehung kann den Menschen abhärten. Zu Sparta wurden Kinder auf Dianens Altar gegeißelt und viele starben unter der Geissel, ohne die geringste Klage hören zu

lassen, oder eine Thräne zu vergießen. Ein Knabe hatte einen Fuchs gestohlen, und unter sein Kleid versteckt. Er ließ von demselben sich den Bauch zerreissen, ohne ihn loszulassen, oder sich durch eine Mine des Schmerzens zu verrathen, und fiel todt nieder, ohne daß man merkte, daß ihm etwas fehlte.

Die Armuth ist nur in gesitteten Staaten bekannt. Die rohen Völker aller Gegenden finden ohne Müh das Wenige, das sie bedürfen. Der Grönländer fängt einen Seehund, kleidet sich mit der Haut, speiset das Fleisch, wärmt und erleuchtet sich mit dem Fette. Das Weib baut das Haus mit Steinen und Erde, die sie auf der Stelle selbst findet. Es fehlt ihm nichts. Armuth, Reichthum und Mangel kann er nicht kennen lernen. Uebrigens, wenn es ihm einmal an Speise fehlt, weil der Fang nicht glücklich geht, so macht er sich wenig daraus; er hungert zwey oder drey Tage, oder verzehrt seine Kleider und Schuh. Alle rohen Völker thun ein ähnliches.

Unter uns gehts ganz anders. Fasten können wir nicht, weil wirs nicht gelernt haben. Täglich halten wir unsre vier Mahlzeiten, und wenn eine abgeht, sind wir krank. Wir wissen nicht, wie der Grönländer, ein Stück gedörrten Fisches in die Hand zu nehmen; oder einen Kohl, eine Gurke, ohne alle Zurichtung, wie der Tartar; oder eine Hand voll Reiß ohne Salz und ohne Fett, wie der Neger, zu speisen. Wir müssen Brod, Gemüse, Fett, Fleisch, künstliche Getränke haben. Das alles wissen wir nicht selbst zu bereiten, findens auch nicht auf dem Felde, an den Bäumen, im Wasser; und was da ist, dürfen wir nicht nehmen, es

muß alles durch gleich- und mehr geltende Arbeit erworben werden. Durch mehr geltende Arbeit, sage ich; denn die Arbeit der Erwerbenden muß so viel gelten, als 1) eines jeden Ausgabe; 2) als der Aufwand derer, die nichts hervorbringen, d. h. aller, die den Staat verwalten, den Unterricht besorgen, und die freyen Künste treiben, 3) als der Ueberfluß der Reichen, und 4) als die Staatsbedürfnisse. Also muß jeder sein Nothdürftiges wenigstens durch eine doppeltgeltende Arbeit erwerben. Die große Volksmenge verzehrt stark, und das Feld trägt nicht immer in gleichem Ueberfluß, so daß die Nahrungsmittel zuweilen theuer werden, und daß die Arbeit eines jeden nicht zum Nothdürftigen, d. h. wozu er sich gewöhnt hat, zureicht. Andre thun dieselbe Arbeit, theilen seinen Verdienst, schmählern den Absatz. Der Becker nimmt nicht Schuh für sein Brod, weil er jetzt eben keine braucht, oder weil ihm diese nicht anstehn. Er will Geld haben. Freylich sind die Schuh Geld werth; allein es muß sie doch jemand bezahlen wollen und brauchen. Daher kömmts, daß Armuth bey uns so sehr gemein ist. Kleidung, Wohnung, unsre ganze Lebensart vermehrt sie noch. Mitten unter unserm großen Reichthum ist vielleicht keiner ohne Sorgen; da der Grönländer und Neger hingegen nichts davon wissen. Das kommt daher, daß wir unsre Bedürfnisse weit über unsern Reichthum erstreckt haben. Man vergleiche unsern Tisch, unsre Wohnung, unser Hausgeräth, unsre Kleidung, mit den Sachen der Völker, die ich genannt habe; so wird man die Quelle unsrer Armuth sehn. Sie ist in unserm Reichthum selbst.

Daher sind die polizirten Staaten, wo Künste und Ueberfluß herrschen, die einzigen, wo man von Betteln und Almosen weiß; die einzigen, wo der Staat mit einer Menge Elenden aller Art, die er auf Kosten des gemeinen Wesens erhalten muß, belastet ist. Auch sind diese fast die einzigen, wo man von Diebstahl hört. Wer wird stehlen, wo niemand etwas hat; wo man im Meere, auf dem Felde, oder Bäumen, das Nothdürftige, eben so leicht, als in des Nachbarn Haus, finden kann?

Die Armuth ist kein unerträgliches Uebel. Ueberhaupt genommen, findet man mehr Fröhlichkeit bey dem armen Volke, als bey den Großen und Reichen; wenigstens scheint seine Freude inniger und wahrer. Dies kann zwo Ursachen haben. Man kann denken, daß jenes in der That zufriedener und froher ist, weil Arbeit und Armuth ihm nicht erlauben, der Freude und des Guten, was es zuweilen hat, überdrüßig zu werden; und daß es also dieselben besser schmeckt. Eben diese Ursachen halten seine Begierden, die die Unwissenheit schon sehr einschränkt, im Zaum. Der Reiche hingegen hat alles Angenehme erschöpft; und seine unermeßlichen Begierden hindern ihn im Genuß des Guten, das der Misbrauch schon so sehr geschwächt hat. Es kann auch seyn, daß die Fröhlichkeit von beyden Seiten gleich ist; daß der Arme aber ihr freyen Lauf läßt, und daß der Reiche, den der Wohlstand zurück hält, sie nur mäßig ausläßt, so daß man sie weniger sieht. Die rohen Völker fühlen die Armuth nicht, weil sie keinen Reichthum kennen. Armuth ist ein bloßes Verhältniß.

Arm seyn ist kein Uebel, allein arm werden ist schmerzhaft. Die Gewöhnung zu den Bequemlichkeiten des Reichthums erschwert deren Beraubung. Dennoch hat man Männer gesehn, die mit Standhaftigkeit den Verlust ihres Vermögens ertragen haben. Hieher gehören alle Unglücksfälle, die das Vermögen angreifen, als Feuerschaden, Diebstahl, Krankheit, Theurung, der Verlust eines Vaters oder eines Mannes. Alle diese Unglücksfälle verursachen anfänglich einen lebhaften Schmerz, der aber nach und nach sich legt und verschwindet. Viele haben solches mit Gleichgültigkeit getragen. Wilde und Arme fürchten Diebstahl, Feuerschaden und Bankerut eben nicht.

Alle Menschen sterben, alle verlieren die Frau, den Mann, den Vater, die Mutter, die Kinder und die Freunde. Dieser Schmerz ist empfindlich, die Zeit stillt ihn, und manchen rührt er nicht sehr. Einige sehen ohne Angst dem Tod entgegen.

Eins der grösten Uebel der Menschheit ist die Verstümmlung, oder der Verlust der Glieder, oder der Sinne. Es ist ein Uebel, ein schwaches Gesicht, oder hartes Gehör zu haben; blind, taub, stumm, lahm an Händen oder Füßen, oder bucklicht zu seyn. Es ist aber hier beynah so als mit der Armuth; es ist ein Verhältniß. Wenn irgend ein Mensch einen sechsten Sinn hätte, würde er uns unglücklich schätzen, dessen beraubt zu seyn. Wir fühlen aber diese Beraubung nicht, weil wir keinen Menschen mit einem sechsten Sinne kennen. Wenn aber wir mit unsern fünf Sinnen plötzlich unter viele tausend, mit sechs Sinnen versehene, Menschen kämen, so würden wir uns unglücklich achten.

Und

Und doch hätten wir nichts weniger, als jetzt, da wir sehr zufrieden sind. Mancher hat blöde Augen, und klagt bitterlich, der sich sehr glücklich, sehr von der Natur begünstigt schätzen würde, wenn er in einem Lande von lauter Blinden gebohren wäre; und doch hätte er nicht das geringste mehr, als er hat. Eben diese Betrachtung gilt für Lahme, Bucklichte, und sogar für Blinde und Taube. Alle diese Uebel also sind blos Verhältniß ohne Wirklichkeit. Auch scheinen diejenigen, die sie leiden, darum nicht trauriger, nicht unglücklicher zu seyn. Der Verlust der Sinne und Glieder ist schmerzhaft; allein der Schmerz vergeht. Ueberdieß muß man rechnen, daß die mehresten Unfälle dieser Art eine Folge der menschlichen Unbesonnenheit sind. Was das Uebel erschweret, ist das Unvermögen, etwas zu thun, und die Nothdurft zu erwerben. Es kommt daher, weil wir alle unsre Glieder brauchen, unsre viele Arbeit zu bestreiten. Der Neger, wenn er blind wird; der Lappe, der schlecht sieht, sind eben nicht zu beklagen.

Wir haben gesehn, daß der Mensch die Achtung seines Gleichen wünscht. Alles, was ihm solche zweifelhaft macht, betrübt und quält ihn. Und dieser Verdruß ist vielleicht der häufigste. Viele haben sich darüber wegzusetzen gewußt.

Die Begierden sind eine der reichsten Quellen des Misvergnügens, weil sie allgemein und unerschöpflich sind. Es ist kein Mensch von Begierden frey, und bey dem nicht neue Begierden die Stelle derer einnehmen, die gesättigt, oder durch die Unmöglichkeit, sie zu befriedigen, unterdrückt worden sind. Sie sind desto

größer und quälender, die Leidenschaften, je mehr der Mensch Macht, Reichthum, Kenntnisse und Thätigkeit der Seele besitzt. Der Hottentot und der Feuerländer kennen sie nicht.

Die Begierde bewirkt ein zwiefaches Uebel; sie macht uns das Gute, das wir haben, vergessen, und vergrößert in unsern Augen, was uns fehlt. Das Vergessen des Gegenwärtigen ist ein allgemeines und böses Uebel. Alle Menschen klagen, und ihr Klagen rührt nicht von ihrem Leiden her, sondern vom Mangel Dieses oder Jenes, das sie sich wünschen. Sie haben hundert, öfters weit beßre Dinge, als was sie begehren; davon sagen sie aber kein Wort. Sie sehen und fühlen nichts, als diesen Mangel. Die Klagen fallen niemals auf wahre Mängel. Man sagt seltner: »Ach ich »bin blind, lahm, schwerfällig, ungeschickt, schwach:« als: »Ich kann mir Dieses oder Jenes nicht anschaffen, das »mein Nachbar besitzt. Ich kann nichts, oder nicht mehr so »viel, als sonst, beylegen!« Wird diese Begierde gestillt, so »entsteht eine neue. Es ist der sicherste Weg, niemals zufrieden zu seyn, das, was man hat, nicht zu achten; und nur das, was man nicht hat, zu schätzen. Die Ursach davon ist die Unwissenheit des wahren Werths dessen, was man hat, und dessen, was man wünscht.

Die Furcht vor der Zukunft plagt auch oft die Menschen, zumal wenn einige, auch noch so entfernte, Ursache des Uebels da ist. Viele Leute sind bey einem Ungewitter, auch wohl ehe es herauf kömmt, oder gar ehe es entsteht, in Todesängsten. Man trifft welche an, die keinen Schritt thun dürfen, zittern, die Augen verschließen, die Ohren zustopfen, und sich in Küssen vergraben.

Das Rollen des Donners, der Schimmer des Blitzes bringt sie außer sich. Das ist ein Fehler der Erziehung. Andre etwas ruhiger, fürchten doch alles, was der Blitz thun kann und zuweilen thut. Sie stellen sich den Wetterstrahl vor, wie er schlägt, schmettert und zündet. Das heißt, sich umsonst quälen, denn solches Unglück geschieht selten. Wenn man nach einem langen Frieden von Krieg hört, so ist alles in Schrecken; das Schrecken wird Angst, wenn der Krieg erklärt ist, und die Armeen ins Feld gerückt sind. Die entferntesten Provinzen sehen schon den Einfall des Feindes, Plünderungen, Zerstörungen der Städte, Verwüstungen des Feldes, Mangel und Brand. Wenn die Jahreszeit etwas ungünstig ist, fürchtet man schon alles, was daraus entstehen kann. Was werden wir anfangen, wenns so fortdauert? sagt man. Die Verständigen antworten: »Wirds denn fortdauern? Wird »das alles, was ihr fürchtet, geschehen? Wartet doch, »um zu klagen, und um zu leiden, daß das Uebel da »sey. Was fehlt euch bisher?« Die Lappen kennen diese Furcht nicht. Von der abergläubischen Furcht ist schon gesprochen worden.

Wenn einer Seits der Mensch sich bey dem geringsten Anlaß fürchtet, so vermeidet er andern Theils jedes Andenken des Uebels, so lange es ihm wohlgeht, und macht sich zur Fortdauer seines Zustandes Hofnung. Daher überrascht ihn der Unfall, und die Ueberraschung verdoppelt den Schmerz. Wenn wir zu Nacht durch die Sturmglocke geweckt werden, überfällt uns Schrecken und Entsetzen. Wenn wir aber mitten unter einem Ungewitter Feuerlerm hören, sind wir we-

niger erschrocken, weil das Ungewitter den Gedanken von Feuersnoth schon rege gemacht hat. Wenn ich bey einem großen Brande das Feuer langsam, und von Haus zu Haus zu meiner Wohnung kommen sehe, so erschrecke ich nicht, wenn diese endlich von den Flammen ergriffen wird; weil ich solches schon erwartete. Deswegen lehren uns die Weisen, daß wir unsre Seelenruh bey dem Unglück behalten können, wenn wir uns darauf gefaßt machen; und einer unter ihnen räth dem zurückkehrenden Reisenden, sich vorzustellen, daß er seine Wohnung in der Asche, seine Kinder todt, seine Frau krank, und sein Vermögen verlohren finden wird; damit er nicht vor dem erschrecke, was sich etwa zugetragen haben möchte. Mit einem Wort, vorhergesehene Uebel sind unendlich leichter, als überraschende.

Was jene noch mehr erleichtert, ist, daß man sich zur Hülfe und Rettung vorbereitet haben kann. Wen das Geräusch der Flammen in seinem Hause weckt, der kann kaum sein und seiner Familie Leben retten. Wer das Feuer aus der Nachbarschaft kommen sieht, hat schon alles gerettet, ehe sein Haus brennt.

Die Menschen wünschen viel; und hoffen, was sie wünschen. Wie aber ihre Hoffnung öfters getäuscht wird, haben sie häufige Gelegenheit zur Klage Die Hoffnung ist freylich ein vortreffliches Ding, sie erfreut und ermuntert den Menschen Man kann sogar sagen, sie sey besser als der Besitz Das schmeichelhafte Bild eines gehofften Gutes erfreut mehr, als der Genuß; weil es uns nur die angenehme Seite zeigt, und die Fehler verhehlt. So sieht der Jüngling, der einen Stand wünscht, nichts, als den Vortheil, sein eigner

Herr zu seyn, in einem Hause zu befehlen, und die Ehre und Einkünfte dieses Standes zu genießen. Er kennt den Zwang, die Sorgen, die Arbeit nicht, die den erwünschten Stand begleiten. Uebrigens mag der Gegenstand unsrer Wünsche seyn, wie er will, so verliert er beym Besitz viel von seinem Werth. Wir gleichen den Kindern, die die Weihnachtsgeschenke mit größter Ungeduld erwarten; sich freuen, wenn die Zeit kommt; wenn sie ihre Geschenke bekommen, außer sich sind; und zuletzt alles in dem Winkel herum liegen lassen.

Diese lebhafte Freude der Hoffnung verbittert den Schmerz des Fehlschlagens. Es ist, als wenn man uns ein Gut entrisse; und noch schlimmer, weil wir des gehofften Gutes nicht, wie des besessenen, satt und überdrüßig sind. Und doch geschieht das Fehlschlagen so oft; nicht allein den Unvorsichtigen und Verwegnen, die thörichte Hoffnungen hegen, und die Mittel zu ihrem Zwecke versäumen. Dieser Zufall trift auch den, der mäßig in seinen Wünschen, und in seinen Maasregeln am vorsichtigsten ist. Ein Weiser sagt: »Der Sieg gehört nicht immer dem Starken, »und der Leichtfüßige erhält nicht immer den Preis des »Wettrennens.« Ein Mensch wird alle mögliche Vorsicht brauchen, um z. B. eine mögliche Einrichtung zu machen, und es wird ihm doch fehlschlagen, weil die Umstände nicht günstig sind. Einem Andern, minder geschickten, gelingts über alle Erwartung, ohne daß er sich bemüht hat. Eben der Weise sagt: daß derselbe Zufall den Weisen und den Thoren trift.

Zu jedem Unternehmen muß zweyerley zusammen treffen: Fähigkeit des Unternehmers, und günstige Gelegenheit. Manchmal hat ein Windstoß den Sieg von Einem zum Andern übergetragen. Um den Preis des Wettrennens zu gewinnen, muß man gut laufen können. Allein ein guter Weg ist auch nöthig. Wenn ein spitziger Kiesel den Fuß des Leichtfüßigen verletzt, wenn der weiche Boden unter ihm sinkt; so wird jener minder leichte den Preis erhalten. Ein Handwerker ist sehr geschickt, aber unbekannt; diejenigen, mit welchen er lebt, können ihn nicht beurtheilen; es giebt in der Stadt eben so geschickte Leute als er, die schon lange bekannt sind. Oder er hat Neider, die ihn verschreyen. Also kann er nicht fortkommen; sein Fleiß wird nicht belohnt, seine Hoffnung täuscht ihn. Keine Klugheit kann die Gelegenheit erzeugen, ihr Vermögen geht nur dahin, die gegenwärtige zu nutzen, und sich darein zu schicken. Ihr Vorzug ist, daß sie solche zu nutzen weiß, anstatt daß Dummheit es nicht kann. Wenn die Wege gleich sind, so trägt der Leichtfüßige den Preis des Laufens davon, und in gleichen Umständen werden Klugheit und Geschicklichkeit den Vorzug vor Thorheit und Unfähigkeit erhalten.

Viele Menschen haben sich über den Verdruß der getäuschten Hoffnung zu setzen gewußt. Sie kannten die Unzuverlässigkeit, auch der gegründetsten Hoffnung, haben wenig darauf gerechnet, und Unfälle erwartet. In der That, wer vorher weiß, daß er betrogen werden kann, wird nicht betrogen.

Das Gewissen quält den heftig, der sich Verbrechen, schändliche Laster oder Fehltritte vorzuwerfen hat.

Oft quälen die Menschen einander. Einige suchen zu schaden, und viel mehrere schaden aus Unwissenheit, Unbedachtsamkeit, Leidenschaft; verlästern andre, plaudern ihre Geheimnisse aus, vereiteln ihre Absichten, und verursachen ihnen manche Beschwerde. Das Mittel, diesem Uebel auszuweichen, ist, Andre nicht zu beleidigen, und ihr Wohlwollen zu gewinnen zu suchen. Ein zwiefaches Erleichterungsmittel dabey ist die Vorsicht, die alle Uebel mildert; und der Muth, der sie erträgt.

Es giebt verdroßne oder kranke Menschen, die alles von der schlimmsten Seite betrachten, und das Gute niemals sehn wollen. Die reiche Kornärnte rechnen sie für nichts, und klagen über den Mangel an Fischen. Sie zählen alle Uebel auf, die die Menschen von jeher in allen Theilen der Welt gelitten. Die Unfruchtbarkeit und die Eisfelder in Nova Zembla, die Erdbeben zu Lissabon, die Sklaverey der Neger auf den Zuckerinseln, die Tyranney der kleinen Könige von Guinea, die Pest zu Constantinopel, das Fieber, den Stein, die Gicht, die Wassersucht, den frühen Tod der Kindheit, und die Schwachheiten des hohen Alters, Schiffbrüche und Krieg, alles werfen sie zusammen in ein Bild, und nun wehklagen sie über das betrübte Schicksal der Menschheit, als wenn sie alle diese Uebel zugleich, und in allen ihren Theilen, leiden müßte. Es ist doch richtig, daß die Einwohner von Nova Zembla, wenn es welche giebt, in dem Einsturz Lissabons nicht verschüttet worden sind; daß der Portugiese von den Ketten des Negers nicht gedrückt wird, und vor der nördlichen Kälte nicht zittert. Diese alle sind von

der asiatischen Pest frey. Das in der Wiege sterbende Kind, und der von Gebrechen des Alters gebückte Greis, sind weder in einem Schiffbruch, noch in einer Schlacht umgekommen. Wenn man die Schulden einer Stadt von hunderttausend Seelen summirte, so würde gewiß eine ansehnliche Zahl herauskommen. Was würde aber der Bürger derselben sagen, wenn man ihn so anredete: »Du armer Unglücklicher, du hast eine Million Schul»den!« Ich dächte, er würde herzlich lachen. Was könnte aber der Mensch antworten, wenn man ihm sagte: »Bedauernswürdiger Sterblicher, du erfrierst »im Norden, und liegst unter dem Schutt Lissabons be»graben; du seufzest unter der Sklaverey in Barba»dos, und wirst in Guinea tyrannisch gemishandelt; »du stirbst in der Türkey an der Pest, du wirst in In»dien von den Wellen verschlungen, und in einer »Schlacht vor deinen Mauern erschossen!«

Ein Mann gieng auf seinem Spazziergang vor einem Acker vorbey, wo ein altes Mütterchen Garben band. Das Korn war vortrefflich. Die Alte erzählt dem Gehenden, daß Räuber einige Excesse in einem benachbarten Dorfe begangen; daß die Obrigkeit ihnen nachgesetzt, und daß sie gefangen sind. »Lieber Gott,« setzt sie hinzu: »man sieht und hört doch nichts, als »Böses in der Welt! — Aber, Mutter, sagte jener, »sind die schönen Garben, die ihr bindet, auch was Bö»ses? Und die Wachsamkeit der Obern, die diese Böse»wichter schon ergriffen haben, ist die auch was Böses? »Ja, wenn mans so nehmen will — —!« antwortete die Alte.

Dieser Verdruß, der alles anschwärzt, verschont den Menschen nicht. Er klagt, es gebe keine Treu und Glauben mehr auf Erden, die Menschen seyen falsch, boshaft, betrügerisch, grausam. Freylich giebt es solche; es giebt aber auch Gute. Geht durch eine gangbare Straße, ihr werdet Keinen sehn die Leute muthwillig angreifen, schelten, mishandeln. Allein es fällt eine arme Alte vor Schwachheit; viele eilen zu, ihr aufzuhelfen. Ein Mann soll eine schwere Last aufnehmen, mehrere bleiben stehn, um ihm solche auf die Schultern zu heben, selbst ohne daß er darum bittet. Leute schlagen sich; man springt zu und bringt sie auseinander. Ein Fremder kömmt, fragt nach dem Weg; Niemand weigert sich, ihm solchen zu zeigen; man führt ihn wohl noch einige hundert Schritt. Gehet in die Häuser; allenthalben findet ihr Geräth und Geschirr, das die Nachbarn geliehen haben; der Gebrauch verdirbt sie, und doch haben die Besitzer solche umsonst verliehen. Ein Pferd kriegt den Koller, ein Ochs reißt sich vom Schlächter los; sogleich sind hundert Hände da, das Thier zu halten. Ein Mensch fällt ins Wasser, oder ist in Gefahr, in Feuersnoth umzukommen; man eilt, mit Lebensgefahr, ihn zu retten.

Daß der Mensch gut ist, beweisen die häufigen Dienstleistungen, die reichlichen Almosen, die man verspendet, und zuweilen recht heroische Aufopferungen.

Man erhält von den mehresten Menschen, ohne viele Mühe, reichliche Geschenke an die Armuth, und vornehmlich in großen Nöthen. Als Goslar im Jahr 1780 abgebrannt war, fanden sich in den benachbarten Städten sogleich Leute, welche Lebensmittel zusam-

menbrachten, und solche fuderweise den Nothleidenden zuführten.

Die Geldwohlthaten aber sind nicht der größte Beweis von Herzensgüte. Wie leicht sind einige Groschen hingegeben, deren Abgang man nicht fühlt! Und wenn man auch Goldstücke weggäbe, so hat man sie doch, und man kann sie entbehren; damit kauft man sich von dem Mitleiden, von der Gegenwart des Elendes und von seiner eignen Unruh los, und erwirbt sich die Ehre eines Wohlthäters. Dieses alles ist wohl so viel werth, als der Preis, den man dafür bezahlt. Solche Dienste aber, welche Mühe, Anstrengung, Ausharren verlangen, oder sogar Gesundheit und Leben in Gefahr setzen, oder auch solche, wobey man seine Weichlichkeit unterdrücken, seinen Stolz ablegen muß, solche sind Beweise eines guten, edlen Herzens.

Ein Herr von hohem Stande gieng ins Feld spazieren; weit von der Stadt traf er des Abends am Wege einen reisenden Handwerkspurschen, der neben seinem schweren Felleisen da lag, und ein heftiges Fieber hatte. Ihm ein paar Goldstücke in die Hand stecken, und dann davon gehen, um die Noth nicht anzusehn; — das würde Mancher gethan haben, und seine That wäre gerühmt worden. Aber auch zehn Goldstücke hätten den armen Wicht nicht in die Herberge und aufs Bett gebracht. Unser Vornehmer macht es besser. Er nimmt den Purschen auf und an den Arm, das Felleisen auf den Rücken, und so schleppt er beyde in die Stadt, sein Band und Kreuz auf der Brust. Im Wirthshause versorgt er den Kranken mit allen Bedürfnissen.

In der Schlacht bey Fehrbellin bemerkte Froben, ein Stallmeister des Churfürsten Wilhelms des Großen, daß die Feinde den Churfürsten an seinem weißen Pferde erkannt hatten und nach ihm schossen. Um seinem Herrn das Leben zu retten, sucht er ihn von dem weißen Pferde herunter zu bringen. Er sagt ihm: sein Pferd habe einen Schaden, und er möchte ein anderes nehmen. Wilhelm thut es; Froben setzt sich auf das weiße Pferd, damit die Feinde glauben, der Churfürst sitze noch immer drauf. Er hat nicht lange gesessen, als er heruntergeschossen wird. Man findet in der Geschichte manche Beyspiele eines solchen Edelmuths.

Der Schöpfer hat den Menschen so eingerichtet, daß der Mensch mehrentheils an den Ort hingelockt wird, wo seine Hülfe nöthig ist, und daß er hineilt, ohne die Absicht, zu helfen. Seine Neugierde zieht ihn, eine Schlägerey, einen im Wasser oder sonst in Gefahr schwebenden zu sehen. Wenn er nur erst da ist, so betäubt ihn das Mitleiden so sehr, daß er seine eigne Wohlfahrt vergißt, sich in die Gefahr stürzt, um den Andern zu retten. Sollte man, wenn er noch zu Hause sitzt, ihm sagen: »Komm Freund! dort müssen wir ei»nen Menschen aus dem Feuer, oder dem Wasser, oder »aus den Händen eines Wüthenden retten,« so möchte er wohl sprechen: »Ich kann nicht, es möchte mir selbst »übel gehen.« Und wollte er auch gehen, so würden Frau und Kinder ihn mit Thränen und Umarmungen zurückhalten.

Die unselige Neigung, das Böse zu fühlen und das Gute zu verkennen, ist sehr gemein. Fast alle Menschen haben diesen Fehler. Es ist eine Folge der Un-

zufriedenheit, der Unwissenheit des Guten, der Verwöhnung im Genuß, und selbst einer übelverstandenen Gottesfurcht. Viele halten die Freude für eine Sünde gegen Gott, und glauben, daß der Allgütige Vergnügen an der Niedergeschlagenheit und der Traurigkeit der Menschen findet. »Ein göttlicher Fluch, sagen sie, »ruhet auf der Erde; diese Welt ist ein Jammerthal.«

Die Langeweile plagt diejenigen, die bloß nach Vergnügen streben. Sie ist den rohen Völkern unbekannt, welche nicht, so wie wir, zur Arbeit, zum Genuß, zum Anschaun von tausend Gütern gewöhnt sind, und nicht so viel Seelenkräfte, nicht so starke Leidenschaften haben. Wir hingegen, die wir beständig unsre Denkkraft mit Arbeit, mit Planen und Wünschen oder mit Vergnügungen beschäftigen, können die Unthätigkeit nicht ertragen; Müßiggang und Langeweile sind uns schwere Lasten, und wir müssen immer etwas haben, Arbeit oder Vergnügen, oder Projekte, oder Hoffnungen, oder Furcht, oder Reue, oder Traurigkeit, oder eine andere Leidenschaft, womit unsre Thätigkeit sich beschäftige. Die anhaltende regelmäßige Arbeit ist das beste Präservativ gegen dies Uebel; denn das Vergnügen ermüdet, und läßt unangenehme Zwischenräume.

Die mehresten klagen nur deswegen, weil sie das Glück in einem fantastischen romanhaften Ich weiß nicht was setzen; in einer Art von Bezauberung suchen, wovon sie keinen bestimmten Begriff haben. Das richtigste, was man hierüber sagen könnte, wäre dies: daß sie die Zufriedenheit in einem immerwährenden, voll-

kommnen, innigen Genuß zu finden denken. Allein dieser Begriff ist durchaus fantastisch, und widerspricht der menschlichen Natur. Genuß ermüdet, und verwandelt sich in Ekel. Je lebhafter er ist, desto mehr greift er die Kräfte an, und desto drückender ist die erfolgende Schlaffheit. Genuß fodert Ruhe und Nachlassen, und ich möchte wohl sagen, Uebel, um das Gute durch den Gegensatz zu heben. Das immerwährende Wohlseyn ermattet, und die Mannigfaltigkeit des Vergnügens erschöpft nur noch schleuniger. Der Mensch ist also einer Glückseligkeit, die in einem immerwährenden Taumel, in einer ununterbrochenen Verkettung lebhaften Genusses bestände, durchaus unfähig. Dieser Zustand ist eine Unmöglichkeit.

Der große Haufen denkt in dem Reichthum die Glückseligkeit zu finden, und schätzt den Reichen, und den Reichen allein, glücklich. Was aber sonderbar ist: Niemand will reich heißen, und wird so nur von den Minderbegüterten genannt. Selbst wer was erwirbt, oder großes Vermögen besitzt, sieht den Reichthum nur in höhern Stufen. Alle diese mögen Recht haben, sich nicht reich zu schätzen, denn das Reichseyn besteht nur in dem Ueberschuß des Vermögens über die Bedürfnisse. Nun gelten auch die Wünsche für Bedürfnisse, und sind in der That sehr dringende Bedürfnisse. Wie nun aber im ganzen Leben vielleicht kein Augenblick ist, wo das Vermögen die Wünsche übertrifft, so kann kein Mensch reich seyn. Der Irrthum in der Schätzung des Reichthums besteht darin, daß man die Glückseligkeit von einer höhern Stufe erwartet; denn wenn man solche erreicht, so werden die Begierden immer mit dem

Vergnügen zunehmen, und dieses wird jene niemals erreichen; so daß man auf diesem Wege die Glückseligkeit nimmermehr finden kann. Auch hört man den Reichen sowohl, und lauter noch, als den Armen, klagen. Er ist wirklich nicht durch seinen Reichthum glücklich, weil er sich weder reich noch glücklich zu seyn glaubt. Wir haben schon von den Mühseligkeiten, Beschwerden und Unruhen des Reichthums gesprochen.

Das einzige Mittel, reich zu seyn, ist, das Vermögen und die Begierden in Gleichgewicht zu bringen, oder das Uebergewicht des erstern über letztere zu suchen. Uebrigens ists gleichviel, ob die Masse des Vermögens groß oder klein ist. Der Grönländer ist reich, denn er theilt ohne Anstand sein Abendessen mit seinem Nachbar, der nichts hat, ohne für die Zukunft zu sorgen. Und doch ist sein Vermögen sehr gering; aber seine Begierden sind noch geringer.

Wie kann man dies selige Gleichgewicht erhalten? Es ist Niemanden möglich, sein Vermögen seinen Wünschen gleich zu machen, indem er ersteres beständig vermehrt. Man kann den Reichthum nicht nach Belieben erwerben; und dann, was hilfts, immer mehr zu erwerben, wenn die beständig mit fortwachsende Begierde immer höher, als das Vermögen, steigt?

Alexander hatte ganz Asien erobert, und betrübte sich herzlich, daß er nicht auch den Mond erobern konnte. Der Reichthum ist also nicht in der Vermehrung des Vermögens zu suchen, sondern in der Mäßi-

gung der Begierden. Wer sein Vermögen nicht bis zu seinen Begierden erheben kann, und daher diese zu dem Maas jenes herabstimmt, ist reich und glücklich. Diogenes war in seinem Fasse reich; der Neger ists, bey einer Handvoll Reiß, auch. Ersterer, weil er die Nichtigkeit des Reichthums kannte, und dieser durch eine glückliche Unwissenheit des Reichthums. Alle unwissende und ungesittete Völker sind hierin glücklich. Je weiter unsre Kenntniß geht, desto weiter erstreckt sich auch die Begierde; bis daß jene ihre höchste Stufe, wozu wenige gelangen, erreicht, nemlich die Einsicht des wenigen Werths des Reichthums, seines innern Gehalts, und seines Unvermögens, uns Genüge zu leisten. Diese höchste Stufe des Wissens erzeugt, eben so wie die Unwissenheit, Mäßigung und Glück. Das Mittel also, hierin zufrieden zu seyn, ist gänzliche Unwissenheit oder vollkommene Erkenntniß. Das Halbwissen verursacht nur Unruh und Misvergnügen.

Uebrigens kann der Reichthum, nicht an und für sich, sondern nur als Mittel, durch seinen Gebrauch zu unserm Glück beytragen. Als Robinson an seine Insel geworfen wird, ist es sein erstes, sein Gold zu vergraben, und mit Gefahr seines Lebens nach den Trümmern des Schiffes zu gehen, nicht um Gold zu holen, sondern um Brod, Korn, Leinwand, Nägel, Bretter zu suchen. Der größte Schatz ist unnütz, wenn man nicht einen Theil davon ausgiebt, und alles, was liegen bleibt, ist für Nichts zu rechnen. Also kann man in dem Reichthum weiter nichts, als seine Anwendung, suchen; und die Anwendung desselben,

die den geradesten Weg zum Glück zu geben scheint, ist das Vergnügen, wovon wir schon gesprochen haben.

»Eitel über eitel! alles ist eitel! Ich bin König »von Israel gewesen, und habe zu mir selbst gesagt: »Ich will das Leben genießen. Ich habe also alle mög»liche Ergötzlichkeiten erworben, ohne doch von Weis»heit und Mäßigung abzugehen. Ich habe mir aller»ley Kostbarkeiten angeschafft, Paläste gebaut, Gärten »gepflanzt, Teiche gegraben, Wasserkünste angelegt. »Ich hatte eine Menge Bedienten und Sklaven; zahl»reiche Heerden von aller Art. Ich habe Gold und »Silber, Geschmeide und andre Kostbarkeiten gesam»melt; viele Sänger und Tonkünstler gehalten. In »allen diesen Stücken bin ich reicher, als irgend einer »meiner Vorgänger auf dem Thron, gewesen. Ich »habe meinen Augen keinen Wunsch, und meinem Her»zen keine Freude versagt: und ich habe gesehen, daß »alles eitel ist, und daß ich mir viel vergebliche Mühe »gemacht hatte.« *)

Mit Ehre und Würden verhält sichs, wie mit dem Reichthum. Wer sie nicht besitzt, betrachtet sie als ein beneidenswürdiges Gut; und wer sie hat, findet das Glück nur in höheren Graden. Gewiß ists, daß die Würden ihre Vortheile haben. Selbst die leersten Ehrennamen erhalten Achtung, Vorzüge, werden ausgezeichnet; und das ist immer angenehm. Auch werden bloße Titel zuweilen theuer genug erkauft. Denn die Obrigkeit verkauft Titel. Wer aber einmal die

Ehren.

*) Pred. Salom. 1. Kap.

Ehrennamen gewohnt ist, fühlt dies Vergnügen nicht mehr; es ist ihm zu einem Bedürfniß geworden, dessen Sättigung ihn nicht erfreut, das ihn aber quälen würde, wenn es unbefriedigt bliebe. Wenn man zum erstenmal eine Feder, ein Portepee, ein Kreuz, ein Band trägt, so sieht man einigemal des Tages darauf; so wie ein Kind, das einen neuen Rock anzieht. Zuletzt aber sieht man nicht mehr hin, und man trägt solches, wie seinen Hut und seine Schuh, und fühlt weiter nichts, als die Beschwerde der Würde.

Denn es giebt keine Würde, keinen Ehrennamen, wenn es kein leerer Titel ist, kein Amt, das nicht Pflichten auflegt. Es ist billig, daß man die Würden des Staates nur durch Dienste erlange. Wer aber dem Staate dient, ist den Obern Rechnung von der Erfüllung seiner Pflichten, und von allen Unordnungen, die die Nachlässigkeit erzeugt, abzulegen schuldig. Während daß der Soldat schläft, wacht der Heerführer, macht Entwürfe und Einrichtungen für die allgemeine Sicherheit, und die Bedürfnisse des ganzen Heeres. Der Hauptmann steht für alle seine Soldaten; er ist für ihre Nachlässigkeit, ihre Unordnung, ihre Untreue verantwortlich. Der Magistrat muß für die öffentliche Ruhe sorgen; der Bürger darf sie nur genießen. Dieser arbeitet wann er will, wann es seine Bedürfnisse heischen; verläßt er seine Arbeit, so frägt ihn keiner: Warum thut ihr das? Der Mann

im Amte muß die Arbeit zu der Zeit, die ihm der Vorgesetzte dazu anweiset, verrichten; und es wird nicht gefragt, ob er sie bey Tage vollenden kann, oder ob er die Nacht zu Hülfe nehmen muß. Hat er eine Feyerlichkeit in seiner Familie, so muß er sie verlassen, und zur Arbeit gehn. Wird er nicht fertig, so ist bittrer Vorwurf, Geldbuße, die Strafe seiner Vernachlässigung; es wird keine Entschuldigung angenommen. Ein Mann im Amte verheyrathete seine Tochter. Der König verlangte die Ausfertigung einer Sache. Vater und Bräutigam mußten arbeiten, und wurden so eben damit fertig, als der Geistliche kommen sollte. Wären sie nicht fertig geworden, so hätten sie den ganzen Tag arbeiten müssen. So etwas begegnet keinem Handwerker. Je höher ein Mann steht, desto wichtiger ist sein Amt, und desto größer folglich der Zwang. Je näher er dem Monarchen ist, desto mehr schränkt ihn dessen Aufsicht ein; strenge Befehle drängen ihn; und die Ungnade ist desto furchtbarer. Selbst die Fürsten sind in Gefahr. Gustav Vasa, der nachher König in Schweden wurde, grub die Bergwerke in Dalecarlien, um zu leben, und sich zu verbergen; Carl der Erste starb in England auf dem Blutgerüste. Viele Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen sind im Gefängniß gestorben.

Man sieht daraus, daß das Glück nicht in den Gütern, sondern in der Art sie zu besitzen und zu genießen besteht; und daß jede Lage ungefähr gleiche

Vortheile und Beschwerden hat, so daß man in jeder das Glück ebenfalls finden kann. Was das Uebel betrifft, so kann mans ertragen lernen; alsdann stört es die Ruhe des Gemüths nicht. Also ist das Glück in unsern Händen, nur muß man es zu finden wissen. Eine richtige Kenntniß vom Werth, Dauer und Wirklichkeit des Guten, und von der Last des Uebels, eine muthige Seele, und gemäßigte Begierden, sind die Mittel dazu.

Derjenige ist glücklich, der die Güter, die er besitzt, zu genießen weiß, und derselben Mängel kennt und erträgt; der die unvermeidlichen Uebel mit Muth leidet; der durch anhaltende Arbeit vor der Langenweile sich bewahrt, welcher durch Gewöhnung Geschmack zur Arbeit gewonnen hat, so daß ihm die Arbeit selbst zum Genuß wird; der die Güter, die er täglich zu seiner Erhaltung genießt, unter die Güter rechnet; seine Ruhe, seine Speisen, Gesellschaft und Einsamkeit wechselsweise nach Gelegenheit genießt. Man sieht aber, daß die Glückseligkeit mehr von der Gemüthsbeschaffenheit des Menschen, als von den Umständen abhängt. Jesus, der mit ruhigem Gemüth seinen Geist in die Hände seines Vaters übergiebt, ist, selbst am Kreuze, glückselig. Die Glückseligkeit hängt von uns ab, ihre Quelle ist in uns.

Zuweilen nennt man Glück das unerwartete Erhalten eines, unsern Wünschen gemäßen, Vortheils. Man sieht wohl, daß es der Mühe nicht werth ist,

einen so schönen Namen für solche Kleinigkeit im Munde zu führen. Das Glück ist ein dauernder Zustand der Zufriedenheit; und der Zustand hängt vom Ungefehr nicht ab.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Villaume, Peter,

Geschichte des Menschen

Leipzig 1802
Bamberg, Staatsbibliothek -- Anthr.o.39-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11422969-0